
3 1761 06767533 0

Ludwig Timotheus Freiherrn v. Spittler's
vermischte Schriften

über

deutsche Geschichte, Statistik und öffentliches Recht.

Herausgegeben

von

Karl Wächter.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

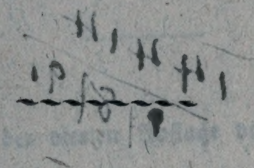
Ludwig Timotheus Freiherrn v. Spittler's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl Wächter.



Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

Grundriß

der

Geschichte

der

christlichen Kirche.

Nach der vierten Auflage von 1806.

Vorrede

zu der ersten Ausgabe von 1782.

Ein kleiner Grundriß der Kirchengeschichte, der, für eigene Lectüre nicht ganz uninteressant, doch zugleich bei öffentlichen Vorlesungen gebraucht werden könnte, scheint den Bedürfnissen des gegenwärtigen Zeitalters besonders angemessen zu seyn, da allgemeine Aufmerksamkeit auf die großen Veränderungen der Katholischen Hierarchie gerichtet ist. Die Schwierigkeit, zwei solche ungleichartig scheinende Zwecke zu vereinigen, wird vielleicht bei billigen Richtern manche Fehler entschuldigen, welche bei erster Darstellung eines solchen Versuchs fast unmöglich zu vermeiden sind. Ich habe, wie gleich aus der Geschichte der ersten Periode erhellen wird, alles bloß Gelehrte hinweggelassen, die pragmatischen Hauptpunkte kurz zusammengestellt, und bald mehr bald weniger merkbar den Leser auf den Platz hinzuführen gesucht, auf welchem das Ganze und das Verhältniß aller einzelnen Theile, meinem Bedünken nach am richtigsten überschaut werden konnte. Diesem Plane vollkommen treu zu bleiben, sind durchaus alle Citate hinweggelassen worden, und selbst der Versuch, nur hie und da einige der aufklärendsten beizufügen, würde zu einer unangenehmen Weitläufigkeit verleitet haben. Die Literärgeschichte der Kirchenscribenten schien mir, so wie sie nach Mosheim's Beispiel gewöhnlich beigefügt wird, kein nothwendiger Theil einer pragmatischen Kirchengeschichte zu seyn, der Name eines gro-

ßen Kirchenschriftstellers wird am bequemsten hie und da in die Erzählung einer gewissen Hauptbegebenheit eingeflochten, und die kleinen Erläuterungen, auf welche oft ein absichtlich gewählter Ausdruck in den beigefügten chronologischen Tabellen begierig machen kann, geben häufige Gelegenheit, den Namen eines manchen ältern und neuern Kirchenschriftstellers zu nennen, welcher in der fortgehenden Erzählung keinen Platz fand. Alle solche Verschiedenheiten dieses Grundrisses von ähnlichen ältern und neuern Versuchen kann ich mit Ruhe der eigenen Bemerkung und dem Urtheil des Lesers überlassen, ohne ihn durch eine Apologie vorbereiten zu wollen: aber nun mein Manuscript gedruckt vor mir liegt, bemerke ich selbst hie und da einen Fehler, den mich vielleicht schriftstellerische Eigenliebe, bei diesem einmal gewählten Plane, zu sehr für unvermeidlich halten läßt. Die Neigung kurz zu seyn und doch viel zu sagen, scheint oft dem historischen Ausdruck hie und da eine entscheidende Heftigkeit zu geben, welche allem Zweck historischer Belehrungen entgegen ist. Doch selbst der bisher schwächere Theil des kirchenhistorischen Publikums, dessen Ohr nicht genug geschont werden konnte, selbst der Römisch-Katholische Klerus ist nun durch viele schmerzhafte Operationen endlich so sehr an Hörung der ganzen Wahrheit gewöhnt, daß es um einiger wenigen willen nicht der Mühe werth ist, sich reuen zu lassen, die erkannteste Wahrheit im Tone der vollesten Ueberzeugung gesagt zu haben.

Vorrede

zur zweiten Auflage von 1785.

Bei dieser zweiten Auflage dieses kleinen Entwurfs einer allgemeinen Kirchengeschichte sind mehr nur einzelne kleine Abänderungen gemacht worden, als daß im Ganzen eine Veränderung hätte ausgeführt werden können, welche dem Plane, der meinen gegenwärtigen Ueberzeugungen entspricht, gemäß gewesen wäre. Letzteres hätte ein völlig neuausgearbeitetes großes Werk erfordert, zu dessen würdiger Darstellung manche Vorarbeiten erst noch vollendet werden müssen, welchen allein die Musse mehrerer Jahre sowohl nöthige Vollständigkeit als Reife geben kann.

Die erste nothwendigste Hauptveränderung wäre unstreitig gewesen — sorgfältiges Citiren aller Stellen, worauf sich diese und jene Anspielung, oft die Wahl gerade dieses Ausdrucks beziehe. Mancher hält es vielleicht für Intoleranz, wenn einmal vom Pabst der Ausdruck Untergott, Vicegott gebraucht wurde, aber diese und andere ähnliche Ausdrücke sind gerade von dem Pabst, bei dessen Namen das Wort vorkommt, entweder selbst gebraucht, oder von seinen Freunden ihm beigelegt wor-

den, wie in einigen solcher Fälle selbst schon aus Heidegger erhellt. So wäre selbst schon allein in solchen Beziehungen eine recht sorgfältige Treue im Citiren nothwendig gewesen, aber auch diese Hauptveränderung hätte nothwendig mehrere Hauptveränderungen erfordert, welche der ganzen kleinen Schrift eine Ausdehnung zum brauchbar großen Werk hätten geben müssen.

Göttingen, den 20. April 1785.

Inhalts-Anzeige.

Seite

Geschichte der äußern Verfassung der Kirche vorzüglich der Hierarchie.

Geschichte der Lehre, als Religion und Theologie betrachtet.

Dritte Periode,

von Muhammed bis auf Gregor VII.

Geschichte der Ausbreitung der Christlichen Religion.

Geschichte der Verfassung und Hierarchie dieser Periode.

Seite

Vorbereitung.

§. 1.

Es gehört selbst zu den Lehren der Christlichen Religion, daß sich ihre Bekenner zu einer gewissen äussern Gesellschaft vereinigen sollen; und wenn auch die ersten Lehrer derselben nicht so sehr darauf gedrungen hätten, so trug doch wie zur Bildung, so auch überhaupt zur Existenz einer solchen äussern Gesellschaft schon die Art der ersten Ausbreitung dieser neuen Religionslehren sehr viel bei, und es ist in beidem eine der sichtbarsten Spuren des Jüdischen Ursprungs der Christlichen Kirche.

Die Schicksale dieser Gesellschaft, zum Bekenntniß gewisser Religionslehren vereinigt, ihre abwechselnden äussern Verhältnisse und ihre wandelbare innere Verfassung, nebst den verschiedenen Umformungen dessen, was sie bekannte — soll die Christliche Kirchengeschichte schildern.

§. 2.

Bei keiner Art von Geschichte ist es so nothwendig als hier, vorläufig den Gesichtspunkt festzusetzen, aus welchem sie betrachtet werden muß, und sich mit einigen Regeln der Vorsicht genau bekannt zu machen, ohne deren Beobachtung keine zuverläßige und brauchbare Kenntniß möglich ist. Nirgends wird man mit einer Menge von Begebenheiten so überhäuft als hier. Keinen Theil der Geschichte hat frommer und ruchloser Partiegeist so zerrüttet als diesen; beide holen noch immer von dorther Beweise, welche oft nicht blos auf Verdrehung einzelner Stellen der Alten, sondern auf den künstlichsten Verschiebungen des Zusammenhangs der Geschichte

ganzer Jahrhunderte beruhen. Auch der Reichthum von Quellen und Zeugen, welcher dieser Geschichte ganz eigen ist, erleichtert und erschwert ihr Studium; denn wo ist der Werth der historischen Zeugnisse schwerer zu bestimmen, als in der Kirchengeschichte?

§. 3.

Erster Hauptgesichtspunkt der Christlichen Kirchengeschichte soll unstreitig dieser seyn, aus den Revolutionen der achtzehn verflossenen Jahrhunderte sich die historische Auflösung des gegenwärtigen Zustandes der Christlichen Kirche zu suchen. Die Reihe ist vielleicht in keiner Geschichte so zusammenhängend wie hier; sie geht selbst durch die unterbrechendsten Revolutionen ununterbrochen hindurch, und bleibt immer ein Ganzes, auch wenn die Erzählung aus einer Weltgegend in die andere übergeht. Wem es darum zu thun ist, aus der Geschichte nicht nur gelehrt, sondern auch weise zu werden, für den ist es in einzelnen Perioden das herrlichste Schauspiel, auf die Entwicklungen des menschlichen Geistes zu merken, wie sich dieser im Verhältniß auf seine wichtigste Angelegenheit durch die mächtigsten Strebungen und unglaublichsten Verirrungen gebildet hat. Nirgends läßt sich auch das Fortschreiten des menschlichen Geistes mit allen Retrogradationen und Verirrungen so beurkunden als hier, nirgends die Farbe besser bemerken, welche er vom Klima, von der besondern Verfassung, in welcher er sich entwickeln mußte, und andern äussern Umständen annahm. Wo haben sich überdieß je die verschiedenen Schattirungen und Mischungen des Irrthums und des Lasters, die mannigfaltigsten Proben des wechselsweisen Einflusses des Verstandes und des Herzens deutlicher gezeigt, als in der Geschichte der Christlichen Kirche? Der Vor-

rath von Nachrichten erlaubt hier, so ganz ins Einzelne zu gehen, und gerade hieraus entspringt der sicherste Unterricht.

Man kann zwar in mancher Rücksicht mit Recht sagen, daß Kirchengeschichte von dieser Seite betrachtet nichts anders sey, als ein langes Klagelied über Schwäche und Verderbtheit des menschlichen Geistes: aber der Unglaubige und Aberglaubige des siebzehnten Jahrhunderts handelt doch ganz anders als sein Namensbruder im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, und wie undankbar würde es seyn, die großen Fortschritte nicht bemerken zu wollen, welche die Menschheit wirklich auch hierinn gethan hat.

§. 4.

Die Christliche Kirchengeschichte ist eine Art von Universalhistorie. Ihr Gegenstand sind Nationen von den verschiedensten Sprachen und Verfassungen, welche einander vielleicht sonst kaum in einem andern Gesichtspunkte berühren als in der Historie der Christlichen Kirche. Der Begriff einer Universalhistorie bringt es aber schon mit sich, nicht mit einer gewissen Vorliebe eine oder die andere Nation gleichsam zur herrschenden zu machen. Man wird sich also in der Geschichte des mittlern Zeitalters sehr hüten müssen, die Kirchengeschichte nicht in eine bloße Geschichte der Päbste und ihrer Mißhandlungen Teutschlands zu verwandlen. Zwar wird, ohne Schaden für das Ganze, die Geschichte von Teutschland, Frankreich und Italien meistens als der Mittelpunkt betrachtet werden können; aber oft doch nur wegen des größern Interesse des einheimischen und wegen leichterer Erinnerung der Begebenheiten, welche am besten in eine sonst schon bekannte Geschichte eingeflochten werden. Die schwerste Kunst des pragmatischen Kirchengeschichtschreibers ist, die Abwechslung

glücklich zu treffen, wenn sich der Hauptfaden der Universalkirchenhistorie von einem Reich in das andere verlieren soll.

§. 5.

Kirchenhistorische Kritik.

Die Zeugen haben Wahrheit sagen können und Wahrheit sagen wollen, dieß ist sonst Summarium aller historischen Kritik, aber wenn nicht schon überhaupt immer das Wollen so gar schwer zu beweisen wäre, wie viel schwerer als irgend sonst in einer Geschichte läßt sich hier das Können darthun? Ein ehrlicher Mann, aber vielleicht von den ersten Jahren der Jugend her in das Interesse einer gewissen Partie verstrickt, bei fortgehendem Alter durch eine Menge der feinsten Bande immer genauer mit derselben vereinigt, voll von dem Gedanken, daß die Sache seiner Partie Gottes Sache sey, vielleicht auch nicht unbillig durch manche Fehler des Gegentheils gereizt — wer kann von diesem Manne reine Wahrheit erwarten? Und wer erkennt doch nicht hier das Bild von manchem Kirchen-Geschichtschreiber, der Quelle ist?

In welcher Geschichte giebt es auch besonders in den ersten dunklern Zeiten so viele unterschobene betrügerische Schriften? Wissen wir nicht von Zeiten, wo es Grundmaxime in einem der blühendsten Theile dieser Gesellschaft war, daß Betrügereien, welche zum Vortheil der Gesellschaft geschehen, verdienstlich seyen? Wie wachsam und argwöhnisch muß also nicht die Kritik seyn? Und wird alle ihre Wachsamkeit vor der Täuschung sich hüten können, oft die Stimme triumphirender Partien für die Stimme der Wahrheit zu halten?

§. 6.

Fliessen aber schon die ersten Quellen der Kirchengeschichte

so trübe, wie viel mißtrauischer wird man gegen diejenigen seyn müssen, welche ihren Strom erst aus diesen Quellen zusammengeleitet haben! Vorurtheil für und wider alte Ketzer oder Orthodoxe, unglückselige Fertigkeit, Begriffe neuerer Zeiten den ältern zu unterschieben, Trägheit aus der Quelle zu schöpfen, geschmackloses Erörtern der unbedeutendsten Kleinigkeiten, wodurch aller wahre Nutzen der Geschichte zernichtet wird — wie viele solcher Realeintheilungen der ältern und neuesten Kirchen=Geschichtschreiber könnte man machen! Nicht Baronius allein ist parteiisch, auch der Ketzerpatron Arnold hat seine Schwäche; man kann öfters auch dem Pabste zu viel thun, die Kirchenväter verunglimpfen, weil sie nicht wußten, was wir wissen, und oft ist es der geradeste Weg, historische Wahrheit zu verfehlen, wenn man immer auf die Prätensionen der Römischen Kirche polemische Rücksicht nimmt.

§. 7.

Die Quellen der Kirchengeschichte theilen sich, wie bei jeder Geschichte, in Documente, Schriftsteller die als Zeugen gelten können, und Bearbeiter *).

*) Auf die Litterärgeschichte der Kirchenhistorie hat Sagittarius introductione in hist. Eccles. vorbereitet. Der dritte Band des Bünauischen Katalogus ist ein noch nützlicheres Hülfsmittel. Pfaff's (introduct. in hist. theol. litterar.) scheinbarer Reichthum wird billig durch den zwar ärmern, aber getreuern Buddeus (isagoge historico theol.) fast entbehrlich gemacht. Der erste Band der Schröckhischen Kirchengeschichte ist voll der treffendsten und nützlichsten Bemerkungen für die Litteratur der Kirchengeschichte. C. W. Fr. Walch's Grundsätze der zur Neutestamentl. KHist. nöthigen Vorbereitungslehren und Bücherkenntniß (Gött. 1773, 8.) sind als Entwurf das beste.

Die Schriftsteller, welche als Zeugen gelten können, müssen nach der Natur der Sache bei jeder einzelnen Periode und bei jeder einzelnen Hauptrevolution angegeben werden, sie können sich nicht über das Ganze erstrecken, und da durch die ganze Geschichte des Mittelalters hindurch Kirchen- und Staatsgeschichte so vermischt sind, als beide Gesellschaften damals es selbst waren, so sind auch keine eigene allgemeine Sammlungen der Schriftsteller möglich.

Zu den Documentensammlungen, welche sich auf die allgemeine Kirchengeschichte beziehen, gehören vorzüglich die großen Conciliensammlungen. In ihnen findet man auch alle Briefe der Päbste sammt Lebensbeschreibungen derselben, manche andere wichtige Urkunden, welche die politischen Verfassungen der Kirche betreffen *).

Gute Liturgiensammlungen sind eben so nützlich, wenn wir sie nur erst hätten **).

Die Urkunden, welche die politischen Rechte oder Ver-

*) Die neueste Sammlung ist die Venedigsche von Mansi. Der 28ste Foliant derselben, derletzte, welcher bisher erschienen ist, geht bis auf das Jahr 1431.

Die Mansische Sammlung ist eine revidirte, vollständigere Ausgabe der Coletischen, welche Venedig 1728 in 25 Folianten erschien. Coleti revidirte und supplirte die Sammlung, welche der Jesuit Labbe, Paris 1674 in 18 Folianten herausgegeben hatte.

Harduin's Ausgabe (Paris 1712, 12 vol. fol.) ist wegen der Untreue des verfälschenden und verstümmelnden Herausgebers verdächtig. Schade für die herrlichen indices, wodurch sie so brauchbar wäre!

**) Historischkritische Anmerkungen über die Liturgiensammlungen überhaupt, und besonders über Renaudot Collectio liturgiarum Orientalium, Paris 1716. 4.

Assemanni (Ios. Al.) Codex liturgicus Ecclesiae universae. Rom. 1749, 4, 13 Tom.

bindlichkeiten der Kirche betreffen, müssen bei jedem einzelnen Reich, von dessen Kirche die Rede ist, nachgesucht werden.

§. 8.

Unter die ersten Bearbeiter, zum Theil aber auch Zeugen gehören:

Eusebius, B. zu Cäsarea in Palästina. In den zehen Büchern seiner Kirchengeschichte faßt er nach seiner Art alles von Christi Geburt bis auf das J. 324 zusammen. Seine vier Bücher von Constantin's des Großen Leben sind gleichsam das Supplement *).

Sokrates und Sozomenus zwei Advocaten zu Constantinopel setzen ihn fort. Jener in sieben Büchern vom J. 306 - 439, dieser in neun Büchern vom Jahr 323 - 423.

Mit ihnen läuft parallel des B. Theodorit's Kirchengeschichte vom Jahr 323 - 427.

Gemeiniglich sind mit diesen vier Geschichtschreibern noch ein Auszug aus dem Arianer Philostorgius, Fragmente des Theodorus, und die Geschichte des Evagrius verbunden. Diese Reihe von Geschichtschreibern reicht bis 594 **).

Die Historiker des mittlern Zeitalters sind zwar sehr häufig mehr Kirchenhistoriker als Staatsgeschichtschreiber, man hat auch manche von ihnen, welche ihrem Werk den Titel Kirchengeschichte gaben, aber sie sind, wenn sie das

---

*) Stroth's Ausgabe, Halle 1779. 8.

**) Duvalois gab sie mit trefflichen Anmerkungen Paris 1659, in 3 Fol. heraus. Der fehlerhafte Teutsche Nachdruck ist häufiger. Die neueste Ausgabe, zu welcher wenigstens auch einiger neue Beitrag hinzukam, ist von Reading, Cambridge 1720, fol.

Ganze der Kirchengeschichte umfassen wollen, so jämmerliche Ausschreiber der hier genannten Autoren, daß sie hier keinen Platz verdienen. Fast bis auf die Zeiten der Reformation hin dauerte diese unglückliche Lethargie. Denn es waren nur einzelne schwache Versuche, welche zur Zeit der Kostnitzer und Basler Synode und auch von Lorenz Valla gemacht wurden, die Nacht der drückendsten Vorurtheile ein wenig mehr aufzuhellen.

§. 9.

Zur Zeit der Reformation griff eine Gesellschaft Lutherischer Theologen (Matth. Flacius war an ihrer Spitze) die Römische Kirche in einem Werk von mehreren Folianten an, worinn sie bis ins 13 Jahrhundert herab zeigten, wie unrichtig die Alterthumsprätensionen der Römischen Kirche seyen *). Ueber ein Jahrhundert lang ruhten die Lutherischen Theologen auf den Lorbeeren, welche diese Männer mit der unbegreiflichsten Arbeit errungen hatten. Georg Calixt that etwas **) aber sein Zeitalter war nicht zu wecken. Ittig war gelehrt und schrieb einiges ***), aber Arnold machte den Theologen manchen bisher ruhigen Besitz gar zu streitig, daß sie nicht hätten aufmerksam werden sol-

*) Centuriae Magdeburgenses, Basil. 1559-1574, fol. Die neueste Ausgabe Nürnberg, 1757 in 4. ist mit Anmerkungen vermehrt, aber noch nicht vollendet.

**) Ausser einzelnen Materien, die er oft so ausführte, daß er seine Nachfolger noch hinter sich hat, gehört als Probe seiner kirchenhistorischen Bemühungen hieher historia de statu rerum in Eccl. Occid. Sec. VIII.-X, ein Anhang des apparatus theologicus, Helmstad. 1661, 4.

***) Selecta capita hist. Eccl. Sec. I. et II, Lips. 1709 und 1711.

len *). Weismann **), der die Wahrhaftigkeit nicht nur als erstes sondern als einziges Gesetz des Kirchengeschichtschreibers betrachtet zu haben scheint, behauptete zuerst unter allen Gegnern und Freunden Arnold's die Unpartheilichkeit eines Richters. Hätte der geschmackvolle Mosheim ***) Semler's ****) Freimüthigkeit und Walch's †) Bedachtsamkeit mit sorgfältigerem Quellenstudium vereinigt, so würde eine gute Kirchengeschichte nicht mehr bloß frommer Wunsch seyn, und Schröckh ††) würde den Weg des Geschichtschreibers nicht erst bahnen dürfen. Ein Werk über das Ganze der Kirchengeschichte, mit der feinen historischen Kunst, der edlen Mäßigung und dem scharfen psy-

*) Die erste Ausgabe Frankf. 1699. Die vollständigste Schafhausen, 1740 in 3 Fol.

**) Memorabilia Hist. Eccles. vermehrtere Ausgabe Halle 1745, 2 B. 4.

***) Vorzüglich gehören hieher
Institutionum hist. Chr. L. IV. zuerst Helmstädt 1755, gr. 4. Von den zwei neuern teutschen Uebersetzungen ist die Schlegelsche nach aller Rücksicht die beste, wegen der Anmerk. des Herausgebers für den Anfang des Studiums der Kirchengeschichte eines der nützlichsten Bücher.
Commentarii de rebus christianorum ante Constantinum M. Helmst. 1753. 4.

****) Selecta Capita hist. eccles. Halae 1767. 3 P. 8, reichen bis an die Zeiten der Reformation hin.
Commentarii historici de antiquo Christianorum statu, Halae 1721. 2 Vol. 8.
Versuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchengeschichte, 3 Bände, Halle 1773, 8. Der letzte Band begreift die Geschichte der kath. Kirche des siebzehnten Jahrhunderts.

†) Geschichte der Päbste, Leipzig 1758, 8.
Entwurf einer Gesch. der Concilien, Leipzig 1759, 8.
Geschichte der Ketzereien, 10 Theile gr. 8.

††) Christliche Kirchengeschichte, 15 Theile, 8.

chologischen Blick geschrieben, wie Plank's classische Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs, würde nicht nur alles, was bisher geleistet worden, weit übertreffen, sondern auch keinen weitern Wunsch übrig lassen.

§. 10.

Sowohl in Bearbeitung einzelner Materien als in Umfassung des Ganzen sind uns Schriftsteller der reformirten und katholischen Kirche, wenn man die neueste Periode ausnimmt, weit vorgelaufen. Wenn schon der polemische Zuschnitt den Nutzen der Werke der Daille *) Claude **) und Blondell ***) ein wenig schwächt, so sind doch durch sie manche wichtige kritische Resultate gewonnen worden.

Joh. Henr. Hottinger's Kirchengeschichte ****) wird an Reichthum, und auch an Brauchbarkeit für den Polemiker gegen die katholische Kirche, von Fr. Spanheim †) übertroffen; diese begreift aber ein Jahrhundert weniger, nehmlich das Reformationsseculum.

---

*) Die wichtigsten Werke desselben sind: De usu Patrum, Genev. 1656, 4.
De cultibus religiosis Latinorum, Genevae 1672, 4.
De pseudepigraphis apostolicis, Harderv. 1653, 8.

**) Er war der vornehmste der reformirten Theologen des vorigen Jahrhunderts, welche die Perpetuité de la foi catholique touchant l'Eucharistie mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn widerlegten.

***) Turrianus vapulans.
Disquisitio de Iohanna Papissa, Amst. 1657, 8.

****) Lateinisch in 9. Oct. B. Zürich 1655.

†) Am vollständigsten im ersten Tomus seiner Werke, Lugd. 1711. fol.

Jak. Basnage *) hat viele von Mosheim's Fehlern und Tugenden; als Widerleger von Bossuet sehr schätzbar, in allem was sich nicht dahin zieht, höchst unzuverlässig. Sam. Basnage hat die erregten Erwartungen weniger erfüllt **). Möchte doch J. A. Turretin mehr als nur ein Compendium geschrieben haben!

§. 11.

Card. Baronius sollte die Wunde heilen, welche Flacius mit seinen Collegen der Röm. Kirche geschlagen hatte. Man dankt ihm und noch mehr seinen Fortsetzern besonders Rainald die Einrückung vieler wichtigen Urkunden aus dem Vaticanischen Archiv, und erstaunt über die Macht der Parteilichkeit, welche vorzüglich den Baronius durch sein ganzes Werk hindurch blendete ***). Die Kritik des Pagi ist ein Meisterstück, sie berührt aber vorzüglich

*) Histoire de l'Eglise, Rotterd. 1699, fol. Vol. II.

**) Annales politico-ecclesiastici usque ad Imp. Phocam, Rotterdam 1706, 3 Vol. fol.

***) Zuerst erschien Baronius, Rom 1588. Unterschied der Römischen und Antwerpischen Ausgabe. Bei der Ausgabe des Mansi (Lucca 1738, 18 Fol.) hat man nicht nur Rainald's Fortsetzung, sondern auch die Kritik des Pagi, besondere Anmerkungen des Georgi und Mansi, nebst einem eigenen Band Apparatus und sehr brauchbarer Register.

Baronius geht nur bis 1198. Rainald setzte ihn mit mehrerer Unparteilichkeit bis 1524 fort. Die Continuation des Dominicaner Bzovius geht zwar 48 Jahre weiter fort, aber sie erreicht weder die Wahrheit noch Vollständigkeit des erstern. Eben dieses gilt zum Theil sowohl von Laderchi, der in drei Theilen die Geschichte von 1566—1571 begreift, als auch von dem in Fortsetzung des Baronius gar zu kurzen Spondanus, der in zwei Bänden die Geschichte von 1198—1648 erzählt.

nur die Zeitrechnung *). Natalis Alexander ist der erste freimüthigere allgemeine Kirchen-Geschichtschreiber; aber seine alberne scholastische Methode macht ihn des Namens eines Geschichtschreibers ganz unwürdig **). Der fromme Fleury übertrifft ihn weit ***) und weder Orsi ****) noch Saccarelli †), wenn sie ihre Werke vollenden sollten, werden auch nur den zweiten Platz nach Fleury erhalten.

Unvergeßliche Verdienste haben sich besonders Französische Gelehrte um die Ausgabe alter Schriften und Documente des mittlern Zeitalters gemacht. Man hat noch nicht recht angefangen für die Kirchengeschichte zu benützen, was Mabillon ††) Baluze †††) Dacheri ††††) Martene und Durand †††††) herausgegeben ha-

*) Ohne Turretin wäre vielleicht Pagi der Welt ewig entzogen geblieben. s. Simon critique de Mr. Dupin, T. II. p. 403.

**) Mit der Kirchenhistorie des alten Testaments begreift die neueste Ausgabe, Lucca 1734, 9 Bände Fol.

***) Geht bis 1414. Fevre's Fortsetzung ist dem Hauptwerk nicht gleich. Die neueste Ausgabe erschien seit 1778 zu Nismes in gr. 8.

****) Den Orsi, der nur die sechs ersten Jahrhunderte lieferte, setzt nun Becchetti fort.

†) Von Saccarelli hist. Eccl. sind 20 QuartB. fertig, sie geht noch nur bis 1033.

††) Vetera Analecta, Paris 1723, fol. Auch sein Museum Italicum (Paris 1687) gehört hieher.

†††) Vorzüglich seine Miscellanea. Die neueste Ausgabe von Mansi, Lucca 1761, 4 Fol.

††††) Von seinem Spicilegium zieht man mit Recht die ältere Ausgabe Paris 1657, in 13 Quart B. der neuen in 3 Fol. vor.

†††††) Thesaurus novus anecdotorum, Paris 1717, 5 Fol. Collectio amplissima veterum scriptorum, Paris 1724, 9 Fol. Pezzi thesaurus anecdotorum novissimus, Aug. Vind. 1721, in 6 Fol. enthält nicht so viel gemeinnütziges und allgemein nothwendiges.

ben. Es fehlt ein Tillemont für das mittlere Zeitalter *).

§. 12.

Einem auch nur etwas sorgfältigen Forscher der Kirchengeschichte ist genauere Kenntniß des Lebens der Kirchenväter unentbehrlich, nicht nur weil Litteratur hier von so unermeßlichem Umfang ist, sondern auch weil die ersten Triebfedern der wichtigsten Revolutionen hier aufgesucht werden müssen. Einen Theil dieser Zwecke erfüllt Cave **), welchem wegen der neuern Ausgaben und mancher einzelnen Berichtigungen Hamberger ***) noch beigesetzt werden kann. Uebrigens fehlt noch ein Werk, in welchem so manche Schätze, die hie und da in einzelnen andern größern und kleinern Schriften zerstreut sind, kritisch genau gesammelt sich finden.

§. 13.

Die Methode, Kirchengeschichte nach den Abschnitten der Jahrhunderte zu erzählen, ist, ungeachtet so vieler Beispiele, wodurch sie geschützt wurde, endlich einmal gestürzt; man sah an ihr die Macht der ersten Vorgänger auf alle nachfolgenden. Wenn aber auch die Hauptperioden, welche man machen muß, richtig getroffen sind, so werden doch

*) Seine Memoires pour servir à l'histoire Ecclesiastique (bis zum Jahr 513) Paris 1693, 16 Quart B. sind als Excerpten-Repertorium betrachtet, ein Meisterstück.

**) Histor. litter. Scriptt. Ecclesiasticor. Bas. 1740, 2 B. Fol. ist so brauchbar als die Englische Originalausgabe.

***) Zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern, Lemgo 1756, 4 OctavB.
Fabricii bibl. Graeca und
bibl. med. et infimae latin. (Mansi Ausg.)
sind bei irgend einigem beträchtlichen Fortgang unentbehrlich.

noch einzelne besondere Abschnitte erfordert, weil man ohne diese bei dem großen Reichthum der verschiedensten Materien weder pragmatischen Zusammenhang noch glückliche Uebersicht des Ganzen behalten kann. Folgende Hauptabschnitte bei jeder Periode schienen mir ganz aus der Natur der Sache selbst zu fließen.

Geschichte der Ausbreitung. Man kann die verschiedenen Ebben und Fluthen eines Stroms bemerken, ohne noch Rücksicht auf die Bestandtheile seines Wassers zu nehmen.

Geschichte der Kirche, noch bloß als Gesellschaft betrachtet. Ihre innere Constitution und ihre äußere Verhältnisse, wie beide durch die abwechslendsten Schicksale gebildet wurden.

Geschichte dieser Gesellschaft als religiosen Gesellschaft, unter welcher also gewisse Lehrmeinungen, die sich von Zeit zu Zeit änderten, gangbar sind.

Unstreitig haben diese drei hier abgesondert betrachteten Puncte sehr stark auf einander gewirkt, aber durch alle unsere Eintheilungen muß doch immer etwas verloren gehen, weil wir das Continuum unmöglich so darstellen können, wie es sich, in der Natur selbst, als Phänomen zusammentreffender tausendfältiger Ursachen zeigt. Bei obigen drei Abschnitten schien mir der Verlust der Wahrheit der möglich geringste.

Perioden und Plan
der
Kirchengeschichte.

I. Zeiten der Unterdrückung und daher manchmal frommer Mythologie bis auf Constantin den Großen. Gränzpunct Synode zu Nicäa, 325.

Die Kirche dieses Zeitalters hat alle Fehler und alle Tugenden eines Proselyten. Ihre Verfassung wird nach und nach aristokratisch.

Ihr Lehrbegriff, so fern allmählich etwas dieser Art entsteht, keimt vorzüglich im Orient fast ganz aus versuchten Ideen von der Person Jesu; noch hinzugenommen, was von Meinungen und Lehren aus dem Widerspruch gegen Juden und Heiden und aus der Lage eines verfolgten entspringen mußte.

Apostel. Origenes. Athanasius.

II. Zeiten theologischer Streitigkeiten. Von Constantin dem Großen bis zum Anfang des siebenten Jahrhunderts oder bis Muhåmmed kam. Dreihundert Jahre.

Der Unterdrückte wird Herr. Vier große Prålaten des Römischen Reichs, die sich nach und nach in den Rang der Oligarchen emporschwangen, zanken sich um Vorzüge, suchen ihren theologischen Sprachgebrauch einander aufzudrången. Die Hauptscenen des Kriegs und Signale zu immer steigenden Unruhen sind allezeit Synoden. Bald triumphirt der eine, bald wird der andere

Meister, bald keiner von allen vieren, weil sich alle vier nach kaiserlichen Cabinetsordren bequemen müssen. Indeß diese Bischöfe fast einzig noch nur durch ihren Verfolgungsgeist Ausbreitung der Christlichen Religion außer den Gränzen des Römischen Reichs befördern, indeß diese Religion selbst das unkennbarste Gewebe elender Spitzfindigkeiten und abergläubischer Gebräuche wird, so erscheint mit dem unerwartet-glücklichsten Erfolge der Schwärmer aus Mecca.

Athanasius. Augustin. Justinian.

III. Von Muhämmed bis auf Gregor VII. Fünfthalb Jahrhunderte.

Der Bischof von Rom, weil seine Nebenbuhler durch Muhämmed's Glück fast ganz entkräftet sind, wächst, und steigt ununterbrochen höher, theils unter dem Schutze der Pipin'schen Usurpatorsfamilie, theils auch von Zufällen begünstigt, welche gewiß nicht das Werk seiner Politik waren. So wie überdieß durch Mönche und Aufklärung genauerer Zusammenhang unter den verschiedenen Europäischen Reichen entsteht, so bekommt er seine Wirkungssphäre, und nicht an der innern Kraft, bloß an den Communicationslinien hatte es ihm bisher gefehlt.

Muhämmed. Bonifacius, Apostel der Thüringer und Sachsen. Pseud Isidor. Römisches Damenregiment. Gregor VII.

IV. Von Gregor VII. bis Luther. Vier Jahrhunderte.

Der Hauptschauplatz der Begebenheiten verengt sich immer mehr auf den Occident. Voller Mittag der päbstlichen Hoheit und Macht: es fängt aber auch schon an, wieder Abend zu werden. So lange es bloß dem Dogma gilt,

und das Verderben bloß theologisch ist, so leiden es die Könige geduldig; wie aber die Päbste zu begierig den Unterthanen das Geld nehmen, und wie es bald der Päbste mehrere giebt, so fängt man an Versuche zu machen, ob die Fesseln nicht abgeworfen werden können.

Gratian. Innocenz III. Johann XXI. (XXII.) Synode von Costnitz.

V. Von Luther bis auf Stiftung der Universität Halle, 1694. Zwei Jahrhunderte.

Ein Sächsischer Augustiner Mönch bringt mit Gottes Hülfe zu Stande, was Kaiser und Könige nicht auszurichten vermochten. Wenn sich doch nur seine Partie nicht gleich wieder entzweiet, und mehr die Fehler der alten Partie abzulegen gelernt hätte als oft nur die Namen der Fehler. Die Synode von Trient soll die Wunden der alten Partie heilen, der Schaden wird aber dadurch nur krebsartiger. Auch unsere Bergische Vereinigungsformel wird ein Signal mehr als hundertjähriger Unruhen, und die Reformirte Kirche unterdrückt durch ihre Dordrechter Synode noch mehrere der edelsten Keime.

VI. Von Stiftung der Universität Halle bis auf unsere Zeiten.

Christian Thomasius, zwar ähnlichen Temperaments aber nicht ähnlichen Charakters mit Luther, ein Mann vollkommen wie man einen haben mußte, um unsere Kirche aus tiefem Schlaf zu wecken.

Der Saame, welchen Bayle ausgestreut hatte, trägt nach und nach gute und böse Früchte. Bei den aufmerksam gemachten Vertheidigern der Christlichen Religion blüht allmählig Geschichtkunde und Philologie immer mehr auf,

weil man nach vielen Schwierigkeiten gewahr wird, daß Wolfische Philosophie, so glückliche Revolutionen sie auch im Ganzen gemacht haben mag, doch nicht biblische Theologie ist. Letztere gewinnt bis jetzt noch am meisten durch die genauere Kunde, was historischer Stil des Alterthums sey, und wie die Menschen in gewissen Zeitaltern von der Vorsehung hätten behandelt werden müssen.

Erste Periode
von
Christi Geburt bis Constantin den Großen.
Gränzpunct Synode von Nicäa, im Jahr 325.

Quellen dieser Geschichte.

Aechte und unächte Schriften der Apostel, vereinigt mit Philo und Josephus, nebst dem wenigeren, was sich bei Lateinern findet.

Die Apologeten, unter welchen Justinus, Tertullian und Origenes vorzüglich merkwürdig sind.

Von Geschichtschreibern Eusebius.

Ruinarti acta primorum martyrum sincera et selecta. Verona 1731. fol. sind noch das Beste dieser Art.

Codex Theodosianus (Ed. Ritteri) ist auch für die Geschichte dieser Periode eine noch lang nicht genug benützte Quelle.

Für die Geschichte der Glaubenslehre

Rösler's Lehrbegriff, und

Auszüge aus den Vornicäischen Kirchenvätern, 4 OctavB. Leipzig 1776.

§. 1.

Geschichte des Stifters der Christlichen Religion.

Die Welt hat noch nie eine solche Revolution erfahren, die in ihren ersten Veranlassungen so unscheinbar, und in ihren letzten ausgebreitetsten Folgen so höchst merkwürdig war, als diejenige ist, welche ein vor achtzehn hundert Jahren geborner Jude, Namens Jesus, in wenigen Jahren sei=

2 *

nes Lebens machte. Höchstens eigentlich nur dritthalb Jahre lebte er für die Geschichte; denn so ausgezeichnet merkwürdig manche Umstände seiner Geburt waren, und besonders vielleicht für einen Juden seyn mußten, welchen die Versicherungen seiner Propheten schon seit langem her mit großen Hoffnungen einer sehr glücklichen Zukunft belebt hatten: so wurde doch diese erst erregte Aufmerksamkeit durch das nachfolgende Leben gar nicht unterhalten.

Er erschien erst wieder im dreißigsten Jahr seines Alters, aber itzt schon mit einem so ausgebildeten Charakter, unter so allgemeinem Aufsehen, so unermüdet wirksam und gerade auch unter so treffenden Umständen, daß man schon damals einer wichtigen Veränderung entgegen sehen mußte. Die Religion seiner Nation, in deren Verbesserung eines seiner Hauptgeschäfte bestund, war als Religion betrachtet fast zur bloßen äußeren Ceremonie geworden, und hatte für das Volk, wie für die Vornehmeren, fast alle moralische Wirkung verloren. Als Theologie betrachtet war sie ein Gegenstand des Gezänkes vorzüglich dreier Partien, Pharisäer, Sadducäer und Essäer, welche in den wesentlichsten Religionsgrundsätzen von einander abgiengen, und nur in dem Wunsche übereinstimmten, ihre Nation von dem drückenden Joche der Römer und von den Idumäischen Tyrannen endlich befreit zu sehen.

Zu keiner Partie schlug sich der neue Lehrer; wenn er diese strafte, so schonte er jener nicht. Er hatte auch solcher äußeren Partienhülfe gar nicht nöthig, denn seinen moralischen Ermahnungen gab Wahrheit und eigenes unsträfliches Beispiel den rührendsten Nachdruck; und zu seinen Behauptungen von der hohen göttlichen Würde seiner Person

legitimirte er sich durch Wunder, die selbst auch durch ihre verschiedenste Mannichfaltigkeit theils Nachdenken theils Glauben erregen mußten. Creditive dieser Art schienen wirklich auch von ihm gefordert werden zu können, da er nicht bloß Reformator der Jüdischen Religion werden, sondern nun als Hauptperson die neue Periode eröffnen wollte, in welcher ohne irgend einigen Nationenunterschied Gottes allgemeine Vaterliebe allen Menschen versichert werden sollte.

Der Haß besonders der Pharisäischen Partie, der durch den beleidigten Nationalstolz immer mehr gereizt wurde, gieng endlich so weit, daß sie den größten wohlthätigsten Mann, den je die Welt sah, zum schmählichen Tod brachten. Er starb den Tod der Missethäter am Kreutze, aber mit einer Freiwilligkeit, mit der außer ihm kein Mensch sterben könnte, und die Vorsehung erreichte durch seinen Tod Absichten, welche das größte Glück für das ganze Menschengeschlecht waren.

Am dritten Tage nach seinem Tode kam er wieder lebendig aus dem Grabe hervor. Er erschien öfters einer großen Anzahl seiner Freunde und Schüler, er stärkte ihre Muthlosigkeit, und gab ihnen, ehe er sich ihren Augen völlig entzog, wiederholte Anweisungen, wie sie sich in Zukunft verhalten sollten. An diesen seinen Freunden lag ihm am meisten, denn er war ein sehr zärtlich gesinnter Mann, und sie auch waren's vorzüglich, die den großen Entwurf der allgemeinen Religionsbesserung vollenden sollten, zu welchem er während seines Lebens auf Erden nur die Anlage gemacht hatte.

Worin die Lehre bestanden habe, welche seine Schüler auf seinen Befehl der Welt verkündigen sollten, darüber streitet man sich nun bald achtzehn Jahrhunderte, und dieses

Streiten macht einen wichtigen Theil der nachfolgenden Erzählung aus. Der Historiker darf also hier um so weniger seine Ueberzeugungen als Geschichte angeben, da das Buch, aus dessen Nachrichten die ganze Sache beurtheilt werden muß, in Jedermanns Händen ist, und von Jedem eigene Untersuchung fordert, der nicht gegen die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen ganz gleichgültig bleibt.

§. 2.

Geschichte der ersten Schüler und Apostel desselben.

Den größten Theil der drittehalb Jahre, welche Jesus öffentlich zum Wohl der Welt verwandt hat, widmete er besonders der Bildung zwölf junger Männer, die er in seinen vertrautesten Umgang nahm, und welche er sich recht eigentlich für die Absicht erziehen zu wollen schien, um durch sie das, was er selbst kaum anzufangen Zeit hatte, vollkommen auszuführen. Diese Zwölfe — Apostel heissen sie von dieser ihrer Bestimmung — waren Zuhörer der wichtigsten seiner Unterredungen, Zuschauer seiner entscheidendsten Thaten, zum Theil auch Zeugen feierlicher Erklärungen, welche Gott selbst vom Himmel herab seinem Sohne gegeben hatte. Sie blieben freilich bei allem, was auch drittehalbjähriger Umgang mit Jesu zu Aufklärung und Besserung ihrer wahrhaftig redlichen Seelen beitragen konnte, immer doch noch Menschen und Juden. Trotzig und verzagt, voll Nationalvorurtheile, durch welche auch sie verhindert wurden, den Vortrag Jesu nur recht zu fassen, und noch mehr entsprangen aus dieser Quelle beständige innere Zwistigkeiten unter ihnen selbst.

Es schien eine schlimme Aussicht für die Zukunft zu seyn, wenn diese Männer die wichtigsten Religionswahrhei-

ten, welche Jesus entweder ganz neu ans Licht gebracht oder wenigstens in einem neuen Glanze dargestellt hatte, nun überall verkündigen sollten, und doch selbst dieselbe nicht recht gefaßt hatten. Gelehrte waren sie ohnedieß nicht, welche sich durch eigenes Nachdenken hätten helfen können, und bei allem Nachdenken derselben hätte man alsdenn doch besorgen müssen, nicht Jesu Lehre zu bekommen, sondern das, was etwa ein aufmerksamer Mann für Jesu Lehre gehalten hätte.

Doch schon während seines Wandels auf Erden hatte ihnen ihr Lehrer die Versicherung gegeben, sie durch Mittheilung eines göttlichen Geistes auf den Fall, wenn sie einmal seine mündliche Unterweisungen würden entbehren müssen, gegen allen Irrthum sicher zu stellen. Nicht lange nach seiner Himmelfahrt geschah die Erfüllung dieses Versprechens so feierlich, daß ganz Jerusalem, wo sich diese Apostel Jesu bisher noch aufhielten, in große Bewegung kam. Es war als ob Gott im Wetter kommen wollte: wie ein Feuermeer ergoß sich über die ganze Versammlung, und — ein sichtbarer Beweis, daß Gottes Geist aller ihrer Seelenkräfte sich bemächtigte — sie fiengen an Loblieder in Sprachen zu singen, welche sie nie gelernt hatten.

Von dem Tage an waren sie umgeschaffene Menschen. Sie erfüllten die ganze Stadt mit der feierlichen Versicherung, der unlängst gekreuzigte Jesus sey wieder von dem Tode erstanden, habe sich zwar, nachdem er sich ihnen öfters gezeigt, nun den Augen der Menschen entzogen, aber itzt in der innigsten Gemeinschaft mit Gott das allgemeine Weltregiment übernommen, und sie hätten von ihm den ernstlichen Auftrag, allen Menschen ohne Unterschied der Nationen kund zu thun, daß Gott ihr gnädiger Vater seyn wolle, wenn

sie sich nur entschlössen, sich künftighin zu bessern, und einzig von diesem Jesu ihre ganze Glückseligkeit zu erwarten.

Mit dem Schmachten eines schon längst Dürstenden eilten sogleich ganze Mengen herbei, sich zu dieser Lehre zu bekennen. Der liebenswürdig fromme Charakter dieser Männer, die häufigen Wunder, welche von den Aposteln verrichtet wurden, waren äußere Veranlassungen genug, immer mehrere herbeizuziehen, und die Verfolgung, welche der hohe Rath zu Jerusalem gegen sie verhängte, machte die Sache nur ruchtbarer, und nöthigte die Freunde der neuen Lehre, nicht bloß zu Jerusalem beisammen zu bleiben, sondern die Verehrung Jesu auch in andere Länder zu verbreiten. Wie wichtig war es nicht überdieß, daß eine solche Verfolgung die Bekehrung des Paulus veranlaßte, dem, so viel uns die Geschichte bekannt ist, die Christliche Religion mehr Ausbreitung zu verdanken hat, als allen übrigen Aposteln!

§. 3.

Die Vorsehung hatte sich für die große Revolution, welche jetzt bewirkt werden sollte, einen Zeitpunct gewählt, der nach allen seinen Umständen äußerst vortheilhaft war. Bei den Juden war alles voll Erwartung, daß sich der Gott Abraham's einmal seines Volks annehmen werde. Selbst unter den Samaritern war die Hoffnung nach Dem sehr rege, der endlich so viele Religionszweifel auflösen, und die heissen Wünsche einer langen Sehnsucht erfüllen sollte. Die Edlerdenkenden des Volks waren mit den herrschenden Pharisäischen und noch mehr mit den Sadducäischen Religionsmeinungen gar nicht zufrieden. Die Priester, von welchen die Unterdrückung der neuen Lehre am meisten zu besorgen stund, waren nicht mehr ganz unabhängige Herren, sondern mußten sich vor dem Römischen Statthalter fürchten.

Doch wie es zu Jerusalem stand, daran lag bald nicht mehr viel, weil Jerusalem gar nicht einziger Schauplatz oder auch nur Mittelpunct der neuen Kirche seyn sollte. Aber auch in der übrigen Welt trafen sie alles vorbereitet an. Seit den Zeiten der Syrischen Könige hatten sich die Juden durch die ganze policirte Welt zerstreut. Wo also die Prediger der neuen Lehre in irgend eine berühmte Stadt kamen, fanden sie alte Glaubensgenossen und Landsleute, an welche sie sich anschließen konnten, und da es schon längst Sitte war, daß die Jüdische Synagoge auch von frommen Heiden besucht wurde, so konnten auch die Heiden eine Lehre hören, welche man in der Synagoge vortrug.

Ueberhaupt fand auch die neue Religion in der heidnischen Welt nicht sogleich den heftigsten Widerstand. Eine neue Religion oder Verehrung eines neuen Gottes einzuführen, war für den Polytheisten nichts auffallendes, denn er bedachte nicht sogleich, daß Christliche Religion nicht bloß neue Religion, sondern eine solche neue Religion sey, welche auf den Umsturz aller alten gegründet werden mußte. Man hielt Christen lange Zeit nur für Jüdische Sectirer: sollten also Juden geduldet werden, warum nicht auch eine einzelne Jüdische Secte? Die alten heidnischen Religionen waren längst das Gespötte der Klügern und die sorglose Verachtung selbst des Pöbels geworden, besonders seitdem auch die Caligulas Anspruch auf göttliche Ehre machten. Vielleicht war für die Christliche Lehre in den allerersten Zeiten ihrer Ausbreitung selbst auch dieses ein Glück, daß lauter sorglose, um Staat und Religion unbekümmerte Regenten das Römische Reich beherrschten. Erst alsdenn, da sich diese neue Partie schon allzuweit ausgebreitet hatte, fieng man an wahrzunehmen, daß alle übrige von ihr verdrängt würden.

Durch Handel und andere politische Verbindungen waren alle Theile der damals für gesittet gehaltenen Welt, in so beständiger wechselsweisen Mittheilung, daß es nur Berührung eines Puncts im Cirkel bedurfte, um den ganzen Cirkel in Feuer zu setzen, und wenn itzt der Missionarius rest mühsam verschiedene Sprachen der Völker lernen muß, so konnte der Apostel damals allein durch sein Griechisch vom Euphrat an bis an den Ebro allen verständlich werden.

§. 4.

Erste Ausbreitungen und Schicksale des Christenthums.

Man hat keine zuverlässige Nachrichten, durch deren Hülfe man bestimmen könnte, wie weit sich die Christliche Lehre durch die Apostel selbst, oder durch andere ihnen gleichzeitige Lehrer verbreitet habe. Ein großer Theil der Länder jenseits des Euphrats, Syrien, Aegypten, Kleinasien, das Europäische Griechenland und Italien empfiengen ganz gewiß den ersten Unterricht von den Aposteln selbst. Aber Franzosen und Spanier möchten auch gerne unmittelbare Schüler eines Apostels seyn, und manche der morgenländischen Christen tragen sich mit Nachrichten von Aposteln, als ihren ersten Lehrern.

Weit historisch genauer läßt sich zeigen, wie sich aus dem, was anfangs bloß Jüdische Secte zu seyn schien, eine eigene für sich bestehende Gesellschaft gebildet habe. Jesus selbst hatte noch keine Kirche gestiftet. Auch die Apostel giengen sehr langsam dabei zu Werk, und sie ließen die Kirche mehr sich selbst bilden, als daß sie den Gang ihrer Entwicklung beschleunigt hätten. Es fiel ihnen selbst schwer, von ihren alten Glaubensgenossen sich ganz loszureissen, und vielleicht wäre das Band zwischen dieser so genannten Christensecte und zwischen der Jüdischen Kirche nicht einmal so früh aufgelöst worden, wenn nicht die eigene Gewaltthätigkeit der

Juden dasselbe abgerissen hätte, und die Christen durch die traurigen Schicksale ihrer Halbbrüder genöthigt worden wären, sich schneller von ihnen abzusondern.

Sobald die Christen eine eigene für sich bestehende Kirche ausmachten, so erfuhren sie die Verfolgungen, nicht nur der Juden sondern auch der Heiden. Eine Partie, die so gedrückt war, wie die Juden nach völliger Zerstörung ihres Staats gedrückt wurden, konnte nicht mehr viel ausrichten, und auch die Wuth des Barcochbas, der sich im zweiten Jahrhundert für einen Messias ausgab, dauerte nur kurze Zeit. Anhaltender und nachtheiliger waren die Verfolgungen der Heiden, weil sie großentheils selbst auf Befehl der Obrigkeit veranstaltet wurden, und oft nicht nur auf einzelne Städte und Provinzen sich erstreckten.

Nero war der erste, der die Christen durch Gesetze verfolgte. Er hatte Rom anzünden lassen, und mußte doch einen Schuldigen haben, dem er sein Verbrechen aufbürden konnte. Die Christen, ohnedieß Gegenstand des allgemeinsten Hasses, schienen die geschicktesten dazu zu seyn.

Wahrscheinlich erstreckte sich diese Verfolgung nicht über die Provinzen, sondern vorzüglich nur über die Römischen Christen. Vielleicht würde auch ein solcher einzelner Befehl den Christen nicht so großen Schaden gethan haben, wenn nicht ohnedieß die heidnischen Priester so sehr erbittert gewesen wären, daß ihnen durch die verminderte Anzahl der Götzendiener viel von ihrem Einkommen entzogen worden, und wenn nicht auch schon die bloße Standhaftigkeit, unter so despotischen Regierungen, als die Regierung der damaligen Kaiser war, ein Verbrechen hätte seyn müssen, besonders da dießmal die Ehre der Regenten so sehr darunter Noth litt,

denn die Christen weigerten sich, den Bildsäulen des Kaisers zu opfern und Weihrauch zu streuen.

Durch eine Menge verläumderischer Gerüchte, die oft ganz falsch waren, oft auf mißverstandene Nachrichten sich gründeten, wurde die Erbitterung noch allgemeiner gemacht: die Christen sollten Menschenfleisch in ihren geheimen Versammlungen genießen; wie schändlich war doch hier die Lehre vom Abendmahl verstellt! Besonders ihre nächtlichen Morgenzusammenkünfte sollten eine Zeit der schändlichsten Unzucht seyn: und doch fand sich's bei den Untersuchungen, daß sie bloß zusammenkamen, um Gott und Christo Loblieder zu singen, daß sie sich bloß in den wechselsweisen Versprechungen vereinigten, Bruderliebe zu üben, und Missethaten nicht zu begehen, die oft kaum die Moral der heidnischen Philosophen als unrecht erkannte. Man sagt, die Christen sollen sich wohl etwa auch manchmal nicht zum ruhigsten verhalten haben, sollen sich durch fanatische Hoffnungen getäuscht, wenn sie einen Nero oder Domitian für den Antichrist hielten, in aufrühreristchen Ausdrücken und Handlungen vergessen haben. Wer will aber auch fordern, daß bei so vielen verschiedenst gesinnten Menschen, die durch alle Provinzen des Römischen Reichs zerstreut waren, und bei dem höchsten Grade der Tyrannei, die sie erdulden mußten, die Gedult immer unüberwindlich bleiben soll?

§. 5.

Verfolgungen der Christen.

Verfolgungen können die Ausbreitung einer neuen Religionspartie selten hindern, und so viele Beispiele der standhaftesten Tugend, als man hier an den Christen wahrnahm, mußten Manchen zur Nacheiferung reizen. Ein selbst durch die härtesten Schicksale gereizter Enthusiasmus befördert so oft

die Ausbreitung der Lüge, warum nicht auch die Ausbreitung der Wahrheit? Schon zu Ende des ersten Jahrhunderts standen in Kleinasien die Götzentempel verödet, zum Opferfleisch wollte sich kein Käufer mehr finden. Trajan will zwar die Christen nicht aufgesucht wissen, aber man soll sie doch strafen, wenn sie rechtmäßig angebracht würden. Wenn auch einer der nachfolgenden Kaiser keine eigentlichen Strafgesetze gegen die Christen gab, so wurden doch die vorigen nie ganz aufgehoben, und die neuen etwa mildernden Verordnungen hatten fast immer eine Zweideutigkeit, welche den Verfolger der Christen nicht zu sehr einschränkte. Es stand also bei jedem Statthalter der Provinz, wenn er die alten Gesetze wieder in Gang bringen wollte, und an Vorwand fehlte es nie, einer so verhaßten und verläumdeten Partie recht wehe zu thun, da sie ohnedieß selbst auch nach Verhältniß ihrer weiteren Ausbreitung, unvermeidlich hie und da scheinbare Gelegenheit geben mußte.

Indeß scheinen die Schicksale der Christlichen Religion nur im Römischen Reiche so fortdaurend hart gewesen zu seyn. Mit dem Anfange des dritten Jahrhunderts regierte zu Edessa ein Christlicher König, und auch jenseits des Euphrats genossen die Bekenner der neuen Lehre eine Ruhe, welche besonders in Persien fast den Untergang der alten Nationalreligion fürchten ließ.

Die letzteren Stürme, welche die Christen unter der Regierung der Kaiser aushalten mußten, waren bei weitem die
heftigsten. Maximin's Verfolgung dauerte zwar nur kurz, 235
aber Decius wüthete wie ein Tyrann, und auf die etwas 249
gelindere Verfolgungen des Gallus und Valerian, kam die
Diocletianische, bei der es nicht nur den Personen der Chri- 303
sten, sondern vorzüglich auch der Bibel galt. Galerius, vor-

her einer der ergimmtesten Gegner der Christen, schenkte ih-
311 nen endlich zuerst die Ruhe durch ein Edict, und Constan-
313 tin vollendete ihre Freude.

§. 6.

Mildernde Umstände dieser Verfolgungen.

Indeß die Kirche manche solcher Erschütterungen leiden mußte, und unter diesen drückenden Umständen viel Gutes und Böses in derselben sich entwickelte, so gewann sie doch immer zugleich an Ausdehnung, und selbst manche der Römischen Kaiser waren gnädiger gegen dieselbe gesinnt, als man hätte erwarten sollen.

Wo Römische Legionen hinkamen, da kamen auch Christen hin. Spanien hatte gewiß schon im zweiten Jahrhundert seine Kirche. Von Gallien ist's noch erwiesener, denn wer kennt nicht den Bischof Irenäus von Lyon? Britannien, das Vaterland Constantin's, ist nicht viel jüngere Tochter des Christenthums als Gallien, und wenn die Kirchenväter Tertullian und Irenäus ihre Worte genau abgewogen haben, so gab es auch schon bei uns Deutschen im zweiten Jahrhundert Christliche Kirchen *).

Manches Vorurtheil gegen die Christliche Religion muß sich verloren haben, nachdem sie bekannter geworden, und besonders durch allgemeinere Bekanntwerdung der Bibel das Leben ihres Stifters in seiner ganzen Vortrefflichkeit aner-

*) Die Gothen, welche im dritten Jahrhundert in Mösien und Thracien wohnten, erhielten die Christliche Religion durch Zufall. Sie führten einige Geistliche aus Kleinasien als Gefangene hinweg, und diese machten ihrer Religion unter diesen Barbaren so viel Ehre, daß sich hier eine eigene Christliche Kirche bildete.
Iren. adv. haer. I. 10. Tertull. adv. Iud. C. VII.

kannt wurde. War es gerade nothwendig ein Christ zu seyn, um Christum für einen großen Mann zu halten? Wie der Schüler Epikur's die großen Vertheidiger der stoischen Grundsätze bei aller Verschiedenheit der Gesinnungen doch der vorzüglichsten Hochachtung würdigte, so konnte mancher Heide die Bildsäule Christi unter den großen Männern seines Jahrhunderts haben. Tiberius war deswegen kein Christ, noch hielt er Christum für einen Gott, wenn er verbot die Christen zu verfolgen, und eine Religionspartie dieses Namens anerkannte *).

Antonin's Toleranz ist einer der schönsten Züge in der Geschichte seiner Regierung: von den duldenden Gesinnungen mancher nachfolgenden Kaiser kann man nicht so gut urtheilen. War sie nie durch das Geld der Christen erkauft? nie bloß Politik des schwachen Regenten, der eine Partie durch die andere verderben wollte? Noch unrichtiger ist, einen Kaiser, der etwa vorzügliche Neigung für die Christen bezeugte, oder etwas mehr vom Christenthum hören wollte, als andere, sogleich selbst zum Christen machen.

Ungefähr in dritthalb Jahrhunderten hatte sich diese neue Religiospartie nun so emporgearbeitet, daß ihre Menge die zahlreichere und angesehenere auch im Römischen Staat war. Offenbare Gewalt der Gesetze hatte sie zu unterdrücken gesucht, Grimm der Regenten und Wuth des Pöbels war oft fast auf's höchste gestiegen, und die Vertheidigungsschriften, welche von Zeit zu Zeit von verschiedenen Schriftstellern verfaßt wurden, hatten dagegen wenig Nutzen: wer weiß, ob sie der Kaiser erhielt, ob sie seine Minister lasen? Die Witzlinge lachten dieser

*) So läßt sich noch am besten Tertullian's Erzählung (Apologet. c. 5.) vertheidigen, sie mag auf Tiberius oder auf einen andern August gehen.

neuen Sonderlinge, und wie die Neigung für das Christenthum allzu allgemein wurde, so fieng man auch im Ernst an, dasselbe zu widerlegen.

Das Christenthum triumphirte über alle Hindernisse: Gottes Hand war sichtbar in der Geschichte seiner allerersten Ausbreitung, aber leider haben die Menschen Gottes Hand frühe nachgemacht. Bei aller Freiwilligkeit für die größten Verläugnungen scheinen die moralischen Begriffe dieses Zeitalters noch nicht so aufgeklärt gewesen zu seyn, daß nicht manches von der Art, wie sie oft Christliche Religion auszubreiten suchten, anstößig scheinen sollte. Vieles wird sich genauer zeigen, wenn wir nun die innere Verfassung und Umstände dieser neuen Partie sehen.

§. 7.

Innere Verfassung der Christlichen Kirche der drei ersten Jahrhunderte nur als Gesellschaft betrachtet. Entstehung des Klerus.

Es war große Mühe, so viele verschieden gesinnte Köpfe, die seit den ersten Jahren ihrer Erziehung durch National- und Religionshaß getrennt waren, in einer Gesellschaft zu vereinigen, und so viel auch der unintereßirte, nachgiebige Charakter der Apostel dazu beitrug, so konnt' es doch nicht ohne manchen wechselsweisen Stoß geschehen, da die Apostel selbst von sehr verschiedenem Temperament und Denkungsart, auch an Seelenkräften einander sehr ungleich waren. Die Scheidung zwischen Proselyten aus dem Juden- und Heidenthum verlor sich wohl erst zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, unterdeß waren die ersteren immer die angesehenere Partie, bei welcher sich auch die meisten Kenntnisse fanden.

Man vermuthet nicht ganz richtig, daß es in allen solchen neu entstandenen Gesellschaften eben so wie zu Jerusa-

'alem ausgesehen habe, und stellt sich vielleicht auch nicht ganz richtig vor, daß es zu Jerusalem immer so geblieben sey, wie es im ersten Anfang aussah.

Das erste natürlichste Bedürfniß einer solchen neuen Gesellschaft war immer ein Lehrer, der in der Versammlung das Wort führen, was vorgelesen wurde, erklären konnte. Die Apostel selbst setzten an vielen Orten solche Männer ein. An andern Orten wählte die Gemeine den verständigsten aus ihren Mitgliedern, einen Mann guten Leumunds und kluger Sitten.

Zum Befehlen war nun ein solcher gewiß nicht da, aber er hatte Auctorität, und konnte besonders in Gesellschaft mit manchen durch Alter und Erfahrung ehrwürdig gewordenen Mitgliedern, auch bei Sachen, die nicht zunächst das Lehramt betrafen, ein gültiges Urtheil sprechen. Bei den gewöhnlichen Obrigkeiten konnten nehmlich die Christen nicht viel Recht hoffen, sie wandten sich also oft lieber an ihn, zu dem sie ohnedieß das größte Zutrauen hatten.

Er war auch Verwalter der gemeinschaftlichen Gelder, und bestritt daraus die Versorgung der Armen, der Wittwen und Waisen und besonders auch derer, so um der Religion willen Noth litten. Zwar vorzüglich ihm gebührte das Recht in der Gemeine zu sprechen, aber die anderen Mitglieder waren deswegen nicht ausgeschlossen. Er war nur älterer Bruder mehrerer Geschwistrige, nur das Bedürfniß mehrerer schwächeren Mitglieder der Gemeine machte ihn nothwendig. Da er ohne alle weitere Vorbereitung von Studium unter den übrigen als der verständigste gewählt worden war, so hatte er doch immer unter der Gemeine mehrere seines gleichen.

Lange konnte aber eine solche unschuldige Einrichtung in ihrer Unschuld nicht bleiben. Persönliche Auctorität mußt

sehr frühe Amtsauctorität werden. Der Lehrer einer Gemeine in einer großen Stadt mußte bald mancherlei Gehülfen haben, und je ausgebreiteter die Gemeine wurde, desto leichter veranlaßte es Unordnung, wenn auch Laien in der Versammlung das Wort nahmen, oder wenn sich nicht überhaupt in der Gemeine eine bestimmte Regierung bildete. So wurde der Lehrer nach und nach Herr der Gesellschaft, und wo ihm auch anfangs seine eigenen persönlichen Verhältnisse nicht dazu geholfen hätten, da würkte das Beispiel anderer Gemeinen. Er führte mit den Lehrern anderer Gemeinen den gemeinschaftlichen Namen Bischof, er wollte also auch seyn, was man sich zuletzt gewöhnlich unter dem Namen eines Bischofs dachte.

§. 8.

Entstehung des Subordinationssystems bei dem Klerus.

Ursprünglich sollte der Lehrer der Christlichen Gemeine zu Rom um nichts vornehmer seyn, als der Lehrer eines Phrygischen Dorfs, keiner sollte dem andern zu befehlen haben, und wenn es auf Amtserinnerungen ankam, so war das Recht sie zu geben, vollkommen wechselsweis. Aber apostolischer Ursprung einer Gemeine, Größe und Reichthum der Stadt, Sitz des Statthalters, der sich etwa gerade da befand — das alles mit noch mehrern in einzelnen Fällen ganz individuellen Umständen, traf bald so zusammen, daß sich unter den Lehrern der verschiedenen Gemeinen selbst, eine Aristokratie bildete, welche gleich anfangs, selbst nach den Veranlassungen ihres Ursprungs, die größte Aehnlichkeit mit den politischen Eintheilungen des Römischen Reichs erhalten mußte.

Aus der übrigen großen Menge hoben sich ungefähr zehen derselben hervor, auf deren Wort vorzüglich viel ankam,

aber von diesen zehen hatte keiner dem andern etwas zu befehlen, und selbst auch diese zehen waren weit noch nicht gesetzmäßige Herrn ihrer Mitbrüder, alle ihre Rechte waren nur Observanz.

Diese hierarchische Eidgenossenschaft aber würde sich schwerlich so gebildet haben, wenn nicht äußerer Drang die Christen gleich anfangs zum Zusammenhalten genöthigt hätte, und wenn nicht dieser Geist der Consociation, zu dessen Nährung die damalige Dogmatik sehr viel beitrug, durch das Synodenhalten geleitet worden wäre.

Man findet nehmlich seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts, daß die Bischöfe, sobald irgend etwas von gemeinschaftlicher Wichtigkeit zu entscheiden war, aus der ganzen Nachbarschaft zusammen kamen, und gemeinschaftlich sich darüber besprachen. Man machte Verordnungen wegen der Kirchengebräuche, verglich auch Streitigkeiten einzelner Gemeinen gegen einander, sprach mit einander vom Glauben, und von diesem und jenem, der mit einer neuen Lehre oder mit einem neuen Wort zum Vorschein gekommen war. Durch diese öftere Versammlungen die wahrscheinlich zuerst in Kleinasien eine gewisse rechtliche Form erhielten, bekamen gewisse Bischöfe in kurzem eine sichtbare Ueberlegenheit über die andere, und so wenig diese Synoden gleich seit ihrem Ursprung zu Wiederherstellung des öffentlichen Wohls und Kirchenfriedens beitrugen, vielmehr mit jedem Jahrhundert immer schlimmere Folgen hatten, so blieb man doch auf der einmal betretenen Bahn. In der nachfolgenden Periode konnte man alsdenn noch deutlicher sehen, wie sehr durch sie die Entwicklung der Hierarchie beschleunigt wurde.

Schon aber zu Ende des zweiten Jahrhunderts zeigte sich ein auffallendes Beispiel, wie sehr sich die alten Zeiten

geändert hatten. Es war seit langem eine Ungleichförmigkeit zwischen der Römischen und Kleinasiatischen Kirche in Haltung des Passa. Dem Beispiel Christi getreu aßen die Christen in Kleinasien das Osterlamm am vierzehnten nach dem Neumond, und am siebzehnten feierten sie das Wiedergedächtniß der Auferstehung Jesu. So wurde also die große Fasten unterbrochen, welche bis auf den Tag der Auferstehung unverletzt sollte gehandelt werden; man aß das Osterlamm zu gleicher Zeit mit den Juden, und das Fest der Auferstehung fiel nicht immer auf den Sonntag.

Drei Puncte, die der Römische Bischof unerträglich fand, der in seiner Kirche die Gewohnheit hatte, das Passa in der Nacht unmittelbar vor dem Auferstehungsfest zu essen, und das Fest selbst immer nur an einem Sonntage zu halten. Man traktirte einige Zeit mit einander wegen dieser Zwistigkeit, ohne einstimmig werden zu können. Der Römische Bischof Victor wurde endlich so heftig, daß er die Kleinasiater nicht mehr als Brüder erkennen wollte. Der gebieterische Ton eines solchen, der im Grund nichts weiter war als vornehmerer College, kam aber damals noch so sehr zu frühe, daß alle über den Stolz des Bischofs aufgebracht wurden. Unterdeß fangen doch nun seit dieser Zeit hierarchische Zänkereien in ununterbrochener Reihe an, sie haben den wichtigsten Einfluß auf die Bildung der Dogmatik, und zeigen diesen selbst schon in der gegenwärtigen Periode. Einen wichtigen Abschnitt dieser Geschichte machen die Märtyrer und Confessoren.

§. 9.

Würkung der Märtyrer und Confessoren auf die Hierarchie.

Man glaubte dem Manne, der für das Bekenntniß der Christlichen Religion weder Leben noch Aufopferung aller Güter theuer achtete, nicht Ehre genug erweisen zu können.

Was der Märtyrer vielleicht noch im Gefängniß, vielleicht in seiner Todesstunde gesagt hatte, wurde wie ein Orakel befolgt, und mancher, der wegen Abfalls oder irgend eines andern Verbrechens von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen war, fand den bequemsten Weg zur Wiederaufnahme, wenn er beweisen konnte, daß ihn ein Märtyrer als Bruder erkannt habe. Das war Zerstörung aller Kirchenzucht, deren Behauptung damals desto wichtiger war, da bei so vielen aufmerksamen Feinden der Fehler eines einzelnen Mitglieds sehr leicht der ganzen Gesellschaft hätte können zum Verbrechen gemacht werden. Aber auch Ansehen der Geistlichkeit mußte darunter sehr Noth leiden, denn das Wort des Märtyrers und Confessors galt mehr als das Wort des Bischofs, und der Märtyrer nahm sich wohl manchmal die Freiheit, selbst den Bischof zu bestrafen. Man tritt der Ehre dieser unerschrocknen Bekenner des Christenthums gar nicht zu nahe, wenn man zweifelt, ob sie immer auch aufgeklärte und moralisch gut gebildete Menschen waren, und beides müßten sie doch gewesen seyn, wenn von ihrer Entscheidung der Wohlstand der ganzen Kirchendisciplin und die Verfassung mancher einzelnen Kirche, hätte abhangen sollen. Es war dem Bischof nicht möglich, völliger Herr von seiner Gemeine zu werden, so lange ein solcher Laie bei den wichtigsten Angelegenheiten derselben so viel zu sagen hatte, und wenn oft der Märtyrer und Confessor für sich selbst gegen den Bischof nicht übel gesinnt gewesen wäre, so wurde er von andern in der Gemeine aufgereizt. Der Bischof mußte den Märtyrer und Confessor aus der Armencasse versorgen, aber manche der vornehmen Frauen in der Gemeine schickte reichlicher aus ihrem eigenen, als der Bischof aus der öffentlichen Casse, und so wurde die Ruhe einer ganzen Kirche bisweilen der Intrigue eines einzigen Weibes preisgegeben.

§. 10.

Donatistische Streitigkeiten.

Hier sehen wir die erste Quelle der schröcklichen Donaistischen Streitigkeiten, welche über ein ganzes Jahrhundert ang die Afrikanische Kirche verwüsteten, und Ströme Christichen Bluts gekostet haben. Im Jahre 311 wurde nach dem Tode des Bischof Mensurius von Karthago ein dasiger Aelester, Cäcilian, gewählt, allein er hatte eine sehr ränkvolle Dame Lucilla gegen sich, welche den Umstand benutzte, daß man nicht mit der Ordination, wie sonst gewöhnlich, bis zur Ankunft der Numidischen Bischöfe gewartet hatte. Cäcilian hatte sich, noch als Diakon, den Kabalen widersetzt, wozu die freigebige Lucilla die Confessoren gebrauchte. Ihr Geld, das sie ehemals, verhindert durch Cäcilian, nicht nach Willkühr unter die Confessoren und Märtyrer vertheilen konnte, war itzt das Mittel, wodurch sie sich eine Partie unter den Numidischen Bischöfen gewann. Diese werfen sich zu Cäcilian's Richtern auf, und da er sie nicht dafür erkennen kann, wählen sie einen andern Bischof Majorinus.

Wozu kann man nicht den Vorwand finden, wenn man einmal die Sache haben will! Cäcilian soll von einem Manne geweiht worden seyn, der bei letzter großen Verfolgung seine Bibel den Inquisitoren ausgeliefert habe. Ein solcher Ordinator soll den heiligen Geist nicht haben, also auch einem andern nicht mittheilen können. Cäcilian sey also nicht rechtmäßig ordinirt, und habe gar nicht ordinirt werden können, weil auch er mit seinem Ordinator Felix von Aphthunga eines gleichen Verbrechens sich schuldig gemacht. Unter den Bischöfen, welche hier so strengfromm argumentirten, waren Manche, die jenes Verbrechen selbst auf sich hatten, und kaum sechs Jahre vorher auf einer Synode von Cirtha sehr

großmüthig dasselbe sich unter einander ohne weitere Kirchenbuße verziehen.

Wie durch ein Lauffeuer entzündete sich die Streitigkeit in allen Afrikanischen Kirchen. Die Donatisten (so heißt die Gegenpartie des Cäcilian von einem ihrer Hauptanführer) bringen ihre Klagen vor Constantin, und erbitten sich Gallische Bischöfe zu Commissarien der Untersuchung. Die niedergesetzte Commission, bei welcher Constantin den Römischen Bischof Melchiades zum ersten Commissar machte, spricht den Cäcilian von den vorgeworfenen Verbrechen völlig frei, und manche der Beschuldigungen fallen auf Häupter der Donatisten zurück. Auch bei der zweiten Untersuchung, welche Constantin, weil die Donatisten noch nicht ruhten, dem Proconsul von Afrika übertrug, erscheint Cäcilian's Sache als Sache der Unschuld. Doch um den Klägern selbst ihre wichtigsten Einwürfe zu entreissen, ruft Constantin etlich und dreißig Bischöfe aus verschiedenen seiner Provinzen nach Arles. Auch 314
sie können nicht anders als wieder gegen die Donatisten sprechen: und das einzige, was den Unruhigen jetzt noch übrig blieb, war, den Kaiser selbst zum Richter aufzufordern. Es war leicht voraus zu sehen, was sich auch wirklich ereignete, daß sie auch bei dem eignen Urtheil des Kaisers, wenn es gegen sie ausfallen sollte, Partheilichkeit finden würden. Die weiteren Folgen und die schröcklichen Scenen dieser Bewegungen gehören zur folgenden Periode.

§. 11.

Veränderungen der Kirchenzucht und dadurch veranlaßter Novatianismus.

Wenn man an die Einrichtung und den Geist der Kirchenzucht dieser drei ersten Jahrhunderte denkt, so findet man solche heftige Unruhen in ihren Veranlassungen weniger außer=

ordentlich, die Gefahr aber zeigt sich um so größer, welche von denselben zu befürchten war. Die Kirchenzucht beruhte in diesem Zeitalter fast einzig auf den verschiedenen Gesetzen oder Gewohnheiten, welche die Ausschließung oder Wiederaufnahme solcher Personen betrafen, die sich gewisser Verbrechen schuldig gemacht hatten. Es mußte bei jeder Kirche festgesetzt seyn, welche Vergehen als so groß angesehen werden sollten, und in den ersten Zeiten war Strenge sehr nothwendig. Wie viel Vorwand hätten sonst Juden und Heiden bei ihrer Verfolgung gehabt, wenn nicht die Christen einer vollkommenen Unsträflichkeit ihrer Gesellschaft sich beflissen hätten.

Todtschlag, Ehebruch und Abfall zum Götzendienst waren die drei Verbrechen, bei welchen keine Hoffnung zur völligen Wiederaufnahme war, und am wenigsten für den Geistlichen, an welchem jedes Verbrechen immer doppelter Strafe werth geachtet wurde. Manches hielt man dabei für eine Art des Abfalls vom Christenthum, was doch vielleicht nur erster Schritt zu demselben, oder mehr augenblickliche Verläugnung als Apostasie war. Auf solche Gattungen von Verbrechen war also immer eine vorzügliche Strafe gesetzt.

Mancher Christ, um seiner Verfolger los zu werden, kaufte sich von seinem Statthalter oder Richter einen Schein, daß er den Göttern geopfert habe, er glaubte weniger zu sündigen, wenn er gesündigt zu haben vorgab. Mancher glaubte, den Göttern wenigstens Weihrauch streuen zu dürfen, wenn er nur nicht Christliche Religion feierlich verläugne, oder lieferte er zwar den Verfolgern die Bibel und heilige Gefäße aus, aber er ließ sich nicht weiter treiben. Dem Bischof wurde es schon sehr übel gedeutet, wenn er bei entstandener Verfolgung seiner Gemeine sich nur entzog.

Sobald nun der erste Sturm der Verfolgung ein we-

nig vorüber war, und sobald man Musse bekam, das Betragen einzelner Mitglieder zu untersuchen, so wartete auf alle diese furchtsamen Seelen eine sehr strenge Bestrafung. Es war nicht möglich, daß diese Strenge auch bei vermehrterer Anzahl der Gefallenen noch lange fortdauren konnte. Die Bischöfe, welche die höchste Reinigkeit der Kirchenzucht behaupten sollten, waren größtentheils auch durch eigenes Interesse genöthigt nachzulassen. Aber eben dieses Nachlassen gab oft in den Gemeinen immer die heftigsten Bewegungen; denn diejenige, welche in den Verfolgungen ausgehalten hatten, wollten nicht den übrigen gleich gehalten seyn. Ueberhaupt glaubten die Eiferer, bei der geringsten Gelindigkeit sey es um alle Kirchenzucht geschehen, und ganz eingenommen für die alten Zeiten konnten sie nicht begreifen, wie sich Kirchenzucht immer nach dem veränderten Tone des Zeitalters richten müsse. In manchen Kirchen waren solche Bewegungen nur vorübergehend; in der Afrikanischen wurden sie, wie wir so eben sahen, von Arglist und Bosheit benutzt; noch früher aber entstanden solche Gährungen in der Römischen Kirche.

Es war nach Bischof Fabian's Tod ein neuer Bischof zu 250
wählen. Unter den Wählenden herrschten zwei Partien, eine hatte Novatian an ihrer Spitze, einen Mann von sehr strengen Grundsätzen in Ansehung der Gefallenen. Die andere, Cornelius war ihr Haupt, behauptete schon lang gelindere Meinungen. Die meisten Wahlstimmen fielen auf Cornelius, und die bisherige Gelassenheit der Eifererpartie verwandelte sich itzt in den heftigsten Haß, der durch die Aufmunterungen einiger Karthagischen Geistlichen, welche sich gerade damals zu Rom aufhielten, noch mehr entzündet wurde. Sie erkennen den Cornelius nicht als ihren Bischof, Novatian soll

der ihrige seyn. Was vorher bloß verschiedene Meinung war, wurde itzt durch den Partiegeist zum wichtigsten Dogma gemacht.

Der Novatianer glaubte gewiß zu seyn, daß eine Kirche, in welche solche Sünder, als die Gefallenen seyen, aufgenommen würden, unmöglich die wahre Kirche seyn könne, unmöglich den heiligen Geist haben, also auch unmöglich die Sacramente kräftig austheilen könne. Wer demnach von der Partie des Cornelius zu den Novatianern übertrat, mußte sich noch einmal taufen lassen. Die Novatianer konnten keinen Bischof erkennen, der von einem Bischof ihrer Gegenpartie ordinirt worden war, weil mit der bischöflichen Ordination nach den Begriffen des damaligen Zeitalters eine wirkliche Mittheilung der Gaben des heiligen Geistes verbunden zu seyn schien.

Jede Partie schrieb und correspondirte sogleich mit andern Gemeinen, und suchte sich Freunde bei denselben zu erwerben; es gelang auch beiden ihren Anhang weiter zu verbreiten. Die Partie des Cornelius bekam, wie leicht zu erachten, den größten Beifall, denn die gelindere Meinung entsprach dem ganzen damaligen Zustand der Kirche. Doch gab es Novatianer bis in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts.

§. 12.

Kirchenbuße.

Man hat sehr frühe verschiedene Stufen der Kirchenbuße gehabt, wie man überhaupt die Zuhörer selbst sehr früh in verschiedene Classen theilte. Als ausgemacht nahm man an, daß das Verbrechen, wofür Kirchenbuße zu thun sey, ein mit öffentlichem Aergerniß verbundenes Verbrechen seyn müsse; denn das Aergerniß war es eigentlich, was die Kirche bestrafte.

Die erste Stufe war Ausschließung vom Genuß des heiligen Abendmahls. Nach der ganzen damaligen Einrichtung war das heilige Abendmahl ein so frohes Brudermahl zum Angedenken des Todes Jesu, daß man einen offenbar ärgerlichen Sünder keinen Theil daran nehmen lassen konnte.

Die zweite Stufe war, wenn solche Verbrecher nicht einmal mit den übrigen dem Gottesdienst beiwohnen durften, und diese Ausschließung geschah gemeiniglich in sehr harten auffallenden Ausdrücken. Wollte nun aber ein solcher Auswürfling (excommunicirter) in die Gemeine wieder aufgenommen werden, so mußt' er demüthig darum anhalten, in seinem ganzen äußern Betragen die tiefste Traurigkeit ausdrücken, Werke der Liebe und Wohlthätigkeit auszuüben suchen, und erst nach solchen ganz unverdächtigen Proben seiner Reue wurde er zur Kirchenbuße hinzugelassen.

Der erste Act seiner Buße war alsdenn, daß er, wenn die Christen zusammenkamen, im ganzen Anzug eines Tieftraurenden vor der Kirchenthüre stehen bleiben und die Vorübergehenden bitten mußte, Gott und die Kirche für seine Wiederherstellung anzuflehen. Nach einigen Wochen oder Monaten wurden ihm die Hände feierlich aufgelegt, und er für fähig erklärt, dem Gottesdienst zuzuhören. So war ihm also nun zwar der Weg zum allgemeinen Unterricht wieder geöffnet. Aber sobald der Zeitpunkt des öffentlichen Gebets kam, mußte er abtreten. Endlich durfte er auch bei dem Gebet bleiben; selbst aber auch wenn er es nun ganz anhören durfte mußte er oft noch eine Zeit lang stehend mitbeten. Die volle Einsetzung in den Genuß aller Bruderrechte war endlich der gestattete Mitgenuß des Abendmahls Jesu.

Die Wichtigkeit dieses Bußceremoniels zeigt sich erst alsdenn vollkommen, wenn man bedenkt, daß dieses Zeitalter

unter Ausschließung von Gemeinschaft der Kirche nichts geringeres gedacht habe, als fast unmittelbar mitfolgende Ausschließung von der Gemeinschaft Gottes; und daß Heiligkeit der Gemeine — ein Begriff, der für uns ganz verloren ist — dieselbe zum Besitze der Gaben des heiligen Geistes erst recht geschickt zu machen schien. Durch jene verschiedene Gradationen wurde man gleichsam aufs neue für einen Heiden, für einen Ungetauften, für einen Täufling erklärt; denn besonders seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts war es allgemeine Gewohnheit, daß man aus Taufe und Abendmahl, aus dem Taufsymbolum und dem Inhalt der öffentlichen Gebete vor den Unglaubigen und Katechumenen ein großes Geheimniß machte.

§. 13.
Gottesdienst der Gemeinen.

Es muß übrigens ein fröhlich schöner Anblick um die ganze Einrichtung einer Christlichen Gemeine besonders der zwei ersten Jahrhunderte gewesen seyn. Wenn sie sich versammelte, so trat nach Anstimmung froher Lobgesänge der Presbyter oder Bischof auf, las ein Stück aus der Bibel A. oder N. T. vor, deutete es, so gut er's vermochte, sprach über die von ihm bemerkten Fehler seiner Gemeine mit einer Herzlichkeit, welche man itzt strafwürdig finden würde, und dann wurde gebetet namentlich für die Obrigkeiten und den Bischof. Die Kirche seguete in ihrem Gebet das Angedenken der Märtyrer und Confessoren, der edelsten ihrer verstorbenen Mitglieder, und die frohe Empfindung des Gebets erhob sich oft so sehr, als ob der entschlafene Freund ihnen helfen, als ob sie ihm mit ihrer Fürbitte noch nützen könnten.

Der Presbyter oder Bischof nahm Brod und Wein von den zusammengebrachten Oblationen, betete darüber, wie er

ohne bestimmtes Formular zu beten wußte; man gab es in der Gemeine herum. Alle aßen vom heiligen Brod, alle tranken den heiligen Becher, denn warum sollten es nicht alle thun, da sie sich alle, wie Brüder eines Vaters, ihres großen Erstgebornen hier freuen sollten? Da war nie eine Versammlung, in welcher nicht dieses Freudenmahl gehalten wurde, und wenn es schon damals der Feiertage und Feste nur wenige gab, so kam man doch oft zusammen. Selbst in den ersten Zeiten kam man oft zusammen, da man auch noch keine eigene Versammlungshäuser hatte, etwa bloß bei einem der angesehensten Mitglieder der Gemeine oder wohl gar in unterirdischen Höhlen zusammentraf.

Der Ceremonien waren noch nicht viele. Die Kirche war noch frei von manchen Gebräuchen, welche itzt Veranlassung oder Wirkung des Aberglaubens sind. Nur mit der Taufe war schon Exorcismus verbunden; denn man glaubte, den Teufel vorher erst austreiben zu müssen, ehe man dem Menschen den heiligen Geist mittheilen könne. Auch war schon allgemeine Gewohnheit, daß man sich bei allen Gelegenheiten kreuzte, und dem Zeichen des Kreuzes manche besondere Wirkungen zuschrieb. Es war Zeit der sorglosen Unschuld, Zeit des unbekümmerten Knabenalters, aber wohl gewöhnte sich der Knabe schon hie und da an manches, was ihm nothwendig in seinen Jünglings- und Mannsjahren schädlich seyn mußte, wenn der Fehler erst Zeit und Ort seiner Entwicklung fand.

Geschichte der Lehre, nach beiden Beziehungen als Religion und Theologie betrachtet.

§. 14.

Lehre der Apostel.

Der erste Unterricht der Apostel war äußerst einfach. Es war ihnen darum zu thun, gute fromme Menschen zu bilden, dem Juden seinen Nationalstolz, dem Heiden seine Laster abzugewöhnen. Dazu brauchte es nun nichts als herzliche väterliche Ermahnungen, verstärkt durch das Beispiel Christi und anschaulich gemacht durch mannichfaltige Gründe aus der Natur der Sache selbst und aus ihrer unmittelbaren Lage. Ihr ganzer Vortrag richtete sich immer nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Zuhörer, war also anders gegen den Juden, anders gegen den Heiden, weil man bei dem Juden manches voraussetzen konnte, wovon Heiden keine Kenntniß oder keine Ueberzeugung hatten.

Die besondere Denkungsart eines jeden Apostels trug auch dazu bei, daß einer vor dem andern einen gewissen Artikel in helleres Licht zu stellen suchte. Wie hoch schlug nicht das Herz des sanften Johannes, wenn er göttliche Würde seines innigst geliebten Jesus behauptete! Wie eiferte nicht Paulus gegen jeden Ueberrest des Judenthums; wie verschieden scheint sich Jakobus auszudrücken. Man sieht aber doch durch alle diese Verschiedenheiten hindurch, daß es ihnen darum zu thun ist, die Nachrichten von der Person und Würde Jesu zu einem der Hauptbeziehungspuncte ihres Vortrags zu machen, Gottes allgemeine Vaterliebe besonders aus der Geschichte Christi zu zeigen, und die zweifelsvolle Ungewißheit zu heben, womit bisher Juden und Heiden in Ansehung des Zustandes nach dem Tode gepeinigt wurden.

Es war für die Behauptung der Reinigkeit der Lehre in diesen ersten Christlichen Gemeinen sehr wichtig, daß die Apostel Schriften hinterließen, worin theils die Geschichte Jesu glaubwürdig erzählt, theils die Hauptpuncte ihres Vortrags gelegenheitlich ausgeführt oder wenigstens berührt waren. Es sind zwar eigentlich nur Localschriften; denn es sind größtentheils Briefe, also nicht Abhandlungen über gewisse Gegenstände. Wie es sich in einem Briefe giebt, bald Antwort auf eine vorgelegte Frage, bald Digression aus Gelegenheit eines neuesten Vorfalls, bald Ermahnung wegen einer bevorstehenden Sache. Aber gerade dieses Locale und Individuelvertrauliche gab solchen Schriften für jenes erste Zeitalter das höchste Interesse und ein unverkennbares Siegel von Authenticität.

Man hat nicht alles, was die Apostel geschrieben haben, und man weiß auch nicht, wie es kam, daß gerade diese Schriften gesammelt wurden, welche wir gegenwärtig noch haben. Sie scheinen schon zu Ende des ersten Jahrhunderts gesammelt gewesen zu seyn. Ob sogleich alle auf einmal, läßt sich wieder nicht entscheiden. An der Aechtheit einiger derselben zweifelte man zu Ende des zweiten und vorzüglich im dritten Jahrhundert. Unter diesen bezweifelten ist die Offenbarung Johannis das merkwürdigste; denn weil sie ein prophetisches Buch ist, bekam sie besonders in Aegypten starke Partie und Gegenpartie; Leute, die sich mit Deutungen abgaben, mißbrauchten das Buch, und Leute, welche diese Deutungen widerlegen wollten, schienen den Mißbrauch dem Buche selbst angerechnet zu haben.

§. 15.

Ketzereien. Gnostiker.

Die Apostel haben es noch selbst erlebt, daß man ihre

Lehre zu verkehren suchte, nicht nur daß Juden ihr Judenthum, so verdorben als es damals auch war, mit dem Christenthum zu verbinden suchten, sondern auch, daß Leute, welche nach dem damaligen Tone Gelehrte und Philosophen waren, ihr Christenthum an ihre philosophische Meinungen und diese an jenes anknüpfen wollten.

Längst nehmlich vor der Erscheinung der Christlichen Religion war besonders in den Morgenländern eine Philosophie sehr herrschend geworden, welche bald die Materie als Quelle alles Bösen angab, bald auch das große Vernunfträthsel vom Ursprung alles Bösen durch Emanationshypothesen und Aeonengenealogien zu lösen suchte, und durch diese zwei Vereinigungs-Versuche sowohl in die Dogmatik als in die Moral manches unrichtige brachte. Viele dieser Philosophen wurden nun auch Christen, und die Art der verschiedenen Verbindungen, welche sie zwischen ihren alten und neuen Ideen auf Kosten der einen und der andern zu machen suchten, brachte die verschiedensten so genannten ketzerischen Systeme hervor.

Schon Paulus eiferte gegen einen Hymenäus und Philetus, welche behaupteten, die Auferstehung sey schon geschehen. Haben sie wohl die ganze Lehre bloß allegorisch von der Bekehrung erklärt? Johannes widerlegt Leute, welche leugneten, daß Jesus wahrhafter Mensch gewesen sey, und unter den Benennungen Logos, Sohn Gottes ganz verkehrte Begriffe dachten. Er erlebte noch einen Hauptanführer dieser philosophirenden Christen, Cerinthus. Dieser suchte Gnosticismus, Jüdische und Christliche Lehre in eins zu verbinden. Der Gnostiker, weil er einmal die Materie nur als Quelle alles Bösen ansah, sprach gewöhnlich vom Weltschöpfer nicht zum rühmlichsten, überhaupt war ihm der Gott

Mosis nicht transscendentel genug. Cerinth aber nahm an, daß der Weltschöpfer zwar nicht der höchste Gott sey, aber doch einer der erhabensten guten Engel (Aeonen), nur sey er nach und nach schlimm geworden. Deswegen habe Gott einen andern der höchsten guten Aeonen gesandt, der sich auf den Sohn Josephs und Mariens bei der Taufe herabgelassen, und denselben der Ausführung seiner großen Thaten fähig gemacht. Verleitet durch den bösen Geist, den Weltschöpfer (Demiurgus) hätten die Juden Jesum gekreuzigt, und bei der Kreuzigung sey Christus hinweggeflogen.

Es paßt gar nicht mit dem übrigen System des Cerinthus zusammen, daß er geglaubt haben solle, Christus werde einmal auf die Erde wiederkommen, und mit seinen Glaubigen im höchsten Genuß sinnlicher Wollüste tausend Jahre auf Erden regieren. Ist hier das Unzusammenhängende Grund genug, an der Richtigkeit der patristischen Nachrichten zu zweifeln?

So ungefähr dachte einer der Hauptanführer einer gnostischen Partie. Es ist aber unnütze, die weitere Mannichfaltigkeit der ausschweifenden Einbildungskraft dieser Schwärmer aufzusuchen. Einer dachte sich mehrere, ein anderer wenigere Aeonen, jeder ordnete sie verschieden, mancher hatte wohl gar kein System. Das große Räthsel vom Ursprung alles Bösen, wie es sich mit Gottes weiser Güte vereinigen lasse, beschäftigte sie alle, und alle suchten sich dadurch zu helfen, daß sie eine mit Gott ewig coexistirende, von ihm unabhängige Materie annahmen, die entweder ihren besondern Herrn hatte, der sich dem höchsten Gott widersetze, oder welche ein abgefallener Geist als das Mittel brauche, Gottes wohlthätige Absichten zu zernichten. Manchen haben die Kirchenväter unter die gnostischen Ketzer gezählt, der als aufgeklärter Kopf bloß

Versuche machte, die gewöhnlichen Vorstellungsarten zu verfeinern.

§. 16.

Manichäer.

Eine Abart oder vielleicht ein Zweig des Gnosticismus waren die Manichäer. Manes, ein Persischer Magier, glaubte zwischen seiner Persischen Philosophie und der Christlichen Religion Uebereinstimmung zu finden, und was noch nicht übereinstimmend war, glaubte er dazu machen zu können. Die Lehre seiner Väter von zwei gleich ewigen Grundwesen einem guten und bösen, (Licht und Finsterniß) wurde zum Grund gelegt.

Der Herr des Lichts sey der seligste Geist, voll des thätigsten Wohlwollens, der Herr der Finsterniß voll bittern Hasses und böser Lüste. Diese beiden Herren seyen mit einander im Krieg, und der Fürst der Finsterniß habe verschiedene kleine Vortheile gewonnen. Wir Menschen, über welche von beiden Partien viel gestritten wird, tragen einen Leib, der aus der bösen Materie entsprungen ist, und von den zwei Seelen, die wir haben, kommt eine vom Fürsten der Finsterniß und die andere vom Fürsten des Lichts her. Christus wurde in der Absicht von Gott erzeugt, um denen in Leibern eingeschlossenen Seelen zu helfen. Er nahm deswegen einen Scheinkörper an, und Manes ist der Paraklet (Lehrer), der itzt durch Predigung einer vollkommeneren Sittenlehre als die Sittenlehre Christus war, das angefangene Werk vollenden soll. Welche Seele sich reinigen will, muß den Dienst des Judengottes verlassen, dem Gesetz Christi und des Manes durch Bestreitung seiner Lüste gehorchen. Zwar wird sie in diesem Leben nie ganz rein, sondern erst noch nach dem Tode hat sie verschiedene Läuterungen auszudauren. Aber wenn sie sich doch nun hier gar nicht reinigen lassen will, so wird sie nach diesem Leben von

dem Leib eines Thiers, in den eines andern kommen, und den härtesten Peinigungen unterworfen seyn.

Eine Partie, welche dieses System hat, konnte nicht viel Gutes von der Bibel halten. Das alte Testament war nach ihrer Idee ein Werk des Judengottes, also des Herrn der Finsterniß, und vom neuen Testament konnte auch nicht viel bleiben, sie glaubten wenigstens, dasselbe sey größtentheils so mit Fabeln vermengt, daß man das Richtige vom Unrichtigen nicht mehr unterscheiden könne. Man sollte dem ersten Anblick nach glauben, Hypothesen, wie die Manichäischen sind, seyen viel zu sehr gegen allen Menschenverstand, als daß sie viele Anhänger bekommen könnten: aber man weiß aus der Geschichte ganz zuverlässig, daß sie außerordentlichen Beifall erhielten, und daß es sehr schwer hielt, ihre allgemeine Ausbreitung zu hindern.

Ihre strenge Lebensart und gute Moral, welche wenigstens den damals gewöhnlichen Begriffen von moralischer Güte sehr entsprach, mag wohl viel dazu beigetragen haben; aber man macht doch überhaupt durch die ganze Kirchenhistorie hindurch die traurige Bemerkung, daß Sätze, die dem aufgeklärtern und durch Abstraction geübten Menschenverstand als höchst ungereimt auffallen, oft schnelle den ganzen Beifall des weniger gebildeten und sich selbst überlassenen Menschen erhalten.

§. 17.

Montanisten.

Einer solchen Art gelehrter Schwärmerei aber als die Gnostiker trieben, war, wie leicht zu erachten, ein großer Theil gar nicht fähig, ihre Einbildungskraft weidete sich an viel sinnlicheren Ideen, dachte sich alles viel materieller und überließ sich, wie bei einer solchen Gattung von Schwärme-

rei gewöhnlich ist, recht ausschweifenden Hoffnungen der Zukunft. Niemand dieser Art wurde bekannter als die Montanisten in Phrygien.

Die außerordentlichen Gaben des heiligen Geistes mögen ungefähr bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Kleinasien fortgedauert haben, weil nirgends länger Apostel gelebt haben als dorten, also eine Gabe, die nur durch Auflegung apostolischer Hände ertheilt wurde, eben daselbst am längsten sich gezeigt haben mag. Da endlich aber nach und nach alle unmittelbare Zöglinge von Johannes hinwegstarben, so regte sich Nachahmungssucht und Begierde, die erlöschenden Wunderkräfte fortdaurend zu erhalten. In einem unbekannten Phrygischen Flecken fieng Montanus, ein sonst ziemlich unwissender Mann an, für einen Propheten, für den Paraklet, sich auszugeben, dessen Sendung Christus so oft verheissen habe. Er versicherte, daß der Kirche noch gar viel mangele, das alte Testament sey Zeit der Kindheit gewesen. Christus und die Apostel hätten den Menschen zwar zur jugendlichen Größe erzogen, doch der Schwachheit des Fleisches in vielem noch schonen müssen, durch ihn und seine Gehülfen aber sollte die Christliche Tugend in ihrem völligen männlichen Glanz hergestellt werden.

In Rücksicht auf alle damals kirchlich bestimmte Lehren waren die Montanisten orthodox. Ihr Reformationsgeist betraf vorzüglich nur die Sittenlehre, und diese wurde von ihnen nach allen Eingebungen eines schwarzen melancholischen Temperaments überspannt oder sie erhoben vielmehr zur allgemeinen Sittenlehre, was damals der größere Theil bloß zur höheren Ascetik rechnete. Montanus empfahl die Fasten außerordentlich, wollte alle Wissenschaften aus der Kirche verbannt wissen, eiferte vorzüglich gegen die zweite Ehe, denn

jede eheliche Verbindung überhaupt schien ihm schon menschliche Schwäche, und drang endlich auf eine viel strengere Kirchenzucht als damals gewöhnlich zu werden anfieng. Die ganze Partie gab sich sehr mit Visionen und Prophezeihungen ab, und man hat ihr viel apokryphische Schriften zu danken.

Niemand machte diese Partie berühmter, als der bekannte Afrikanische Kirchenschriftsteller Tertullian, ein Mann der bei seinem feurigen Genie und bei seinen ausgebreiteten Kenntnissen sehr viel hätte leisten können, wenn er seinem Temperament weniger Einfluß auf seine Theologie gelassen, und mehr genau gedacht als lebhaft empfunden hätte. Bei einer schwärmerischen Partie ist es wohl am wenigsten zu verwundern, wen sie sich schnell von Provinz zu Provinz ausbreitete.

§. 18.

Ketzereien im Artikel von der Person Christi.

Man sieht aus dem Bisherigen, daß die Speculationen der philosophirenden Partie unter den ersten Christen auf die Lehre von der Person Christi gefallen sind, und welche Lehre lag ihnen auch näher als diese, da es damals noch so unverkennbar war, daß sie einer der ersten Hauptpuncte des Vortrags der Apostel gewesen. Aber es waren auch nicht allein diese philosophirenden Partien, welche damals in den Vorstellungsarten dieser Lehre von einander abgiengen, sondern es gab noch manche andere Secten, die einen ganz andern Begriff behaupteten als der herrschende war, und es war fast keine Provinz der damaligen Christenheit, wo nicht Verschiedenheit der Vorstellungsart dieser Lehre große Unruhen erweckte.

Zänkereien über die Frage, wer Christus gewesen sey, zogen sich nothwendig auch in den Artikel von der Dreiei=

nigkeit. Die Taufformel erhielt ohne dieß die drei bezeichnenden Namen in beständigem Angedenken, und der Streit mit den Heiden über die Einheit Gottes gab Veranlassung zu vielen Versuchen, sich so auszudrücken, daß keine dreifache Gottheit herauskomme. Am schnellsten war der Knoten aufgehauen, wenn man Jesum für einen bloßen Menschen erklärte, der zwar der größte Prophet gewesen sey, aber doch seine ganze Würde einzig von seinem Prophetenamt gehabt habe. Es war deswegen noch nicht nothwendig, ihn für einen Sohn Josephs zu halten. Selbst aber auch das Wunder seiner Geburt wurde von einer Partie armer Judenchristen in Palästina geläugnet: wie wann es auch so lang noch nach Jesu Tod zutreffen sollte, daß der Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterland gelte.

Viel stärker als diese Partie war wohl jene, welche Jesum für einen Menschen ansah, mit welchem sich eine besondere göttliche Kraft vereinigt habe, und ebenso auch den heiligen Geist bloß für eine besondere Kraft Gottes hielt, welche von einer gewissen Wirkung diesen Namen habe.

Kein Weg ist unversucht geblieben, um die Lehre von der Person Christi passender zu machen; denn einige glaubten sich sogar damit zu helfen, wenn sie annehmen würden, daß sich der Vater selbst mit dem Menschen Jesu persönlich vereinigt habe. Wie war's anders möglich, als daß gute und böse, alternde und neuernde Köpfe, wenn sie sich in dieser ewig unaufklärbaren Sache damals bestimmt und weitläuftig ausdrücken wollten, auf ungeschickte Worte verfallen, schrift- und vernunftwidrige Vorstellungsarten manchmal als Wahrheit ergreifen mußten. Die Sprache hatte sich für solche Abstractionen gar nicht gebildet, als nothwendig sind, wenn man nicht bei bloßen Schriftausdrücken bleiben will.

Exegese in der Genauigkeit, wie sie hier erfordert wird, konnte eben so wenig statt haben, denn die Kunst ein Buch so zu lesen, daß man den ganzen Sinn des Verfassers ergreift, setzt noch weit mehrere Kenntnisse und Erfahrungen voraus, besonders wenn man von Jugend auf gewöhnt worden ist, gewissen Worten und Stellen einen bestimmten Sinn beizulegen.

§. 19.

Lehrbegriff der Vornicäischen Periode. Origenes. Hauptepoche in demselben.

Streitigkeiten und erfundene Unterscheidungen waren es zwar meist von jeher, welche der Theologie nach und nach ihr gelehrtes Ansehen gaben, aber oft ereignet es sich doch, daß ein einziger Mann nach und nach seinem Zeitalter einen gewissen Untersuchungsgeist mittheilt, oder dasselbe zu einer gewissen Methode gewöhnt, durch welche alles allmählig verfeinert oder wenigstens in andere Formen gebracht wird. Dieß war auch Schicksal der Theologie und Religion der drei ersten Jahrhunderte. Ungeachtet aller Zänkereien mit den Gnostikern behielt doch diese und jene wenigstens in den Artikeln, welche nicht gerade zunächst streitig waren, ein sehr einfaches unschuldvolles Aussehen: es ließ sich kurz und kunstlos sagen, was die Christen glaubten.

Es ist ein Gott, dieser einzige ist Vater, Sohn und Geist. Unterschieden sind zwar diese drei Namen: das ist sie bezeichnen nicht einen und ebendenselben, es sind nicht bloß drei Namen eines und ebendesselben, aber wir wissen's doch nicht, wie sie unterschieden sind. Anbetung gebührt diesen Dreien. Wir sind durch unsere Sünden elend, dem Teufel und dem Tod unterworfen. Uns davon zu erretten, wurde Christus wahrhaftiger Mensch, befreite uns nicht nur durch seinen Tod von der

Tyrannei der Dämonen; sondern lehrte uns auch den Weg der Wahrheit und Tugend, und gab uns die bündigsten Versicherungen von dem Zustande nach dem Tode. Wir verdanken ja auch ihm allein unsere künftige Auferstehung; denn wäre er nicht gestorben, so würden unsere Leiber aus der Verwesung nicht mehr aufstehen. Es ist gewiß mit diesem Leben nicht alles aus. Wir werden alle vor einen Richter zu stehen kommen, durch dessen Urtheil unser Loos auf ewig entschieden wird. Sollte man nicht freudig durch die Taufe zu einer solchen Religion sich bekennen, durch den Genuß des Abendmahls in einer solchen brüderlichen Gemeinschaft bleiben? Diese Religion fordert ja nichts anders von uns, als daß wir hier fromm und gut leben sollen.

So einfach war die Christliche Religion der zwei ersten Jahrhunderte, so wird sie von denen vorgestellt, welche sie in öffentlichen Schriften vertheidigten; aber Origenes kam, und er war zu scharfsinnig und zu philosophischgelehrt, um bei dem Unbestimmten mancher theologischen Sätze seines Zeitalters stehen bleiben zu können. Er machte sich selbst zwar auch vorzüglich um historisch=philologische Exegese verdient; doch der entscheidendere Hang zu philosophiren, und die Furcht für Nachreden der Heterodoxie verleiteten ihn nicht nur zu allegorisiren, sondern auch eine problematische Theologie aufzubringen, um vielleicht unter der Maske des Argumentirens für und gegen eine Sache, seine eigenen Meinungen desto sicherer anbringen zu können.

Ein großes Genie aber von Origenes Thätigkeit und brennendem Eifer für das Christenthum machte nothwendig Partie. Es kam noch hinzu, daß er nicht nur durch seine Schriften auf sein Zeitalter wirkte, sondern auch durch mündlichen Unterricht bei der Katechetenschule zu Alexandria eine

Menge angesehener Schüler zog. Von dieser Zeit an bemerkt man die große Trennung zwischen den gelehrten Theologen und zwischen den bloß populären und homiletischen Religionslehrern, die sich an sinnlichere Vorstellungsarten gewöhnt hatten; und zu Ende dieser Periode findet man fast keinen einzigen gelehrten Kirchenvater, der nicht Schüler des Origenes gewesen wäre, oder aus Origenes Schriften sich gebildet hätte.

Uebrigens ist in dieser ganzen Geschichte schon der ersten Entwicklung der Christlichen Lehre ein wichtiger Provincialunterschied nnverkennbar. Die Dogmatik des Occidents entwickelte sich aus ganz andern Keimen als die des Orients, und selbst in der Orientalischen Kirche scheint Aegyptische Lehrart sehr frühe ihren eigenen Charakter zu gewinnen. Im Orient war Philosophie und Anwendung derselben auf die Christliche Lehre der erste Hauptkeim aller dogmatischen Veränderungen, im Occident erzeugten sie sich aus den veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen in der Kirche, aus Streitigkeiten über Hierarchie und Kirchenzucht, und die Lehre von der Kirche ist bald für den Lateiner eben das geworden, was für den Griechen und Orientalen die Lehre vom Logos ward.

§. 20.

Letztes Resultat der Vornicäischen Geschichte in Ansehung des Ganzen der allgemeinen Cultur.

Nach allem diesem ist noch die schwerste Frage, wenn sie anders ganz Gegenstand möglicher historischer Untersuchung ist, was hat die Menschheit durch diese ganze Revolution gewonnen; wurden die Menschen, welche in diese neue Gesellschaft eintraten, so ganz vorzüglich besser, als vorher,

und hat diese neue Gesellschaft selbst auch für diejenige manches gute gestiftet, welche nicht in dieselbe eintraten?

Bei dem lebhaftesten Angedenken der großen und vielen Fehler, welche wir an den ersten Christen noch wahrnehmen, ist hier aber doch gewiß unläugbar, daß die großen Grundwahrheiten von einem Gott, von seiner Vorsehung, vom Leben nach dem Tode nun in eine viel allgemeinere Circulation kamen, als jemals vorher, daß sie besonders auch dem niedrigsten Pöbel und Kindern bekannt wurden, an deren Aufklärung und Besserung kein Philosoph je gearbeitet hatte, und gerade in der Verbindung mit andern positiven Lehren des Christenthums nothwendig viel tiefern Eindruck machen konnten, als wenn sie bloß als natürliche Religion gepredigt worden wären. Mußten nun nicht solche Wahrheiten, allgemein unter ein Volk gebracht, nicht als Raisonnement sondern als positive Lehre unter dasselbe gebracht, große Wirkungen hervorbringen? War es deshalb gerade nothwendig, daß der Vortrag der Kirchenväter völlig unvermischt wahr und metaphysischgenau sey? Ist es gerade metaphysischgenau bestimmte Wahrheit, welche auf das Volk wirkt? Vorher war beinahe gar nichts da, was wirken konnte, selbst Stoische Philosophie rettete nur einen ganz kleinen Haufen aus der allgemeinen Fluth des moralischen Verderbens. Nun aber hatte die Welt eine Religion erhalten, die auch allein schon deswegen, weil sich alles bei ihr auf Geschichte gründete, alles aus Geschichte herfloß, den entscheidensten Einfluß auf die Gesinnungen des unbefangenern großen Haufens haben mußte.

Selbst noch auch dieses darf in diesen ersten Zeiten nicht ganz übersehen werden, welch' außerordentlicher Vortheil für die Cultur der Nationen es war, daß sich diese neue Religion

auf ein Buch gründete, das bei öffentlichem Gottesdienst beständig gebraucht, und von jedem Christen gekannt seyn wollte. Wo also das Christenthum zu einer Nation kam, welche noch keine Schrift kannte, da mußte auch Alphabet-Schrift sogleich eingeführt, und so viel damals möglich war, allgemein ausgebreitet werden. So beschleunigte die Christliche Religion bei mancher Nation den ersten wichtigsten Schritt zu ihrer Aufklärung, und welche Philosophen sind jemals, um diesen Aufklärungskeim fortzupflanzen, mit so regem Eifer von Nation zu Nation geeilt, haben ihre Meinungen so emsig zu verbreiten gesucht, als die Christen dieser ersten Jahrhunderte?

Doch wer wird auch überhaupt so partheiisch seyn, zu verkennen, daß der Zustand dieser neuen Gesellschaften sehr viel besser gewesen als der Zustand der alten, und daß einzelne Menschen, bei allen kennbaren Spuren ihres vorigen Zustandes, durch Verbindung mit derselben trefflich veredelt worden seyen. Selbst ihre Feinde gaben ihnen dieß Zeugniß, und Beispiele von Wohlthätigkeit, bewunderungswürdiger Standhaftigkeit, Selbstverläugnung und Vergegenwärtigung des Unsichtbaren sind wirklich in ihrer Geschichte recht rührend häufig.

Je mehr sich aber die Kirche ausbreitete, je länger sie stand, desto weniger konnte immer gleicher Eifer für Moralität bleiben. Die Christliche Kirche bestand im dritten Jahrhundert großentheils aus geborenen Christen. Läßt sich bei einem großen Theil von diesen ein gleich starker Eifer erwarten als bei ihren Vätern? Ueberdieß wurden die schönen Beispiele von Tugend, welche vorher bei verengterem Schauplatze viel deutlicher in die Augen fielen, jetzt nicht mehr so bekannt, nachdem sich die Christliche Kirche durch alle drei Welttheile verbreitet hatte. Je zahlreicher auch die Gesellschaft war, je mehr Einfluß sie auf

den Staat bekam, desto vielfältiger zeigten sich auch die Gelegenheiten, wo Ehrgeiz und Ungeduld der Menschen gereizt werden konnte. Ist es also ein Wunder, wenn die Christen des dritten Jahrhunderts nicht mehr die nehmlichen zu seyn scheinen mit denen des ersten Jahrhunderts?

Eine sehr früh verkehrte Sittenlehre der Kirchenväter trug noch mehr zu der schnell reifenden Verschlimmerung bei. Indeß diese den klugen Mann machen wollten, der die Wahrheiten auf eine Art vertheidigt, welche den Vorurtheilen des Gegners nicht allzusehr zuwider ist, so vergaben sie die Rechte der Wahrheit. Sie ließen jeden Schein von Wahrheit als Wahrheit gelten, sie sahen der Fortsetzung heidnischer Gebräuche nach, wenn sie nur mit einer kleinen Wendung einen Anstrich von Christenthum erhielten, und, unkundig der großen gemeinnützigen Zwecke der Christlichen Religion, setzten sie auf willkührliche Selbstverläugnungen, Asceten- und Mönchstugenden einen Werth, auf welchen bloß Syrer und Aegyptier zuerst fallen konnten.

So vereinigte sich freilich in Kurzem sehr vieles, daß die Christliche Religion das nicht zu leisten schien, was man nach ihrer ganzen Anlage und nach dem ersten Anfang hätte erwarten sollen: aber die Vorsehung hatte sie nicht bloß zu einer Wirkung für drei Jahrhunderte bestimmt. Sie liebt den Weg der allmäligen Entwicklung, und selbst die großen Staatsrevolutionen des Römischen Reichs, auf welche Christliche Religion damals endlich nothwendig führte, mußten erst vorangehen, der ganze allgemeine gesellschaftliche Zustand mußte sich erst ändern, ehe Christliche Religion die schönsten Blüthen ihrer Wirkungen zeigen konnte.

N. C. Geb.	
35	Zwei Jahre nach Christus Tode wird Paulus ein Christ.
50-65	In diese Zeit fällt der größte Theil der Paulinischen Briefe.
64	Zwei Jahre vor dem Anfang des Jüdischen Kriegs entsteht Neros Verfolgung.
70	Jerusalems Zerstörung. Weder Petrus noch Paulus haben dieselbe mehr erlebt, sie starben drei Jahre vorher.
95	Wenn der Apostel Johannes seine Apokalypse unter Domitian schrieb, so gehört sie ungefähr in dieses Jahr.
140	Justins erstere Apologie. Damals gab es schon viele, besonders gnostische Secten und Partien unter den Christen.
172	Montanisten.
177	Verfolgung der Christen zu Lyon und Vienne. Der Schüler Polykarps Irenäus ist gleich darauf Bischof zu Lyon geworden.
180	Aufblühen der Christlichen Alexandrinischen Schule. Die Folge ihrer Vorsteher von dieser Zeit an. Pantänus. Clemens von Alexandrien. Origenes. Dionys B. von Alexandrien. Pierius. Diese Männer gaben den Ton ihres Zeitalters an.
195	Indeß Clemens zu Alexandrien seine Philosophie mit der Christlichen Religion vermengt, so hängt Tertullian Montanistischen Visionen nach, und der Bischof von Rom Victor will zu großem Aergerniß des Irenäus keinen für seinen Mitchristen halten, der nicht das Osterlamm mit ihm zu gleicher Zeit esse.

N. Ch. Geb.	
250	Die Verfolgung des Decius giebt Veranlassung zum Novatianischen Schisma. Cyprian B. von Karthago zeichnet sich auch in dieser Geschichte aus.
256	Der R. B. Stephan hat nicht Recht, daß man die von Ketzern getaufte wieder taufen soll. Cyprian bewies ihm dieses mehrmals. Tertullian hätte diese Meinung des Karthagischen Bischofs nicht hören dürfen. Origenes starb ein paar Jahre vor Ausbruch dieser Streitigkeit.
269	Ein Decennium vorher, ehe Zenobiens Günstling Paul von Samosata wegen Irrlehren abgesetzt wird, hatte Sabellius in Aegypten geblüht.
277	Manichäer.
306	Constantin kommt nach dem Tode seines Vaters Constantius zur Regierung.
311	Eine Bischofwahl zu Karthago giebt Veranlassung zur Donatistenstreitigkeit.

Zweite Periode

von

der Nicäischen Synode bis auf Muhammed.

Drei Jahrhunderte.

Athanasius. Leo der Große. Justinian.

Fast die ganze pragmatische Geschichte dieser zweiten Periode steckt in den Concilienacten. Fuchs Bibliothek der Concilien als zweckmäßigbrauchbarer Auszug aus der Mansischen Sammlung, und Walch's Geschichte der Ketzereien, IV. — VIII. Theil, sind daher die zwei besten Schriften für denjenigen, der sich über die wichtigsten Verhältnisse und Begebenheiten dieser Periode mehr als bloß summarisch unterrichten will.

In der Geschichte der Hierarchie werden die Schriften schon brauchbar, in welchen die Pabstforderungen des Römischen Bischofs historisch untersucht sind. Als Sammlung von Excerpten fängt hier an brauchbar zu werden Thomassini de veteri ac nova Ecclesiae disciplina.

Geschichte der Ausbreitung der Christlichen Kirche.

§. 21.

Ausbreitung im Römischen Reich. Viertes Jahrhundert.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts war die Partie der Christen im Römischen Reich schon so groß, daß sie die angesehensten Aemter begleiteten, bei Hof und bei der Armee nicht allein zahlreich, sondern auch bedeutend waren, und wenigstens in einigen Provinzen fast alle Vortheile einer im Staat geduldeten Gesellschaft genossen. Allein so

lange ihre Ruhe durch kein feierliches Edict des Kaisers versichert war, so lange sie bei der damals getheilten Römischen Welt immer nur in dem Territorium eines oder des andern Cäsars geschützt wurden, so hatte nicht nur ihre ganze politische Existenz immer noch viel ungewisses und mühseliges, sondern selbst auch ihre große Ausbreitung wurde der Reinigkeit der Lehre in dieser Lage immer mehr schädlich. Alle Vortheile einer der Zahl nach zwar geschwächten, aber selbst durch den bevorstehenden Wechsel nur noch gereizteren Religionspartie wandten sich immer mehr nach und nach auf die Seite der Heiden, und selbst Constantin, so entschieden er gleich anfangs für die Christen war, wagte es doch nicht eher, bis er allein Herr des Römi-
324 schen Reichs wurde, diesen alle Vortheile einer herrschenden
306 Religion zuzusprechen. Sein erstes Toleranzprivilegium für dieselben verschaffte den Christen Freiheit, nur durch Gestattung einer allgemeinen Religionsduldung.

Ueber Constantins eigene Religionsgesinnungen ist viel gestritten worden, ob er aus Politik oder Ueberzeugung Christ geworden sey? Wer kann aber entwickeln, wie diese zweierlei Beweggründe besonders in der Seele eines Königs einander durchkreuzen, einander verstärken mögen? Daß Constantin auch nach Annahme der Christlichen Religion immer doch noch grausam, falsch, herrschsüchtig gewesen, beweist nicht, daß er sich nicht zur Christlichen Religion bekannt habe, daß er nicht aus Ueberzeugung Christ geworden sey; wer weiß, was sich alles mit seinem Christenthum vertragen konnte? Die vermeinte Vision am Tage der Schlacht mit Maxentius vor Rom hat ihn gewiß nicht bekehrt, wie fast schon allein die Chronologie beweist.

Es ist leicht zu vermuthen, wie schnell nach geschehe-

henem Uebertritt des Regenten, bei Hof und in den Provinzen die Anzahl der Proselyten sich vermehrt haben muß, wie mächtig nun eigenes Interesse für die Annahme der Christlichen Religion wirkte, und was der ungehinderte Bekehrungseifer einzelner Bischöfe ausgerichtet haben kann. Doch gieng es für solche allgemeine Vermuthungen nicht schnell genug. Es zeigte sich deutlich, wie viel leichter es sey, eine Religionspartie von ihrer blühenden Höhe in einen Zustand dürftiger Existenz herabzudrängen, als gänzlich dieselbe auszurotten, und leider bekam die Thätigkeit der Bischöfe in Verfolgung der so genannten Ketzer und gesetzmäßiger Behauptung ihrer bisherigen Observanzrechte bald einen neuen Gegenstand, dessen Interesse noch stärker anzog als Ausbreitung der Christlichen Religion.

Wie rasch aber doch bei allen Religionspartien der
Verfolgte zum Verfolger wird! Kaum volle achtzehn Jahre, 342
daß es keine Christliche Märtyrer mehr gab, so erschien ein Edict des Christlichen Kaisers, daß alle heidnische Tempel geschlossen werden, alle Opfer und alles Befragen der Orakel bei Confiscation der Güter und Lebensstrafe verboten seyn sollte, und den Statthaltern der Provinzen wurde eine Strafe angesetzt, wenn sie in Vollziehung dieses Gesetzes nachlässig seyn würden.

Ist's zu verwundern, wenn der unedle Julian, dem
ohnedieß alle Anstalten der Familie Constantins äußerst zu- 362
wider waren, und Christliche Religion von vielen Seiten her verhaßt gemacht wurde, durch vergebliche anderthalbjährige Bemühungen die heidnische Religion wieder begünstigte? Sein schneller Tod versicherte den Christen auf's neue die Ruhe, und sein Nachfolger Jovian stellte nicht nur sogleich

alle Gesetze zum Vortheil der Christen wieder her, sondern nöthigte auch manche Verfolger derselben, die von ihnen zerstörten Kirchen auf ihre Kosten wieder aufzubauen. Theodos, der durch eine gewisse Art historischer Verjährung den Namen des Großen hat, gab geschärfte Strafgesetze gegen die heidnische Religion, und noch heftigere Verfolger waren
395 seine Söhne Arkadius und Honorius, unter welchen sich das Römische Reich für beständig in den Orient und Occident theilte.

§. 22.

Ausbreitung der Christlichen Religion außer dem Römischen Reich. Viertes Jahrhundert.

Indeß die Christliche Religion im Römischen Reich durch Gewalt und Gesetze immer herrschender wurde, so breitete sie sich auch außer demselben aus, und die Majestät des Römischen Reichs gab ihr einen Glanz, der auch barbarische Nationen herbeizog. Ohnedieß durfte, wie man in Armenien und Iberien sah, manches schon ehedem ausgestreute Saamkorn hie und da nur aufgehen. Fast ohne weitere Bemühungen, wie allein die Zeit zur Reife bringt, bildete sich da, wo anfangs bloß einzelne Christen waren, eine ganze Christliche Kirche, und der verfolgte Christliche Ketzer, welchen man im Römischen Reiche nicht mehr dulden wollte, war meist entweder erster Pflanzer oder Vollender dieser Kirche.

Selbst die Kaiser rechneten es schon zur Politik, keinem Volk Sitze im Römischen Reich einzuräumen, wenn es sich nicht zur Christlichen Religion wandte, und Valens gab den hervordrängenden Gothen unter keiner andern Bedingung Länder disseits der Donau, als daß sie seine Religion würden.

Verglichen mit einer solchen Ausbreitung war es nur vorübergehendes kleines Unglück, daß der König von Persien, Sapor II. dreimal eine blutige Verfolgung gegen die Christen verhängte, und aus Furcht wegen ihrer Correspondenz mit den Glaubensgenossen im Römischen Reich ihre Hierarchie und Kirchen zu zerstören suchte.

§. 23.

Ausbreitung der Christlichen Religion im Occident. Fünftes Jahrhundert.

Die große Katastrophe, welche das Occidentalische Kaiserthum im fünften Jahrhundert litt, wurde, wie im ganzen Zustande der Kirche so besonders auch in Ansehung ihrer erweiterten oder verengten Gränzen eine der wichtigsten Epochen. Nationen, welche entweder noch gar nichts oder wenigstens doch nur so viel vom Christenthum angenommen hatten, als sich mit dem roheren gesellschaftlichen Zustande derselben vereinigen ließ, theilten siegreich die Provinzen des Occidentalisch-Römischen Reichs unter sich, und gaben der alten Christlichen Landesreligion, auch wenn sie dieselbe endlich annahmen, einen solchen Zusatz von ihren Sitten und Meinungen, welchen kaum wieder die Bemühungen mehrerer Jahrhunderte hinwegscheiden konnten.

Alanen, vereinigt mit Vandalen und Sueven, giengen über den Rhein durch Gallien hindurch nach Spanien, ein Theil derselben setzte sich hier, der größte Theil der Vandalen eroberte Afrika, wo ihr neugestiftetes Reich nach Eroberung von Karthago fünf und neunzig Jahre lang blühte.

Gothen, deren ein Theil schon längst in der heutigen Moldau und Wallachei Sitze erhalten, wurden von den nachdrängenden Hunnen immer weiter getrieben, machten

Versuche am Orientalischen und Occidentalischen Reiche, bis endlich ihr Alarich, dem treulosen Honorius die Ermordung des tapfern Stilico zu vergelten, in Italien einbrach, Rom
410 selbst seinen Grimm fühlen ließ. Doch blieben die Sieger nach Alarichs Tode nicht in Italien, sie giengen nach Gallien zurück, und stifteten ein Reich, dessen Gränzen Rhone und Ebro wurden.

Ihnen zunächst an der Rhone setzten sich Burgunder, eine Christlicharianische Nation wie ihre Nachbarn die West-Gothen, und lange behielt neben beiden in Gallien immer noch ein Römischer Statthalter Raum, dessen Entschlossenheit, vereinigt mit dem Muthe der West-Gothen, den
451 schröcklichen Einfall des Hunnischen Helden Attila hemmte, gegen welchen die Beredtsamkeit des Römischen Bischofs Leo Italien schwerlich zum zweitenmal gerettet haben würde.

Britannien war unglücklicher. Um gegen die Einfälle der wilden Bewohner des nördlichen Theils der Halbinsel den Schutz zu bekommen, welchen ehedem Römische Legionen gewährt hatten, rief der entnervte Britte Sachsen
449 und Angeln herbei. Die Seeräuber schützten ihn auf kurze Zeit, bis endlich gerade durch diese Beschützer der alte Einwohner mit seiner Christlichen Religion in die Walliser Gebürge zurückgetrieben wurde.

Italien selbst war kaum ein Jahr länger Römisch als Britannien. Barbarische Miethvölker, deren bezahlte Tapferkeit ohnedieß längst noch der einzige Schutz des alten
476 Einwohners gewesen, riefen einen ihrer Feldherren Odoacer zum Könige aus, und dieser behauptete sich siebzehn Jahre lang, bis der Ost-Gothe Theoderich seiner Herrschaft völlig ein Ende machte.

Dieser muthige Heerführer der Gothen, welche, nach

Abzuge der West-Gothen, in Mösien sich niedergelassen, hatte in Constantinopel Römische Kriegskunst und andere Römische Kenntnisse gelernt, und selbst ermuntert vom Byzantinischen Kaiser, der ihn aus seiner Nachbarschaft hinweg wünschte, gieng er nach Italien, und setzte sich innerhalb 490
drei Jahren in den Besitz desselben. 493

Indeß aber Italien durch Theoderichs Regentenklugheit das blühendste und mächtigste Reich wurde, so vertilgte einer der Fränkischen Fürsten, Chlodowich, auch den letzten 486
Ueberrest der Römischen Oberherrschaft in Gallien, und gründete ein Königreich, das dauerhafter und eben so groß und angesehen war als Theoderichs Reich.

So hatte also der ganze Occident seine Herrn gleichsam gewechselt. Was noch im letzten Viertel des vierten Jahrhunderts unter einem Herrn stund, theilte sich ungefähr in fünf große Reiche. Italien gehörte den Ost-Gothen. An sie schloß sich disseits der Alpen das Reich der Franken und Burgunder an. Mächtiger als die letztere waren die West-Gothen, welche einen beträchtlichen Theil von Gallien und Spanien besaßen. Eine kleine Ecke des letztern war Suevisch, und Afrika seufzete unter der Regierung der Vandalen.

West- und Ost-Gothen waren zwar Christen, ehe jene Spanien und diese Italien eroberten, aber sie waren Arianer. Wenn also schon ihre Eroberung für die Geschichte der Ausbreitung der Christlichen Religion nicht besonders wichtig scheint, so ist sie es doch in Rücksicht auf die innere Verfassung der Kirche. Burgunder wandten sich gleich beim Anfang ihrer Besitznehmung in Gallien zum Christenthum. Von Vandalen und Sueven ist's ungewiß, wie und wann sie Christen geworden, aber die Bekehrungsgeschichte von

Chlodowich ist eben so bekannt, als sie zugleich zum Beweise dient, wie Könige damals Christen wurden.

Das bloße Zureden seiner Christlichen Gemahlin, einer Burgundischen Prinzessinn, hätte auf den wilden Eroberer wenig gewirkt, wenn er nicht bei Zülpich, in der Schlacht gegen die Alemannen, erfahren zu haben geglaubt hätte, daß der Christengott der siegreichste Gott sey, und die
496 Eilfertigkeit der Bischöfe, ihn sogleich zu taufen, war auch für den größten Theil seiner Nation sehr einladend.

Die einzigen Irrländer sind in diesem Zeitalter durch ordentliche Missionen bekehrt worden, welche der Römische Bischof Cälestin schickte. Ihr Apostel hieß Patricius, aber er war Apostel, wie die meisten dieses Zeitalters. Er log Wunder, brauchte Drohungen und Versprechungen, predigte eine Christliche Religion, wie sie ungefähr solchen Völkern nicht ganz widrig scheinen mußte, und gewöhnlich war der erste Hauptnutzen einer solchen vermeinten Bekehrung nur dieser, daß eine Hierarchie errichtet wurde, deren fortdaurende Wirkung erst zur Humanisirung und endlich zur Christlichwerdung der Nation nicht wenig beitrug.

So hat also die Christliche Religion, durch die Eroberungen dieser so genannten barbarischen Völker, im Occident nichts an Ausdehnung ihres Gebiets verloren; sie gewann vielmehr, das einzige England ausgenommen.

§. 24.

Geschichte der Ausbreitung der Christlichen Religion im sechsten Jahrhundert.

Sehr viel unbeträchtlicher ist die Geschichte der so genannten Bekehrung mancher Asiatischen Horden im fünften und sechsten Jahrhundert. Von Abasgern, Alanen, Lesgen hat man zwar Nachricht, daß sie größtentheils durch Justi=

nians Bemühung gewonnen wurden, aber ob sie nicht etwa sogleich wieder abfielen? ob vielleicht nicht bloß der König zur Christlichen Religion übertrat? ob ihre Bekehrung mehr war als Annahme gewisser Christlichen Gebräuche?

Im Occident ist vorzüglich die neue Blüthe der Christlichen Religion in England merkwürdig. Der Römische Bischof Gregor der Große, durch zufällige Umstände ermuntert, brannte vor Begierde die heidnischen Engländer zu bekehren, und da bei den Fränkischgallischen Bischöfen aller Missioneneifer erloschen war, so gewann er endlich an einem Römischen Abt Augustin gerade den Mann, den 596
er haben mußte. Dieser zog mit ungefähr vierzig Benedictiner Mönchen nach England, ließ sich statt des Paniers ein silbernes Kreuz vortragen, und hielt mit großem Gepränge seinen Einzug. Der König war schon zum voraus durch seine Gemahlinn gewonnen, hörte ihn sehr geneigt, und wenn er ihm schon nicht die Zerstörung der Götzentempel erlaubte, so gestattete er doch, daß, statt der Götzen, Bilder der Heiligen in die Tempel gesetzt werden durften.

Augustin pflanzte eine neue Christliche Kirche in England, aber selbst die Ueberwindung des Angelsächsischen Heidenthums machte ihm nicht so viele Schwierigkeiten, als die Verähnlichung der alten Christen, welche er als Ueberrest der Brittischen Kirche fand. Diese wußten nichts von einem mächtigen Bischof in Rom, auf dessen Befehl sie ihre alten Kirchengebräuche zu ändern hätten. Diese kannten die Gattung von Mönchen nicht, von welcher Augustin war, und behaupteten mit der festesten Anhänglichkeit an Alterthum ihre Christlichorientalischen Sitten gegen den Römischen Missionarius.

§. 25.

In allen Europäischen Reichen, in welche sich der große Römische Occident getheilt hatte, entwickelte sich die Christliche Religion immer mehr und gewann immer mehrere Anhänger, so wie die Nation, welche sich in denselben festgesetzt hatte, nach und nach gebildeter wurde. Das einzige Italien hatte das Unglück, daß das Ostgothische Reich, dessen kluge Regierung dem verödeten Lande sehr nützlich war, nach einer ungefähr sechzigjährigen Dauer gestürzt wurde. Zwar waren anfangs Justinians Feldherren die Sieger, aber kaum waren diese ein paar Jahre Herren von Italien, so brachen die größtentheils heidnischen Longobarden in den oberen Theil ein, und wütheten anfangs mit unerhörter Grausamkeit gegen die Christen. Endlich wurde auch dieser ihr König gewonnen. Autharis ward zwar erst Arianer, aber schon seinen Nachfolger machte eine Vermählung mit einer Baierischen Prinzessinn vollends orthodox.

So glücklichschnell gieng die Verfolgung nicht vorüber, welche die Christen in Persien ausstehen mußten. Wenn es wahr ist, was Römische Schriftsteller von den Grausamkeiten des Königs Cosroes erzählen, so muß er einer der tobendsten Verfolger der Christen gewesen seyn, und den Grimm, welchen er über den siegreichen Justinian nicht ausgießen konnte, ganz über die Religionspartie desselben ausgeschüttet haben.

Beinah sechsthalb Jahrhunderte waren es nun, seitdem diese neue Lehre, aus einem kleinen Strich Landes an der Phönicischen Küste fast über die ganze damals gekannte Welt sich verbreitet hatte: schon in ihrem vierten Jahrhundert hatte sie fast in allen den Ländern einige Freunde, in welchen sie in der Mitte des sechsten Jahrhunderts herrschend

geworden. Ihr beständig weiterer Fortgang schien von allen Seiten gesichert zu seyn, da sich nun der größte Theil der Occidentalischen Könige zu derselben bekannte, auch im Orient nicht nur Christenthum sondern fein ausgesonnene Orthodoxie herrschte, und fast überall die Hierarchie in die ganze Staatsverfassung sich verflochten hatte.

Wie ein Ungewitter aber, das plötzlich am heitern Him= 622
mel heraufsteigt, brach Muhämmed aus seiner Arabischen Wüste hervor. Es vergieng kein Jahrhundert der nachfolgenden Periode, so war der Christlichen Religion mehr als die Hälfte ihrer schönsten Besitzungen und fast unwiederbringlich entrissen.

Geschichte der äußern Verfassung der Kirche, vorzüglich der Hierarchie.

§. 26.

Römischer Patriarch.

Ungefähr acht bis zehn Bischöfe hatten sich am Ende der vorigen Periode über alle ihre Collegen so gehoben, daß diese in einer gewissen Subordination gegen sie stunden, deren Gränzen so ungewiß waren, als sie bei jeder durch individuelle Veranlassungen und Observanz entstandenen Verfassung zu seyn pflegen. Rom, Alexandrien und Antiochien waren die vornehmsten unter diesen zehn vornehmern Bischöfen, und gleich auf der ersten ökumenischen Synode
zu Nicäa wurden ihnen ihre bisher genossenen Vorrechte 325
bestätigt; der Bischof von Jerusalem erhielt wenigstens ihren Rang.

Wie schon die Anstalt der Provinzialsynoden der ersten Entwicklung des hierarchischen Systems sehr förderlich gewesen, so wurde Vollendung desselben noch viel mehr durch

ökumenische Synoden beschleunigt; Synoden, welche der Kaiser selbst an alle Bischöfe seines Reichs theils unmittelbar theils mittelbar ausschrieb, bei deren Sitzungen entweder er selbst oder seine Minister gegenwärtig waren, deren Schlüsse durch sein Ansehen in Reichsgesetze verwandelt wurden.

Ueberhaupt war, seitdem selbst der Kaiser ein Christ geworden, der Christliche Bischof ein viel wichtigerer Mann als vorher, der Einfluß der Großen unter ihnen auf den ganzen Zustand der Regierung viel bedeutender, und bei diesen eben deswegen auch die Begierde viel reger, ihrer Kirchenverfassung die Form und Bestimmtheit der weltlichen Verfassungen zu geben, welche sie kannten. Der freie Zutritt zu der Person des Kaisers oder des Statthalters, die vermehrten Reichthümer ihrer Kirche, der große Haufen von Geistlichen, der nach und nach unter ihnen stand, die mannichfaltigen und oft so spitzfindigen Religionsstreitigkeiten, in welche sie verwickelt wurden, das alles nebst noch mehreren Umständen traf zusammen, ihnen in kurzem eine nach der ersten Kirchenverfassung fast unkennbare Oberherrschaft zu verschaffen.

Unerwartet bekamen diese drei vornehmsten an einem vierten, dem Bischof von Constantinopel, einen sehr mächtigen Nebenbuhler, der alle die Vortheile zum Theil noch reichlicher benutzen konnte, wodurch sie sich gehoben hatten, und gewiß unter allen am ehesten Pabst geworden wäre, wenn irgend ein Residenzbischof bis zum vollendeten Pabst nicht nur für sich emporsteigen, sondern seine ganze Würde erheben könnte.
381 Schon auf der Synode von Constantinopel wurde die Verordnung gemacht, daß der Bischof von Neurom sogleich nach
451 dem von Altrom den Rang haben solle, und auf der Synode zu Chalcedon wurde ihm endlich auch ein sehr ansehnlicher Spren=

gel durch Unterwerfung von Thracien, Kleinasien und Pontus bestimmt.

Die Geschichte der großen Hierarchie ist während dieser Periode fast nichts als Geschichte der unauslöschlichen wechselsweisen Eifersucht dieser vier großen Prälaten, ihrer glücklichen und unglücklichen Versuche, alleiniger Monarch zu werden und mit dem Ansehen eines Monarchen den dogmatischen Sprachgebrauch zu entscheiden.

Dem Bischof von Rom gelang es nur selten, er bekam in dieser Periode die empfindlichsten Stöße. Auf der Synode von Nicäa wurden zwar seine durch Observanz erhaltenen Vorrechte bestätigt. Er erhielt nachher noch bestimmter den Primat über diejenigen Kirchen, welche sonst in bürgerlichen Sachen der Jurisdiction des Vicarii Urbis unterworfen waren, aber damit war er nicht mehr geehrt als die Bischöfe von Alexandrien und Antiochien, welchen ein noch ausgedehnterer Primat zugestanden wurde. Sein ganzer Vorzug war bloß Rang vor den übrigen.

Bald hätte man zwar gern aus dem Rang ein gewisses Appellationsrecht hergeleitet, und die Zeiten schienen anfangs nicht ungünstig. Der Orient und besonders Alexandrien wurden von Meletianischen und Arianischen Streitigkeiten äußerst zerrüttet, wer war aber mehr bald gutmeinender, bald ehrgeiziger Freund und Retter der unterdrückten Partie als der Römische Bischof? Bischof Damasus erhielt schon im Jahr 378 ein kaiserliches Privilegium, auch Streitigkeiten schlichten zu dürfen, welche nicht gerade in seiner Diöcese vorfielen, Appellationen anzunehmen, wenn man mit der Sentenz eines andern Metropoliten nicht zufrieden war. Um sich nun die Kenntniß fremder Diöcesen zu erleichtern, um zu solchen Appellationen zu reizen, ernannten er und

seine Nachfolger oft in den entferntesten Provinzen Vicarien. Da auch bald ein wiederholtes Gesetz Kaiser Valentinians denselben aufs neue begünstigte, so gab Siricius die erste Decretale. Schreiben, wie seine Vorgänger öfters an Italiänische Bischöfe hatten ergehen lassen, schickte er an Bischöfe fremder Provinzen.

Wie die Arianischen Händel eine schöne Gelegenheit waren, den Bischof von Alexandrien in Verbindlichkeit zu setzen, so gab es bald ähnliche Veranlassungen in Rücksicht auf den Constantinoplischen Stuhl. Bischof Johann Chrysostomus, gegen den sich sein eigener Klerus, die beleidigte Gemahlinn des Kaisers, und der ungerechtargwöhnische Theophilus von Alexandrien verschworen, wo hätte er gegen alle diese Feinde Hülfe finden sollen, als bei dem Bischof zu Rom? In den Nestorianischen und Monophysitischen Unruhen wurde der Sieg erst über den Constantinoplischen, dann über den Alexandrinischen Bischof noch größer, und Leo der Große, der die Kunst sich am Hofe, selbst unter dem kaiserlichen Frauenzimmer, Verbindungen zu machen und zu erhalten vortrefflich verstand, genoß die Freude vollkommen, besonders durch Bestimmung einer Orthodoxievorschrift seine ehrgeizigen Absichten zu befriedigen. Doch gerade in eben demselben Zeitpunkt, da er über seinen furchtbarsten Gegner den Alexandriner triumphirte, wuchs ihm zum äußersten Aerger der Bischof von Constantinopel als Nebenbuhler herbei.

So ist in diesem ganzen Zeitalter die Geschichte des Römischen Bischofs ein beständiger Wechsel von Gelingen und Mißlingen, von Erhebungen und Demüthigungen, und unter den letzten sind manche feierliche Prostitutionen, zu welchen die Römischen Bischöfe sehr oft durch Ignoranz gebracht wurden. Sie sollten die spitzfindigen Streitfragen

entscheiden, die man im Orient über die Lehre von der Person Christi aufwarf, und verstanden doch gewöhnlich kein Griechisch, waren oft der Philosophie, des besondern philosophischen Sprachgebrauchs unkundig, welche zu einer solchen Streitfrage Gelegenheit gaben. Nicht selten war es auch menschliche Schwäche, welche den Römischen Bischof eben so fallen ließ, wie der Alexandrinische oder Constantinoplische fiel. So gieng Liberius zu den Semiarianern 358
über, weil er nicht Stärke der Seele genug hatte, bei der einmal ergriffenen Partie der Athanasianer zu bleiben. Aus Unwissenheit billigte Zosimus die Lehren der Pelagianer, 417
und erst nachdem er nähere Belehrung aus Afrika erhält, besann er sich eines bessern. Hormisdas, der die große Streitfrage der Orientaler mißverstand, ob einer aus der Dreieinigkeit gelitten habe, verlor durch seine Entscheidung den Ruhm der Orthodoxie selbst bei seinen Nachfolgern; und was that nicht Vigilius, da der unglücklichfriedfertige Justinian die Schriften dreier längst verstorbener und zu Chalcedon als orthodox erkannter Bischöfe für ketzerisch erklärte? In der einen Hälfte der Streitigkeit zeigte er Mangel an Kenntnissen, in der andern Mangel an Charakter; er wußte in der Angst nicht, was er thun sollte, und that gerade immer das Ungeschickteste.

So waren die Römischen Bischöfe vorzüglich unglücklich am Ende dieser Periode. Sie sollten durchaus für Wahrheit und Orthodoxie halten, was im kaiserlichen Cabinet zu Constantinopel für orthodox gehalten wurde, und dort war doch die Orthodoxie so wandelbar und so parteiisch, wie gewöhnlich Cabinetsorthodoxie zu seyn pflegt. Rom gehörte zum Exarchat, wenn also der Römische Bischof den Befehlen des Kaisers nicht gehorchen wollte, so hohlte man ihn

nach Constantinopel herüber, und behandelte hier den ersten Bischof der Christenheit mit dem erniedrigendsten Despotismus, oder ergieng ein Befehl an den kaiserlichen Statthalter in Italien, welchen dieser mit größter Freude als eine Gelegenheit Geld einzuernten ansah.

Der größte Theil der übrigen occidentalischen Bischöfe fragte aber gar nicht darnach, was mit Kaiser Justinians Begriffen übereinstimme oder nicht. Justinian hatte ihnen nichts zu befehlen, sie gehörten zur Westgothischen, Fränkischen, Burgundischen, Longobardischen Oberherrschaft. Sie erklärten also den Römischen Bischof geradhin für einen Ketzer, trennten sich ganz von ihm, wenn er sich so sehr nach der morgenländischen Hoftheologie richtete. Wie freute sich Gregor der Große, der die Reihe Römischer Bischöfe in dieser Periode schließt, wann er es dahin brachte, daß man ihn nicht verketzerte. Er wollt' es gern tragen, daß andere nicht so dachten wie er, nur möchten sie ihm seine Meinung nicht zum Verbrechen machen. Wer hätte hier prophezeien mögen, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo sich alle Könige und Bischöfe unter den Fuß des Römischen Oberpriesters würden schmiegen müssen?

§. 27.

Patriarch von Constantinopel, Alexandrien und Antiochien.

Weit günstiger waren dem ersten Scheine nach alle Umstände für den Bischof von Constantinopel. Dort kamen gewöhnlich gelehrtere, thätigere Männer auf den Stuhl. Ihre Gemeine litt keine solche Revolutionen, wie die Römische bei Alarichs und Genserichs Einbruch in Italien. Ihr Einfluß bei Hof und ihre Localkenntniß aller dortigen Verhältnisse schien selbst für die übrigen Bischöfe bis zur gefälligen Schmeichelei wichtig. Unstreitig ist auch für das

erste Wachsthum eines solchen kleinen Herrn, als ein Bischof war, Nähe bei der Person des Regenten ein höchst erwünschter Vortheil, aber eben dieselbe wird unüberwindliches Hinderniß, sobald sich der kleine Herr nach und nach in eine völlige Unabhängigkeit hinaufarbeiten will. Die Systeme bei Hof sind zu abwechslend, daß er nicht oft darunter leiden sollte. Jeder seiner Schritte und Versuche wird gar zu schnell bekannt, kann gar zu sehr in der Nähe geprüft werden, und der Kaiser hatte immer Mittel genug, stolzgewordene Bischöfe zu demüthigen. Dem Bischof von Constantinopel machte überdieß die große Menge fremder Bischöfe, welche sich stets am kaiserlichen Hof aufhielten, manchen empfindlichen Verdruß. Sie wußten sich gewöhnlich noch besser als er die Gnade des Hofes zu gewinnen, sie reizten den Kaiser und die Minister gegen ihn, und suchten sich dadurch den Weg zu bahnen, selbst auf den Stuhl des zweiten Bischofs der Christenheit zu gelangen.

So während daß Chrysostomus mit der Reforme einiger Kleinasiatischen Gemeinden beschäftigt war, überläßt er sein Amt einem solchen Gaste, dem Syrischen Bischof Severian, und dieser verhetzt Hof und Gemeine gegen seinen Wohlthäter. Bei allen Unruhen, welche der Nestorianismus zu Anfang des fünften Jahrhunderts in Constantinopel erregte, waren diese fremden Bischöfe immer voran, und weil jeder auch von den geringern Geistlichen immer doch wieder seine Verbindungen bei Hof und unter den Ministern hatte, so konnte der Bischof auch im Kampf gegen diesen nie fertig werden.

Erst seit der Synode von Chalcedon fängt der Bischof von Constantinopel an, selbst im Verhältniß gegen den Römischen recht mächtig zu werden. Er benutzte die Gelegen-

heiten, bei den ewig währenden Glaubenszänkereien besonders der Syrer und Aegyptier nach und nach ein richterliches Ansehen zu gewinnen, und Acacius war theils an weiser Liebe des Friedens, theils an schlauer Kunst, die Hofgesinnungen zu lenken, seinen Gegnern den Römischen Bischöfen weit überlegen. Doch da Justin und Justinian in Constantinopel zur Regierung kamen, so war bei der entschiedenen Partheilichkeit dieser beiden Regenten für den Römischen Bischof und bei ihrer eben so entschiedenen unlenkbaren Gewaltthätigkeit alles weitere Emporsteigen des Bischofs von Constantinopel unmöglich. Die Bischöfe von Rom sahen es zu Ende des sechsten Jahrhunderts als Beweis eines besondern Stolzes der Bischöfe von Constantinopel an, daß diese sich den Titel Episcopus oecumenicus geben ließen. Wie unbekannt doch ein gewöhnlicher Sprachgebrauch von Constantinopel zu Rom gewesen seyn muß!

Keiner aller Patriarchen aber zeigte sich diese ganze Periode hindurch gewaltthätiger als der von Alexandrien, und keiner war auch so unversöhnlicher Gegner gerade seines Byzantinischen Collegen als dieser. Ihn auch zunächst hatte der Vorzug gekränkt, welcher auf der Synode im Jahr 381 dem kaiserlichen Residenzbischof eingeräumt worden, und zwei solcher Männer, wie Bischof Theophilus und Bischof Cyrillus, welche fast volle sechzig Jahre (385 — 444) mit allem Eifer eines Familieninteresse und eines Partiegeistes einem Plane treu blieben, konnten sich eine fast despotische Macht erwerben, die aber gerade weil sie eben so gewaltthätig behauptet als erworben wurde, schon unter dem Nachfolger Dioskurus fallen mußte. Dem Theophilus war es gelungen, den frommen Johann Chrysostomus zu stürzen, und sein Neffe, der Calenderheilige Cyrillus erhielt einen

noch vollständigern Sieg über Nestorius. Aber Dioskurus fand an dem Römischen Bischof Leo einen Gegner, welchen erste unglückliche Versuche nicht muthlos machten. Die Synode von Chalcedon setzte den Dioskurus ab, und das Ansehen des Alexandrinischen Stuhls, dessen Bischöfe seit Athanasius sich immer behauptet hatten, litt hiebei mehr als in einer Beziehung. Sie verloren nicht nur ihre bisherige Ueberlegenheit in öffentlichen Verhandlungen der morgenländischen Kirche, sondern die Gemeine theilte sich auch in mehrere große Partien, und wurde durch beständige innerliche Kriege geschwächt, in welchen sich alle Grausamkeit der Religionskriege und bürgerlichen Kriege vereinigte. Nie heilte diese Wunde der Alexandrinischen Kirche. Die letzte Hälfte des fünften und das ganze sechste Jahrhundert verflossen unter halb und ganz mislungenen Friedensvereinigungen der verschiedenen Partien. Jedes irenische Project veranlaßte immer nur eine neue Partie. Durch anderthalbhundertjährige Zänkereien waren die Köpfe nicht kaltblütiger, sondern immer nur erhitzter geworden, bis endlich die Araber Aegypten überschwemmten, und die Christliche Kirche dieser Provinz in die drückendste Sklaverei gerieth.

Eben das Schicksal traf Antiochien. Nie hat zwar dieser Patriarch eine der ganz ersten Rollen unter seinen Collegen gespielt, wie der von Rom und Alexandrien; nie war daselbst, was Zufall gewesen seyn muß, ein Mann von ausgezeichneter Thätigkeit Bischof geworden, und immer sammelten sich doch auch hier die schismatischen Parteien der Alexandrinischen Kirche ihre eigenen Haufen, bis endlich die Eroberungen der Araber auch hier durch allgemeine Unterdrückung ein Ende machten.

§. 28.

Mönchswesen, im Orient und Occident.

Schon seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts gab es auch Christliche Asceten und Christliche Eremiten, Christen, welche nach ächtem Syrischägyptischem Temperamente und Sitten die willkührlichsten Selbstverläugnungen wählten, und vielleicht selbst auch noch mehr durch die damals herrschenden Verfolgungen veranlaßt, losgerissen von aller menschlichen Gesellschaft in Einöden sich flüchteten. Der Mensch, den weise Abwechslung von Einsamkeit und Gesellschaft bildet, wird in der Einöde zum Thier, und diese Heiligen beschleunigten die Metamorphose, weil sie sich wenigstens den Teufel zum Gesellschafter in die Einöde mit nahmen.

305 Antonius brachte zuerst einige Milderung in diese traurige Kunst fromm zu werden. Er beschränkte die elende Mannigfaltigkeit ihrer frommen Uebungen durch gewisse Vorschriften. Er veranlaßte sie, ihre Wohnplätze in der Nähe unter einander aufzuschlagen, um wenigstens unter einander selbst in Gebetsübungen und Bedürfnissen dieses Lebens wechselsweis Hülfe geben zu können.

340 Ein anderer Aegyptier, Pachomius, errichtete gemeinschaftliche Gebäude, wo die Asceten unter Aufsicht zusammen leben sollten. Er schrieb ihnen eine bestimmte Lebensart vor, welche bei ihm doch noch größtentheils vernünftiger war, als bei manchen seiner Nachfolger. Religionsunterricht und Gewinnung ihres Lebensunterhalts waren ihre Hauptbeschäftigung; zu dem letzten brauchte es nicht viel Arbeit, weil Fasten, dessen die Natur in so heißen Gegenden vorzüglich fähig ist, eine ihrer angelegentlichsten Religionsübungen war.

In kurzem vermehrte sich ihre Anzahl so sehr, daß allein in Aegypten über fünfzig tausend sich befanden, theils Mönche

theils Nonnen; daß eine Wohnung solcher Cönobiten oft mehrere tausende faßte; und daß endlich nicht leicht ein Mann von Frömmigkeit, nicht leicht ein Bischof von Ansehen war, der nicht eine Zeitlang unter diesen frommen Laien gelebt, seine erste Erziehung bei ihnen genossen.

Niemand wurde nehmlich damals durch ein unwiderrufliches Gelübde an sein Klosterleben gebunden, niemand wurde auch, selbst so lange er Mönch seyn wollte, gerade an eine gewisse Regel gebunden. So viel strenger auch ihre Lebensart war, als in der Folge der Occidentalischen Mönche, so viel ungebundener war doch im Ganzen ihre Freiheit. Aegypten und Syrien und Pontus blieben beständig ihr Hauptwohnplatz. Schon in Kleinasien fanden sie weniger Beifall, und noch weniger in Europa. Das kältere Klima Italiens und Frankreichs war einem solchen Fanatismus zu wenig günstig, syrischägyptische Diät dort unmöglich, und vielleicht auch das Land im allgemeinen zu gleichförmig bevölkert.

Das Mönchswesen würde in Europa nie herrschend geworden seyn, wenn nicht Benedict von Nursia in der Mitte des sechsten Jahrhunderts demselben eine ganz andere Einrichtung gegeben hätte. Er hob die herumschweifende Lebensart der bisherigen Mönche auf. Er machte es zum Gesetz, daß man sich für seine Regel auf ewig verpflichten mußte, und wenn er schon in seinen Cönobien auch die Beobachtung der Orientalischen Mönchsregeln gestattete, so erlaubte er doch keinen Uebergang von seiner Regel zu diesen.

Handarbeit, Gebet und Studiren, wozu auch Unterweisung der Jugend gehörte, waren die drei Geschäfte, in welche er seinen Mönchen den Tag eintheilte, und die Handarbeit dieser Mönche war der ganzen damaligen Beschaffenheit der Occidentalischen Provinzen sehr nützlich, da sie verödete Länder ur-

bar zu machen, Moräste auszutrocknen, Wälder auszureuten suchten.

Monte Cassino war der erste Sitz dieses Wohlthäters seines Zeitalters, und noch in dieser Periode breitete sich dieser Orden besonders durch die Bemühungen des Römischen Bischofs Gregor nicht nur in Italien sondern auch in Frankreich und England aus.

Man kann bei der so sehr veränderten Einrichtung dieser neuen Mönchsorden leicht voraussehen, wie ihr Einfluß auf Staat und Kirche von demjenigen ganz verschieden seyn mußte, welchen die Orientalischen Mönche hatten. Diese waren nicht viel besser als ein Freicorps, das sich bald von diesem bald von einem andern brauchen ließ, das wie jede aufrührerische Partie vorzüglich durch seine Menge und Kühnheit bedeutend ist, und alsdenn fast allein auch dadurch dem Volk seinen Fanatismus mitzutheilen weiß.

Dem Benedictiner aber, der sich durch schwere Handarbeiten abmatten mußte, vergieng die Lust zu solchen schwärmerischen Projecten. Auch diejenigen, welche zum Studiren vorzüglich bestimmt waren, hatten keine Muße solchen Ideen nachzuhängen; denn auch ihr Studiren war zum Theil Handarbeit. Der Benedictiner schrieb Codices ab, wenn sich der Orientalische Mönch bloß in der Beschauung übte. Nicht nur Wissenschaften, sondern vorzüglich auch Künste und Handwerke blüthen nirgends so sehr wie in Benedictiner Klöstern, und von hier aus verbreiteten sich die Kenntnisse für die Befriedigung der Bequemlichkeiten und Nothwendigkeiten des Lebens oft weit umher in ganzen Gegenden.

Sie waren bald die einzigen Männer von Kenntnissen, welche der Occident hatte. Sie wurden daher auch an die Höfe der Könige gezogen, wo sie als Canzler und Räthe in

kurzem alles unter ihre Gewalt bekamen. Doch standen sie noch in dieser und einem Theil der nachfolgenden Periode beständig unter Jurisdiction der Bischöfe. Der größte Theil derselben waren nur Laien, hatten also kein Recht an Kirchengüter, und bei ihren eigenen Besitzungen kein Recht an Freiheiten der Kirchengüter.

§. 29.

Verhältniß der Kirche und der großen Hierarchen zum Staat.

Das Verhältniß der Kirche zum Staat war in der jetzigen Periode noch viel weniger durch gewisse beständiggeltende Gesetze bestimmt, als das Verhältniß der großen Bischöfe zu ihren übrigen Collegen, und wurde im Orient noch häufiger nach Launen und abwechslenden Verordnungen der Kaiser verändert.

Als Constantin Herr vom Römischen Reich wurde, so war bei den glänzenden Wohlthaten, womit er die Kirche überhäufte, die Freude außerordentlich groß. Die Kirchendiener, und nicht nur die vornehmen, sondern auch die geringeren, wurden von der Verbindlichkeit freigesprochen, öffentliche Aemter anzunehmen. Der rechtglaubigen Kirche sollte man im Testament so viel vermachen dürfen als man wollte. Jede Partie sollte ihren Proceß mit Verwerfung der weltlichen Jurisdiction *) für den Bischof bringen können, sein Ausspruch gleich dem Ausspruch des Kaisers sollte allen übrigen vorgehen. Vor dem Bischof sollte die Freilassung eines Leibeigenen ohne viele Weitläufigkeit geschehen; aber erst mühsamumständlich vor einem weltlichen Gericht. Die Freilassung sollte sogar alsdenn schon gelten, wenn sie einem

*) Auf dem Wege des Compromisses (s. die Bemerkung von Planck in der von ihm besorgten 5ten Auflage dieser Kirchengeschichte Seite 106 Not.). Anmerkung des Herausgebers.

Geistlichen schriftlich ohne alle weitere Zeugen und ohne besonders bestimmte Worte vorgezeigt wurde.

Nichts war einer gewissen damals herrschenden Frömmigkeit mehr entgegen, als die Römischen Gesetze gegen die Ehlosigkeit; diese wurden also aufgehoben, so sehr auch ein wichtiger Theil des öffentlichen Wohls darauf beruhte.

Constantin selbst war Schmeichler und Despot der Bischöfe; nicht der einzige Fall in der Geschichte, daß beides in einem zusammentrifft. Die kurze unglückliche Periode aber, da ihnen Julian alle ihre Rechte wieder nahm, konnte kaum in einigen Betracht kommen. Die Kirche gewann nach dieser schnell vorüber eilenden Trübsal mehr Ehre als vorher. Die großen Bischöfe erhielten nach und nach völlig gleiche Vorrechte mit den großen Statthaltern; um so unvermeidlicher aber mengte sich der Kaiser in die Bischofswahlen, und die Besetzung der großen Stellen hieng endlich fast einzig von seiner Willkühr ab.

§. 30.

Besonderes politisches Verhältniß des Römischen Bischofs.

Im Occident aber ist besonders das Verhältniß des Römischen Bischofs zum Herrn von Rom und zum Könige von Italien sehr merkwürdig. Ungeachtet aller Ehre, welche der Römische Bischof bisweilen genoß, blieb er doch immer Unterthan. Seine Einwilligung, wenn eine ökumenische Synode zusammengerufen werden sollte, war nicht vorzüglicher nöthig, als die Einwilligung der übrigen Patriarchen, und es war nicht sowohl Einwilligung, die er gab, als Antwort auf eine geschehene höfliche Notification oder auf ein vorgängig abgefordertes Gutachten. Manchmal mußte der Römische Bischof noch lange bitten, bis der Kaiser endlich aus

allen seinen Provinzen seines Reichs eine Synode zusammenrief.

Dem Kaiser oder seinem Statthalter mußte er vor Gericht stehen, und wie jeder andere Minister zu Verschickungen und Untersuchungen sich brauchen lassen. Kann aber eine übertragene Commission als Beweis eigener Macht gelten?

Mancher von ihnen sprach oft wohl auch bei feierlichen Gelegenheiten mit einer solchen biblischen Phraseologie, als ob nichts auf Erden über ihm sey; und wenn sollte es wohl einem solchen frommen Stolz hie und da auch an Schmeichlern gefehlt haben? Aber es wäre unbillig gegen den Römischen Bischof, solchen einzelnen Aeußerungen mehr zu glauben als demjenigen, was aus dem ganzen Ton seines übrigen Betragens und aus der unverkennbarsten Harmonie aller Documente des ganzen Zeitalters erhellt.

Unter der Ostgothischen Regierung war der Römische Bischof fast noch weniger geachtet als unter der Römischen. Wie Belisars und Narses Waffen dem Morgenländischen Kaiser das Exarchat eroberten, so war er wieder nichts weiter als Unterthan von diesem, und Justinian übte besonders an Vigilius sein Regentenrecht auf eine sehr grausame Art aus. Ungefähr fünfzig Jahre, ehe Vigilius wie ein Delinquent zu Constantinopel mißhandelt wurde, soll zu Rom der Satz behauptet worden seyn, daß der Pabst außer Gott keinen Richter habe.

§. 31.

Staatsverhältniß der Kirche im Fränkischen Reich.

Im Fränkischen Reich schien sich in dieser Periode noch wenig zu zeigen, welchen Einfluß die Bischöfe auf den Staat hatten. Die Regierung Chlodowichs war gar zu sehr fast einzig militärisch, also Despotismus recht von der schlimm-

sten Gattung. Was der Bischof (Gottlob damals selbst noch nicht Soldat!) von dem König erhalten wollte, mußte er erschleichen oder durch Bitten gewinnen, und der Vortheil, daß die Bischöfe bald als erster Stand bei den Nationalversammlungen erschienen, wurde erst nach Zeit und Umständen bedeutend.

511 Auf der Synode zu Orleans handelte Chlodowich nach seiner ganzen königlichen Macht; er rief die Bischöfe zusammen, und schon der Inhalt der Kanonen zeigt, daß außer dem Klerus eine höhere Macht dabei gesprochen. Unter den beständigen Zwistigkeiten der mehreren Söhne und Nachfolger Chlodowichs, war wieder nicht der beste Zeitpunct, wo friedfertige Bischöfe aufkommen konnten. Sie erhielten zwar nach und nach manche kleine Vortheile. Ihre Einkünfte, die Güter der Kirche wurden gesicherter. Das öftere Synodenhalten gab Gelegenheit zu politischen Verabredungen, und hie und da stieg auch öfters ein einzelner Bischof zu vorzüglichem Ansehen. Aber alles dieses auch in seinen vereinigten Wirkungen betrachtet, konnte bei einem Volk, das noch so roher Sitten war, als damals die Franken, dem Geistlichen und den Gütern der Kirche kaum die nöthige äußere Sicherheit verschaffen.

Anders war es bei den West-Gothen in Spanien, weil dort die Nation nicht nur früher Cultur und festgeordnete Verfassung bekam, sondern auch zum Vortheil des Pfaffenregiments historische Veranlassungen zusammentrafen, wie man sie höchst selten beisammen findet. Nach einer hundert und siebzigjährigen Regierung Arianischer Könige kam Rec-
589 cared auf den Thron, der zur katholischen Religion übertrat, und seinen Uebertritt durch Wohlthaten gegen den katholischen Klerus zu bewähren suchte. Sein Recht zur Krone war wie

das Recht mehrerer seiner Nachfolger zweideutig, also war bischöfliche Salbung und Krönung nothwendig, um vor den Augen des Volks als Gottgeweihte zu erscheinen. Der König demüthigte sich vor dem Klerus, um durch denselben die angesehensten Familien sich verbindlich zu machen, das Volk in Schranken zu halten. Seine Gesetze wurden auf den Synoden des Klerus verbessert, und oft warf sich der König vor der versammelten Geistlichkeit seines Reichs demüthigbittend zur Erde nieder. Selbst der Adel mußte endlich unter das Joch der Hierarchie, und das alles wurde ohne Rath oder Hülfe des Römischen Oberpriesters ausgeführt.

Wenn man die Geschichte des Verhältnisses der Kirche zum Staat in den verschiedenen neuen Reichen, welche sich in dieser Periode in Europa bildeten, mit einem Blick übersieht, so zeigt sich, daß die Bischöfe in denjenigen Staaten, wo Arianismus die herrschende Religion war, nie zu sehr großem Ansehen gelangten. Unter ihnen war nicht die Eintracht, nicht der rege Geist von Conföderation, der den katholischen Klerus beständig in Bewegung setzte; nicht das unaufhörliche Synodenhalten, durch welches der katholische Klerus allen einzelnen Angelegenheiten so sinnreich ein allgemeines Interesse gab; nicht der schlaue Correspondenzzusammenhang, wodurch sich der katholische Klerus bald aus der Nähe, bald aus der Ferne, bald von Rom, bald von Constantinopel her Hülfe zu verschaffen wußte.

Doch ist aber selbst der katholische Klerus in keinem Reiche recht allgewaltig geworden, wenn nicht die Könige selbst, anfangs aus eigenem Interesse, alle Gelegenheit dazu gegeben hätten. Das wenigste sind die Schenkungen an Kirchen und Klöster, denn diese waren bei aller ihrer Größe von weniger Bedeutung, weil nach der damaligen Ebbe und Fluth von Län-

derbesitzungen den Kirchen und Klöstern eben so viel geraubt und gestohlen als geschenkt wurde. Aber wie oft veranlaßte oder zwang der König den Bischof zu gewissen Handlungen, bei welchen dieser das ganze Maaß seiner durch Schüchternheit nicht zurückgehaltenen Kräfte kennen lernen mußte. Ein Kronräuber, der sich die Neigung des gemeinen Volks zu erwerben suchte, und vor den Bemühungen seiner Gegenpartie noch nicht gesichert war, begünstigte die Bischöfe, ließ sich durch sie salben und krönen, und alsdenn dem Volk aus dem alten Testamente beweisen, daß der, welchen der Priester gesalbt habe, eben dadurch von Gott selbst zum Könige erklärt sey. Die Bischöfe hatten dieses kaum einigemal gethan, so versuchten sie für sich selbst, ob sie nicht Könige ab = und einsetzen könnten, und sobald die Bisthümer an die angesehensten Familien der Nation kamen, sobald die Besitzungen der Kirche nicht mehr als bloße Güterbesitzungen, sondern als Lehen angesehen wurden, so gewann der Bischof die vollen Rechte eines Reichsstandes, sein Einfluß auf die Ruhe des Staats verdoppelte sich.

Diese Einführung des Lehensystems, welche in den meisten Reichen eigentlich erst in der folgenden Periode geschah, hatte schon am Ende der gegenwärtigen manche ihrer ersten Keime entwickelt. Einer der wichtigsten dieser Art war der Ursprung der so genannten geistlichen Beneficien, wie man ihn besonders in den Fränkischen Staaten findet. Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts zeigen sich die ersten Spuren derselben.

Alle Einkünfte der Kirche flossen nehmlich seit alten Zeiten in eines zusammen. Sie standen alle zusammen unter der Aufsicht des Bischofs oder im Orient seit der Chalcedonischen Synode, unter der Aufsicht eines besondern Oekonomus. Was von Oblationen und Einkünften der Kirchen=

güter in diese Generalcasse zusammenfloß, wurde in drei oder vier Theile getheilt. Einen Theil behielt der Bischof für sich, ein Theil wurde zum Bau der Kirche, ein Theil zu Erhaltung der Armen, und endlich ein Theil zum Lebensunterhalt des übrigen Klerus angewandt. Außer den noch immer fortdauernden gewöhnlichen Oblationen hatte die Kirche Zehnten, Erstlinge, eigene liegende Güter; und man hatte auch für die Oekonomie der Kirche den Gedanken benutzt, daß der Bischof als Priester angesehen werden müßte, daß ihm also alles gebühre, was den Priestern im alten Testamente zugesprochen wird. Wenn nun, wie öfters geschah, die eigene Administration entfernterer Güter der Kirche beschwerlich fiel, so überließ man dieselbe einem gewissen Geistlichen für beständig, er sollte den Ertrag genießen, aber sie nicht an andere verleihen oder verkaufen dürfen.

Diese gering scheinende Veränderung war für jene Zeiten von größter Wichtigkeit. Vorher stund es bei dem Bischof, wie viel er jedem seiner Geistlichen geben wollte, oder jeder Geistliche mußte sich gefallen lassen, mit seinen Mitbrüdern sich in den vierten Theil der allgemeinen Kircheneinkünfte zu theilen. Jetzt hatte er sein bestimmtes Einkommen, welches als mit seinem Amte unzertrennlich verbunden angesehen wurde. Die Gemeinschaft der Güter verlor sich nach und nach ganz, und wie in der Folge mit dem Besitz gewisser Güter immer die Verpflichtung zu gewissen Kriegsdiensten verbunden war, so fiel diese Verpflichtung auch auf den Geistlichen, welcher gerade solche Güter hatte. So wurde der Bischof und der geringere Klerikus als eigener großer Güterbesitzer nach und nach Soldat und Jäger; dabei war für die Theologie schlecht gesorgt.

Geschichte der Lehre, als Religion und Theologie betrachtet.

§. 32.

Geschichte des Arianismus.

Die Religion erschien im Ganzen genommen zu Anfang dieser Periode meist noch unschuldig und einfach. Man hatte sich zwar schon in der vorigen Periode über manche Puncte oft und viel gestritten, man hatte verschiedene Versuche gemacht, die Lehre vom Vater, Sohn und Geist bald philosophischer bald biblischer vorzustellen. Auch an den Ideen von der Person Christi hatte man gebildet, und diejenigen Artikel, welche auf Beschaffenheit der äußeren Consociation Einfluß hatten (Taufe und Buße), waren selbst unvermerkt anders geworden, nachdem sich die ganze Einrichtung der Gesellschaft bei weiterer Ausbreitung geändert hatte. Unterdeß die eigentlich praktischen Fragen, wie denn der Mensch selig werde, waren noch nicht einmal zur ordentlichen Untersuchung gekommen, und manche Fragen waren noch nicht einmal aufgeworfen worden, an die man dem Scheine nach zuerst hätte denken sollen.

Noch war auch keine Streitigkeit entstanden, welche gleichsam den ganzen Körper der Kirche in Erschütterung gesetzt. Alles war mehr local oder provinzial geblieben, und selbst die Händel, welche in Afrika durch die Wahl des Bischofs Cäcilian von Karthago veranlaßt wurden, blieben doch in den Gränzen von Afrika. Die Dogmatik erhielt keine so feierliche Bestimmung durch dieselben, als sie itzt durch eine unglückliche, in Aegypten entstandene Controvers erhielt.

Der Artikel von der Person Christi oder genauer, die

Frage, in welchen Ausdrücken man vom Logos sprechen solle, war noch nicht so ins Reine disputirt, daß nicht immer verschiedener Sprachgebrauch, verschiedene Vorstellungsart, und selbst besonders in Aegypten, damals dem eigentlichen Mutterlande theologischer Forschung, statt gefunden hätte. Diese schon seit Origenes Zeiten geduldete Verschiedenheit wurde durch Zufall zum gefährlichen Kirchenschisma.

Ein gelehrter Presbyter in Alexandrien, Arius, den Alter und Kenntnisse selbst zu bischöflichen Hoffnungen berechtigten, gerieth mit seinem Bischof Alexander zufällig in Streit, ob dem Logos auch Ewigkeit zugeschrieben werden könne. Nach den Neuplatonischen Ideen des Bischofs war Ewigkeit des Logos so gewiß, als Gott von Ewigkeit her als verständiges Wesen gedacht werden mußte, und Arius, dessen Begriffe wahrscheinlich mehr von gnostischen Aeonengenealogien herstammten, konnte sich den Gezeugten nicht gleich ewig denken mit dem, der seines Daseyns Ursprung sey. Da der Bischof mit Disputiren und Ermahnungen nichts ausrichtete, so wollte er seine Autorität gegen den Presbyter brauchen. Er hielt eine Synode, excommunicirte den Arius und verurtheilte ihn als einen Gotteslästerer. Ueber diese Voreiligkeit waren manche andere angesehene Bischöfe sehr aufgebracht. Sie hielten es nicht für so ganz gewiß, daß wenn auch Arius unrecht habe, der Sprachgebrauch des Bischofs untadelhaft sey, und niemand war mit Alexanders Ausdrücken mehr unzufrieden als Eusebius von Nikodemien.

Der Schritt war einmal gethan. Jeder suchte sich Partie zu machen, durch Correspondenz und andere Verbindungen Freunde zu werben. Die friedlichen Ermahnungen Kaiser Constantins wurden nicht gehört, und das einzige Mittel den Streit zu endigen, schien eine große Synode zu seyn. Bi=

schöfe aus allen Provinzen des Römischen Reichs versam-
325 melten sich auf kaiserlichen Befehl zu Nicäa, und wahrschein-
lich allein nur der betriebsame Athanasius nebst dem kaiser-
lichen Günstling Bischof Hosius von Corduba überwand hier
den Arius. Er wurde verurtheilt, und durch ein Synodal-
und Reichsgesetz befohlen, daß künftighin gesagt werden solle,
der Logos sey dem Vater Homousios.

Dieses Wort schien Vielen, die auch übrigens dem Arius nicht beitraten, recht beleidigend unschicklich. Sie glaubten, es führe auf grobe sinnliche Begriffe von der Zeugung des Sohnes Gottes. Denn es war ein Ausdruck, den man schon in ehmaligen Streitigkeiten für verdächtig gehalten. Aber die strengere Partie, welche sich ihres Funds nun einmal recht freute, machte mit einer Anhänglichkeit, welche schon allein die Dunkelheit ihrer Begriffe bewies, den Gebrauch gerade dieses Worts zum Merkzeichen der Orthodoxie; wer es nicht brauchen wollte, war als Freund des Arius verdächtig.

Der junge Diakonus von Alexandrien Athanasius, der schon selbst auf der Synode so betriebsam gewesen war, wurde im gleichfolgenden Jahr selbst Bischof von Alexandrien, und an ihm fand nun die katholische Partie einen Anführer, der bald mit stürmischem Jugendeifer, bald mit politischer Klugheit eines alten Weltmannes die Nicäischen Schlüsse in ihre volle Gültigkeit zu setzen suchte. Mit dem Anathem der Synode hatte Constantin bürgerliche Strafe verbunden, Arius Schriften wurden zum Feuer verurtheilt, die Auslieferung derselben bei Todesstrafe befohlen.

Diese Orthodoxie Constantins war aber kaum von vierjähriger Dauer, seine Schwester wußte ihn auf das neue für Arius zu gewinnen. Er erlaubte diesem aus dem Exil zurückzukommen, ließ sich durch ein orthodox scheinendes Glau-

bensbekenntniß täuschen, und da Athanasius unbeweglich darauf blieb, den Ketzer nicht in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, so mußte er ins Elend, und Constantin befahl 336
dem Bischof von Constantinopel, jenen in die Kirche einzulassen. Während der Einführungssolennität stirbt Arius plötzlich.

Von den Prinzen Constantins war Constantius, unter welchen der Orient zu stehen kam, vorzüglich auf der Seite der Arianer, die Ungnade des Regenten galt also den Athanasianern, und wie Constantius nach dem Tode seines Bruders auch Herr von Rom und Italien wurde, so stieg die Drangsal der katholischen Partie auf das Höchste. Selbst der Römische Bischof Liberius mußte jetzt die Arianische Hoftheologie annehmen. Julians und Jovians Regierungen waren zu kurz, als daß sich einer oder der andere Theil hätte mächtig machen können. Unter Valentinian und Valens schlug wie auf einer Brandstätte die Flamme unter der tiefen Asche, mit neuer Gewalt wieder hervor. Valentinian im Occident verfolgte die Arianer, oder vielmehr alle welche das Nicäische Symbolum nicht unterschreiben wollten: Valens im Orient handelte mit der Wuth eines Tyrannen gegen alle, die sich nicht für den Arianismus erklärten. Menschenblut wurde nicht geschont, die Bischöfe waren noch glücklich, wenn sie bloß des Landes verwiesen wurden. Unter Theodosius triumphirte endlich die Athanasianische Partie wieder vollkommen, und seitdem war ihr Sieg ununterbrochen gewiß. Der Arianismus fand seine Schutzstätte bei den Gothen, Burgundern, Vandalen, bei welchen er zum Theil bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts herrschend blieb.

Die Theologen theilten sich bei allen diesen Händeln immer in drei große Partien:

1) entschiedene Arianer. Sie behaupteten, der Logos sey ein Geschöpf, nur das edelste aller Geschöpfe, und selbst schon darin von allen übrigen verschieden, daß er von Gott unmittelbar aus Nichts hervorgebracht sey. Sie läugneten Ewigkeit und Allwissenheit des Sohnes Gottes.
2) Solche, die auf dem Wort Homousios bestanden, das Ansehen des Nicäischen Symbolums mit allem Eifer verfochten, und die Wahrheit für verloren hielten, wenn man nicht bei diesem Wort bleibe.
3) Solche, die wie es schien in der Hauptsache ganz richtig von der Gottheit Christi dachten, aber den Nicäischen und Athanasiusischen Sprachgebrauch unschicklich fanden. Manchmal war wohl diese Mittelpartie, wie es bei allen Mittelpartien zu gehen pflegt, von allen Arianischen Begriffen nicht ganz frei, aber die Benennung Semiarianer ist doch eben so ungerecht als unschicklich.

Arianern und Athanasianern war eine um das Jahr 340 sich erhebende neue Partie gleich entgegen, welche den Bischof von Sirmium, Photinus, zum Anführer hatte. Dieser gieng so weit, zu behaupten, Christus sey bloßer Mensch, der erst angefangen habe zu existiren, da er von Maria geboren wurde. Mit diesem Manne Jesus habe sich eine besondere göttliche Kraft verbunden, und weil er sich der vollkommensten Tugend beflissen, so habe ihn Gott an Sohnes statt angenommen. Diese Meinung wich zu sehr von den damals allgemein angenommenen Begriffen ab, als daß sie ihr Glück hätte machen sollen: Photin wurde abgesetzt, und seine Meinung anathematisirt.

§. 33.

Macedonianer. Apollinaristen.

In der Lehre von der Gottheit des Sohnes wußte man doch noch, was man gegen einander wollte; aber in Ansehung der Gottheit des heiligen Geistes hatten weder Vertheidiger noch Gegner bestimmte Begriffe. Arianer und so genannte Semiarianer waren ungewiß, ob sie den heiligen Geist bloß zu einer Kraft in Gott, oder zu einem Geschöpf machen sollten, und die katholische Partie, wenn sie auch dem heiligen Geiste göttliche Ehre gab, zauderte doch mit dem Namen Gott. Die große Constantinoplische Synode vom Jahre 381 setzte endlich auch hierüber eine gewisse Kirchenorthodoxie fest, wozu gerade damals Macedonius, der Bischof zu Constantinopel war, Gelegenheit gegeben zu haben scheint.

Nie ist übrigens diese Partie des Macedonius fortdaurend stark geworden. Die Köpfe waren schon mit andern Fragen zu sehr beschäftigt, Macedonius selbst scheint zu wenig Ehrgeiz gehabt zu haben, den Anführer einer Secte zu spielen, und die ganze Lehre vom heiligen Geist wurde immer mehr als Anhang der Lehre vom Logos, denn als eigenes Capitel betrachtet.

Während der größten Gährung der Arianischen Streitigkeiten aber erwachte in Syrien eine neue Controvers, zu welcher selbst einer der eifrigsten Vertheidiger der Nicäischen Synode Veranlassung gab. Apollinaris der jüngere, (wahrscheinlich) Bischof zu Laodicea in Syrien, einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Theologen seines Zeitalters, der aber mehr Philosophie als exegetische Kenntnisse besaß, gerieth auf den Einfall, sich die Vorstellung von der Person Christi dadurch zu erleichtern, daß er annahm, der Logos habe in dem Menschen Jesu die Stelle der vernünftigen Seele vertreten.

Eine animalische Seele oder Vegetationskraft habe der Mensch Jesus zwar gehabt, aber was in ihm gedacht, empfunden, gehandelt habe, sey einzig der Logos gewesen. Man schrieb mit Eifer gegen diese Meinung. Besonders die Syrischen Lehrer, in deren Kirchen die neue Hypothese vorzüglich beliebt zu werden schien, suchten immer recht deutlich von der ganzen Menschheit Jesu zu sprechen, unterschieden recht sorgfältig die menschliche Natur von der höheren damit verbundenen Natur des Logos. Aber eben dieses Bestreben der Syrischen Lehrer, recht sorgfältig zu unterscheiden, veranlaßte endlich einen theologischen Krieg, der noch viel gefährlicher wurde, als der Arianische, dessen Folgen noch bis auf den heutigen Tag nicht nur im dogmatischen Compendium, sondern selbst in der Geschichte fortdauren. Die Begebenheit ist nach ihrem ersten Ursprung folgende.

§. 34.

Geschichte der Nestorianischen Unruhen.

Die Eifersucht des Bischofs von Alexandrien wurde eben so rege, als der Haß des Constantinoplischen Klerus aufs neue erwachte, da im Jahr 428 schon wieder ein Zögling der Antiochischen Kirche, Nestorius, als Bischof nach Constantinopel kam. Cyrillus, damals Bischof von Alexandrien, ein ränkevoller heimtückischer Mann, legte sogleich alles darauf an, den neuen Bischof zu Falle zu bringen, und das Project konnte beinahe nicht mißlingen, da sich ein großer Theil des dortigen Klerus zu Belaurung des glücklichen Fremdlings gebrauchen ließ. Wie viele von ihnen fühlten sich verdienter für die bischöfliche Würde als dieser Antiochische Homilet.

Die Predigt eines Presbyters, den Nestorius von Antiochien mitgebracht hatte, gab das Signal zu den Unruhen. „Niemand soll (so lauten die verschrienen Worte der Predigt)

die Maria Gottesgebährerinn nennen, denn Maria war ein Mensch, und von einem Menschen kann Gott nicht geboren werden." Nestorius vertheidigte in verschiedenen eigenen Predigten diese Meinung seines Presbyters, und zeigte, was nicht erst hätte gezeigt werden sollen, daß wenn die Schrift von Geburt und Tod Christi rede, so wähle sie immer Ausdrücke, welche seine ganze Person und nicht nur seine göttliche Natur bezeichnen, es heiße nicht, Gott sey geboren, sondern Gottes Sohn sey geboren. Aber gleich in den ersten Wochen zu Constantinopel und zu Alexandrien war über diese Predigten ein solches Ketzergeschrei, daß die vorsichtigste Erklärung des Nestorius nicht mehr gehört wurde. Ihm, dem vermeinten Feinde der Gottheit Christi, dem Feind der Ehre der Maria wurde in öffentlichen Predigten zu Constantinopel geflucht. Cyrillus streute Widerlegungen aus, schrieb an den Bischof von Rom, gab diesem von der großen Gefahr Nachricht, welche der Christlichen Religion bevorstehe, und dieser war unwissend oder boshaft genug, gegen den Bischof von Constantinopel sogleich Partie zu nehmen. Man kündigte dem Nestorius an, innerhalb zehn Tagen bei Verlust seines Amts zu widerrufen, und Cyrillus ließ ihm zwölf Sätze vorlegen, die er annehmen müßte, falls er für orthodox gehalten werden wolle.

Diese zwölf Sätze waren selbst nicht ganz richtig, und nicht nur Nestorius zweifelte an ihrer orthodoxen Bestimmtheit, sondern der Patriarch von Antiochien nebst den Bischöfen der dortigen Diöçese waren mit diesen Sätzen viel unzufriedener als mit Nestorius, der selbst den Ausdruck Gottesgebährerinn nun nicht mehr verweigerte. Doch der tobende Cyrillus setzte alles darauf, ihre Auctorität zu behaupten, brachte ganz Constantinopel und Alexandrien in Aufruhr,

und wußte besonders den Fanatismus der Mönche in sein Interesse zu ziehen.

Der Kaiser wagte es nicht, der theologischen Fehde seiner zwei großen Reichsprälaten anders ein Ende zu machen,
431 als durch eine Synode zu Ephesus. Für Cyrillus aber ließ sich wenig Gutes auf derselben prophezeien, denn selbst von Alexandrien kamen die schreiendsten Klagen über diesen schändlichen Mann. Ordnung auf der Synode zu behaupten schickt der Kaiser ein Paar Minister mit Soldaten hin.

Nestorius erscheint mit sechszehn Bischöfen aus seinem Sprengel: Cyrillus bringt fünfzig und überdieß eine ihm dießmal sehr brauchbare Schaar Aegyptischer Matrosen mit; auch treibt der Bischof von Ephesus, der treueste Bundesgenosse des Cyrillus, eine große Menge von Bischöfen zusammen. Es war billig mit Eröffnung der Synode bis zur Ankunft des Patriarchen von Antiochien und der ihn begleitenden Bischöfe zu warten. Alle unpartheiische Bischöfe verlangten es einmüthig. Man bewies auch unwidersprechlich, daß jene vor dem 22sten Junius unmöglich in Ephesus eintreffen könnten. Doch Cyrillus, der eigentlich Beklagter war, eröffnete, ungeachtet aller Protestationen der Minister, mit seiner Partie die Synode, stieß den Minister, der in die Versammlung kam, und nur noch auf vier Tage um Geduld bat, mit Gewalt zur Versammlung hinaus. Gleich auch in der ersten Session wurde Nestorius anathematisirt. Jene zwölf Sätze des Cyrillus wurden für Richtschnur der Orthodoxie erklärt, und da man das öffentlich angeschlagene Verdammungsurtheil des Nestorius auf Befehl des kaiserlichen Ministers herabriß, ließ es Cyrillus durch Herolde in der ganzen Stadt verkündigen, und sein Maaß von Bosheit

zu vollenden, schickte er falsche Berichte und verfälschte Acten nach Constantinopel.

Kaum sechs Tage nach diesem wüthenden Anfang des Cyrillus kam der Patriarch Johann von Antiochien an, und war äußerst erbittert, daß man die heterodoxen zwölf Sätze des Cyrillus als Richtschnur der Kirchendogmatik gelten lassen solle. Auch er versammelte nun die Bischöfe seiner Partie, erklärte den Cyrillus für einen Ketzer; der gottlose Mann könne nicht weiterhin Bischof seyn. Man sah bald daß es zu Ephesus mit dem Verfluchen und Gegenverfluchen kein Ende nehmen würde, und daß alles endlich darauf ankomme, wie glücklich jede Partie in ihren Verhandlungen zu Constantinopel bei dem kaiserlichen Hof sey.

Mit einem Glücke, das gottlob sonst die Bosheit selten genießt, wandte sich unerwartet schnell alles in Constantinopel auf die Seite von Cyrillus. Die Mönchstumulte, welche er durch seine Correspondenz daselbst erregte, hätten den Kaiser gegen ihn aufbringen sollen; die Relationen der kaiserlichen Minister bei der Synode waren gegen ihn; die Bosheit des Mannes war schon vorher bekannt; Verbrechen, die mit dem bisherigen gar nicht zusammenhiengen, schon vorher gegen ihn eingeklagt, und doch — was vermochte nicht sein Geld bei den kaiserlichen Ministern, wie schlau wußte er nicht den Haß Pulcheriens gegen Nestorius, den Verräther ihrer Liebesgeheimnisse, zu nutzen — und doch kommt plötzlich das Urtheil, Nestorius sey abgesetzt, Cyrillus bleibe Patriarch, ohne der geringsten Strafe sich unterwerfen zu müssen. Ob die Partie des Nestorius oder die des Cyrillus als die orthodoxe gelten solle, ließ der Kaiser vorerst noch unentschieden, er war froh, die Bischöfe wieder nach Hause zu bringen.

§. 35.

Der ganze Streitpunct hatte sich nun seit diesem kaiserlichen Entscheidungsurtheile geändert. Von Nestorius Person und Orthodoxie war gar nicht mehr die Rede. Niemand nahm Anstand den Namen Gottesgebährerinn von Maria zu gebrauchen, aber die Bischöfe der Antiochischen Diöcese waren über die Mißhandlungen, welche sie auf der Ephesischen Synode erlitten, äußerst aufgebracht, und hielten die zwölf Sätze, welche Cyrillus als Richtschnur der Orthodoxie daselbst aufstellen wollte, für wahre Ketzerei. Die gelinderen Erklärungen, welche der Alexandriner seinen zwölf Sätzen zu geben suchte, wurden von den Morgenländern (Antiochenern) gar nicht gehört, und alle irenische Bemühungen des Hofes waren vergeblich. Endlich mußte doch Cyrillus nachgeben, ein Glaubensbekenntniß unterschreiben, worin er zwei Naturen in Christo gestand. Dafür bequemten sich die Antiochener, die Absetzung des Nestorius zu billigen, und seine Lehrsätze mit dem Anathem zu belegen. Keine beider Partien aber war mit diesem Frieden beruhigt.

Ein großer Theil der Morgenländer erkannte die ungerechte Nachgiebigkeit, womit ihre Freunde den Frieden erkauft hatten, und Cyrillus mit seiner Partie wollte bald nicht nur dem Nestorius, sondern auch dem Lehrer des Nestorius geflucht wissen. Theodor von Mopsvest aber (so hieß der Name des letztern) war bei den Antiochenern als einer der größten Theologen geachtet, und dem sollten sie nun im Grabe fluchen, aus dessen Schriften sie ihren dogmatischen Sprachgebrauch und ihre exegetische Weisheit geschöpft hatten. Bischof Rabulas von Edessa war fast der wüthendste unter allen diesen Eiferern der Aegyptischen Partie, und weil gerade zu Edessa die Schule war, wo die vornehmsten Mor=

genländischen Bischöfe erzogen wurden, so konnte sein Eifer recht den eigentlichen Lebenskeim seiner Gegenpartie tödten.

Da endlich auch sogar wirkliche Verfolgungsgesetze gegen diese Morgenländischen Christen ergiengen, da der kaiserliche Hof, bei einiger scheinbaren Nachgiebigkeit der Partie des Cyrillus, die Standhaftigkeit der Orientalischen Diöcese für ketzerischen Eigensinn hielt, so war den Unglücklichen keine andere Rettung übrig, als in die Staaten des Königs von Persien zu fliehen. Wie froh war nicht dieser, eine Christenpartie zu finden, von welcher er versichert seyn konnte, daß sie sich mit den Römischen Christen in keine Correspondenz einlassen werde; und wie willig räumte er ihnen alles ein, was zur ausbildenden Fortdauer einer kirchlichen Gesellschaft gehört.

Doch vorzüglich der Thätigkeit eines Mannes hatten es die Vertriebenen zu danken, daß sie eine ordentliche kirchliche Einrichtung, eine eigene Hierarchie gewannen, welche von der Hierarchie der großen katholischen Partie nicht nur unabhängig blieb, sondern ihr sogar das im Römischen Reich erlittene Unrecht noch vergalt. Barsumas war nebst andern seiner Freunde aus der Schule von Edessa verstoßen worden, wurde bald darauf Bischof von Nisibis, gewann Zutritt bei Hofe, und überredete den König, daß er die Christen seiner Gegenpartie aus den Persischen Staaten vertrieb. Er errichtete zu Ktesiphon (Seleucia) ein eigenes Patriarchat für seine Freunde, stiftete eine eigene Schule zu Nisibis, um für Besetzung der Bisthümer immer geschickte Jünglinge zu haben, und gab dadurch seiner neu errichteten Kirche eine fortdaurende Verfassung.

Wer diese von der großen Kirche abgesonderte Christen Nestorianer heißen will, sollte nie vergessen, daß Nestorius

nur entfernte Veranlassung zu ihrer Trennung gegeben hat, daß sie denselben nicht einmal für den Lehrer ihrer Partie halten, seine Sache noch itzt nicht zu der Sache ihrer Partie machen, und keine Schriften desselben gleichsam als symbolische Parteibücher unter sich haben. Der Name Chaldäische Christen, von dem Hauptsitze ihrer Secession so genannt, ist viel geschickter; man denkt auch bei demselben nicht sogleich an Ketzer.

Es giebt wohl viele Beispiele, daß falscher Religionseifer Regenten verleitet hat, ihre Länder selbst zu entvölkern; aber der Unterschied zwischen den Religionsmeinungen des Regenten und der Unterthanen mußte doch auffallend groß seyn, wenn Intoleranz bis zu einer solchen Ausschweifung stieg. Hier ist vielleicht der einzige Fall in der Geschichte daß ein Regent Schaaren seiner nützlichsten Unterthanen seinem Feinde gleichsam aufzwang, bloß weil diese bei aller ihrer Orthodoxie nicht gerade die Ausdrücke brauchen wollten, welche ein großer Bischof seines Reichs zufällig authorisirt hatte; bloß weil sie das Betragen dieses großen Bischofs nicht billigen wollten, das doch der Kaiser selbst nimmermehr billigen konnte. Die Streitfragen zwischen diesen nun getrennten Christen und der im Römischen Reich triumphirenden Partie waren so fein theologisch, ihre Kenntniß erforderte so viel Einsicht in die damalige Philosophie und in die entferntesten Folgerungen aus gewissen Glaubenslehren, daß man sicher darauf zählen darf, der Kaiser und seine Minister verstanden nicht einmal den Controverspunct. So wahr wurde es also auch hier, daß kein Eifer heftiger ist, als der, bei dem dunkle Ideen zum Grunde liegen.

§. 36.

Geschichte der Eutychianischen und monophysitischen Unruhen.

Der Nachfolger des Cyrillus, Dioskurus, sah es übrigens bald als Ehrensache seines Stuhls an, vollends zu Stande zu bringen, was sein Vorfahrer noch nicht vollendet hatte, und der Synode von Ephesus, von der man unterdeß wie von geheimen Wunden geschwiegen, ein lautes Lob zu verschaffen. Auch manche charakteristische Ausdrücke der Aegyptischen Theologie waren noch nicht recht in Gang gebracht, und Dioskurus schien sich selbst noch über Cyrillus und seine Freunde einen Triumph verschaffen zu können, wenn er die Schranken von Nachgiebigkeit, welche sich diese im Frieden mit den Antiochenern gesetzt hatten, aufs neue durchbrach. In Constantinopel ereignete sich wieder der erste Auftritt.

Ein dasiger alter siebenzigjähriger Abt Eutyches, schon in den vorigen Händeln vertrauter Freund des Cyrillus, trieb, theils aus Eigensinn, theils aus Unwissenheit, in unvorsichtigen Ausdrücken seinen Eifer für die innigste Vereinigung beider Naturen in Christo so weit, daß ihn nach vorhergehenden Warnungen sogar selbst ein Freund der Aegyptischen Partie bei dem dortigen Bischof verklagte. Die Anklage wurde bei dem Synodalverhör richtig befunden, und Eutyches konnte sich durch alle seine künstliche Ränke vor der Absetzung nicht schützen. Doch die Kaiserinn Eudokia war seine Freundinn, und Dioskurus von Alexandrien wahrscheinlich gleich in den Anfang des ganzen Streits verflochten. Auf beider Veranlassung wurde eine zweite größere allgemeine Synode veranstaltet, das gefällte Urtheil zu revidiren. 449

Auf dieser Räuberversammlung — schon dieser allgemeingangbare Name dieser Ephesischen Synode zeigt die Geschichte ihrer Verhandlungen — siegte Abt Eutyches, der

Kirchenbann traf seine Gegner, vorzüglich den Bischof Flavian von Constantinopel, der seine bei der Versammlung persönlich erlittene Mißhandlungen nicht lange mehr überlebte. Leo der Große aber, der damals auf dem Römischen Stuhl saß, bewegte Himmel und Erde, dieser unglücklich unterdrückten Partie aufzuhelfen, und das veränderte Hofsystem zu Constantinopel war endlich auch seinen Bemühungen günstig. Eudokia verlor allen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, da im Jahr 450 Pulcheria und Marcian auf den Thron kamen.

Pulcheria war innige Verehrerinn des Römischen Bischofs, und veranstaltete sogleich im folgenden Jahr eine neue große Synode zu Chalcedon, wo, wie leicht zu erwarten war, die Aegyptische Partie unterlag, und der Bischof Dioskurus von Alexandrien abgesetzt wurde. Um jetzt die Lehre von Vereinigung der beiden Naturen in Christo recht genau zu bestimmen, wurde ein eigenes Glaubensnormatif aufgesetzt, und der Römische Bischof erlebte die Freude, daß sein dogmatisches Schreiben an den Bischof Flavian von Constantinopel als Norm der Orthodoxie angesehen würde.

§. 37.

Nun war freilich bei Verlust der bürgerlichen Ruhe befohlen, daß man künftighin sagen sollte, in Christus seyen zwei Naturen unvermischt und doch unzertrennlich so mit einander vereinigt, daß nur eine Person da sey. So war befohlen, aber man konnte eher alles durch Befehle ausrichten, als die damaligen Theologen von einer einmal gefaßten Idee abbringen, oder das Volk zum Gehorsam leiten, das durch seine Bischöfe in Angst gesetzt worden war, es gelte hier einer Hauptsache der Christlichen Religion, ob man zwei Naturen oder eine Natur in Christo annehme. Offenbar war

bei der ganzen Sache viel Wortstreit. Wer von einer Natur sprach, dachte unter dem Wort Natur etwas ganz anderes, als wer von zwei Naturen redete, und die gewöhnlichen Fehler solcher Streitigkeiten, welche in einen metaphysischen Sprachgebrauch hineingehen, wurden selbst durch den Fortgang des Streits mehr verdoppelt als gemildert. Ueberdieß war eine große Partie, welche vielleicht bei der Glaubensentscheidung gleichgültig geblieben wäre, durch die Absetzung des Alexandrinischen Bischofs empfindlichst gekränkt, weil einmal eine sechzigjährige Observanz diesem fast Pabstansehen verschafft hatte, und die Aegyptischen Bischöfe fast mehr als in irgend einer andern Diöcese an ihren Primaten sich anschlossen.

Es war ein schröckliches Schauspiel, das gleich nach geendigter Synode, sobald sich die Nachricht ihres Erfolgs verbreitete, in Palästina, Aegypten und Syrien eröffnete. Nach Jerusalem kam noch vor geendigter Synode ein Mönch, Theodosius von Chalcedon, warf sich zum Anführer der tobenden Schwärmer und Rebellen auf, und gewann die zu Jerusalem residirende verwittwete Kaiserinn Eudokia, welche fünf Jahre lang diesem rasenden Haufen ihren Namen zum Schutz lieh.

In Aegypten war der Sturm noch heftiger. Proterius, Nachfolger des Dioskurus, wurde todtgeschlagen, sein Leichnam zerstückt, wie Hunde trugen sie seine Eingeweide im Munde herum, was übrig war, wurde verbrannt, die Asche in die Luft gestreut. Timotheus Aelurus drang sich eine Zeit lang zum Patriarchen ein.

In Syrien war zwar bei weitem der größte Theil der Bischöfe Chalcedonischgesinnt, aber die Mönche verbreiteten doch auch hier die Flamme des Aufruhrs. Vorzüglich kam einer von Constantinopel Peter der Gärber, der selbst im

äußern des Gottesdienstes eine hieher gehörige Veränderung machen wollte, eine Veränderung des alten Kirchengesangs (heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger ewiger Gott) einführen wollte, die vielleicht in jedem andern Zeitalter unbemerkt geblieben wäre. Er wollte beigesetzt wissen, der du für uns gekreuzigt bist.

In allen drei Provinzen dauerte das Toben dreißig Jahre lang mit immer erneuerter Wuth fort, und leider hatte der Hof, von dessen Gesinnungen alles abhieng, gar kein festes System. Mit jeder Regimentsveränderung wechselten auch die Cabinetsgrundsätze und oft wurde zu einem solchen Wechsel nicht einmal der Tod des Regenten erfordert, schon ein neuer Minister, oder eine andere bei Hof geltende Dame verschaffte Monophysiten oder Chalcedoniten den Sieg.

Kaiser Zeno, ein friedfertiger gutmeinender Regent, wagte endlich einen Versuch, ob es nicht möglich wäre, durch gütliche Vereinigung die Partien mit einander auszusöhnen, und er fand an zwei Häuptern der Partien recht billigdenkende Männer, die beide sich freuten, endlich einen Punct endeckt zu haben, wo beide Theile zusammentreffen könnten. Akacius Patriarch von Constantinopel und Petrus Mongus das Haupt der monophysitischen Partie zu Alexandrien vertrugen sich nehmlich mit einander, daß aller bisher streitigen Puncte gar nicht mehr gegen einander gedacht werden sollte, nichts mehr von Auctorität der Chalcedonischen Synode oder des bekannten Briefs des Bischofs Leo an Flavian, nichts mehr von den Ausdrücken in oder ex duabus naturis. Man sollte die Wahrheit beizubehalten suchen, ohne solche streitige Ausdrücke zu berühren. Der Kaiser faßte die Puncte, worüber sich beide Häupter der Partien zusammen verstanden, in ein

kurzes Edict (Henoticon) und schickte es nach Alexandrien, um vorerst nur am Hauptorte des Streits Friede zu stiften.

Wo ist es aber je einem theologischen Friedensstifter gut gegangen, vollends wenn er ein Laie war? Weder die eifrigen Monophysiten noch die eifrigen Orthodoxen waren mit dem Edicte des Kaisers zufrieden, und die kleine Partie, welche der Mäßigung des Kaisers beipflichtete, verlor sich gar bald, besonders da die Principien des kaiserlichen Hofes den strengeren Orthodoxen oder den Vertheidigern der Chalcedonischen Synode gleich wieder günstig wurden. Noch dauerte also zu Anfang des sechsten Jahrhunderts diejenige Trennung beständig fort, welche durch die Chalcedonische Synode veranlaßt worden war. Eine Partie vertheidigte die Chalcedonische Glaubensregel mit einem Eifer, womit sie selbst die Bibel nicht in Schutz nahmen: die andere Partie sprach von nichts als von einer Natur. Ehe man sichs versah, wurde der orthodoxkatholischen Partie ein Zwischenspiel gemacht, das sie in größere Zerrüttung setzte, als alles was bisher die Monophysiten unternommen hatten.

§. 38.

Dreicapitelstreit: nebst andern Controverspuncten der kaiserlichen Theologie Justinians.

Kaiser Justinian I., dessen Eitelkeit in jeder Regentenbeschäftigung Nahrung fand, war eben so eifriger Freund der Orthodoxie als ehrgeiziger Friedensstifter bei allen heterodoxen Partien, eben so verfolgender Vertheidiger der Nicäischchalcedonischen Schlüsse als bereitwilliger Stifter eines allgemeinen Kirchenfriedens. Ein solcher halbgelehrter Theolog, wie der Kaiser nothwendig seyn mußte, war eben daher von beiden Partien zu lenken, und aus Liebe zum Kirchenfrieden wurde er

der Orthodoxie schädlich, aus Eifer für Orthodoxie dem Kirchenfrieden nachtheilig.

Einen seiner Feinde am Hofe zu kränken, verleitete der Bischof von Constantinopel den Kaiser, durch ein feierliches
545 Edict die Meinungen und Anhänger des Origenes zu verdammen. Theodor von Cäsarea, so hieß der Günstling des Kaisers, welchem man mit diesem Streich wehe thun wollte, war eifrigster Bewunderer des gelehrten Alexandriners; — und was ließ sich auch niederträchtigeres denken, als einen um die Christliche Kirche so verdienten Lehrer dreihundert Jahre nach seinem Tode verfluchen zu lassen, ohne daß man gerade durch eine äußere Nothwendigkeit wegen irgend einer schädlichen Secte desselben dazu gezwungen gewesen wäre.

Der beleidigte Günstling rächte sich grausam an seinem Gegentheil. Er beredete den Kaiser, es habe nur einen kleinen Anstand, warum sich die Monophysiten nicht entschließen könnten, die Schlüsse der Chalcedonischen Synode anzunehmen. Man habe den Wahn gefaßt, daß auf der Chalcedonischen Synode gewisse Schriften des Theodor von Mopsvest, des Theodoret und des Ibas von Edessa als rechtglaubig anerkannt worden seyen, in welchen sich doch unverkennbare Spuren fänden, daß sie es mit Nestorius gehalten hätten, und eine feierliche Erklärung gegen gewisse Schriften dieser drei Männer würde die Monophysitenpartie aussöhnen, auch mit einem Mal einen Frieden herstellen, der dreien der schönsten Provinzen des Reichs die vollkommenste Ruhe verschaffen könnte.

Justinian voll Freude das Werk einer so wichtigen Religionsvereinigung, welche allen seinen Vorfahren unmöglich gewesen, endlich so leicht ausführen zu können, ließ unverweilt ein Edict ergehen, worin die benannten Schriften dieser

drei Männer für ketzerisch erklärt wurden. Die Morgenländischen Bischöfe waren an unbedingten Gehorsam gegen die kaiserlichen dogmatischen Befehle längstens gewöhnt, also von ihnen die Befolgung der Hoftheologie sicher zu hoffen. Aber die Afrikaner, welche erst kurz vorher unter Justinians Oberherrschaft gekommen waren, und bei welchen sich der Religionseifer durch viele erlittene Verfolgungen sichtbar genährt hatte, wollten nichts von Gehorsam gegen einen Befehl wissen, welcher der Ehre der Chalcedonischen Synode so nachtheilig war. Sie entbrannten von Eifer, daß der Kaiser sich stelle, als ob das Ansehen der Chalcedonischen Synode durch seine Verordnung gar nicht geschwächt seyn sollte, und es schien ihnen mehr als unchristliche Grausamkeit, Bischöfe, welche über hundert Jahre lang todt waren, und unterdeß allgemein als fromme, gelehrte Männer, als treffliche Lehrer der Kirche verehrt worden waren, bloß aus Respect gegen einen närrischen Einfall des Kaisers, im Grabe zu verfluchen.

Billig hätte in einem solchen Falle, selbst auch durch das Beispiel seiner Vorgänger berechtigt, der Römische Bischof Vigilius im Namen aller Abendländer für den Riß treten sollen, und so lange er auch in Italien war, also meistens nur solche um sich hatte, welche über Justinians heterodoxe irenische Bemühung äußerst erbittert waren, so blieb auch er eifriger Vertheidiger des Ansehens der Chalcedonischen Synode. Aber Justinian, der alle Schwächen von Vigilius kannte, ließ ihn nach Constantinopel herüber holen, und wußte in seinem Betragen gegen denselben Versprechungen und Drohungen, Liebe und Ernst so glücklich zu mischen, daß sich dieser gegen die drei Capitel erklärte (Iudicatum).

Doch kaum war die Erklärung gestellt, und kaum ihr Inhalt bekannt gemacht, so sah sich Vigilius von der ortho-

deren Partie so bestürmt, sah den ganzen Occident so gegen sich aufgebracht, daß er mit schlauer Kunst auf die Gegenseite wieder herüber zu schleichen suchte. Er schien dieses am schicklichsten auszuführen, wenn er den Kaiser überreden würde, eine Synode halten zu lassen, und dieser die Sache zur Untersuchung zu übergeben. Der bedrängte Bischof glaubte so vielen Einfluß haben zu können, daß sich diese für die drei Capitel erklären würde, und er fürchtete nicht, daß ihm Justinian weiter zusetzen werde, wenn er sich hinter den Aussprüchen einer Synode glücklich zu verstecken wisse.

Zwei Synoden wurden schnell auf einander gehalten, die zweite vom Jahr 553 gilt sogar für eine ökumenische, beide aber sprachen gegen die drei Capitel. Wie war's auch fast anders zu erwarten? Der Kaiser hatte die Bischöfe gleichsam unter seinen Augen zu Constantinopel votiren lassen. Vigilius erklärte sich zwar jetzt förmlich für die drei Capitel (Constitutum), allein der Kaiser wußte ihn mürbe zu machen, er mußte sich nach Duldung mancher harten Leiden endlich doch bequemen, die Einfälle des Kaisers für orthodox zu halten. Auch seine Nachfolger schickten sich in die Byzantinische Hoftheologie. Die Macht Justinians in Italien und sein theologischer Eigensinn wären zu groß, als daß sich von ihm Nachgiebigkeit hätte erwarten lassen; und wenn endlich doch Justinians Theologisiren nur bei dieser Controvers geblieben wäre!

Scythische Mönche, die sich um das Jahr 520 wegen mancher eigenen Angelegenheiten in Constantinopel aufhielten, geriethen auf den Gedanken, ob man nicht sagen könne, einer aus der Dreieinigkeit sey gekreuzigt worden. Den Bischöfen wurde bange, sobald sie von einer neuentstandenen Frage hörten; denn wer konnte voraussehen, für welche Partie der Hof sich erklären

werde. Es war bisher manchmal so wunderseltsam zugegangen, bis eine gewisse Meinung das Gepräge der Orthodoxie erhalten. Durch hundertjährige Erfahrungen hatte man gelernt, daß die Beantwortung einer solchen Frage immer nur eine neue Frage nach sich ziehe, wo sollte dann endlich die Gränze seyn, bei welcher menschlicher Fürwitz stehen bleiben würde? Selbst der Römische Bischof war dießmal schüchtern und so sehr er von den Scythischen Mönchen behelligt wurde, so bestand er darauf, ihnen keine entscheidende Antwort zu geben. Wie er sich alsdenn doch endlich eine Antwort abnöthigen ließ, so traf er gerade eine ungeschickte.

Der Römische Bischof Hormisdas erklärte nehmlich die Lehre der Scythischen Mönche für giftig und ketzerisch: seine Nachfolger mußten ihn der Unwahrheit strafen, denn Justinian ließ den Satz der Scythischen Mönche auf der Constantinopli- 553
schen Synode für orthodox erklären.

Einem weisen Alten entleidet sonst nichts mehr als theologische Polemik, aber der bald achtzigjährige Justinian fieng kurz vor seinem Ende *noch eine neue* Streitfrage auf, und man sah keiner geringeren Verwirrung entgegen, als diejenige war, welche aus dem Dreicapitelstreit entsprungen. Unter andern Fragen nehmlich, über welche sich die Monophysiten unter einander theilten, war keine der geringsten, ob Christus bei langem Mangel an Speise hungern *mußte*, oder ob er bloß deswegen hungerte, weil er hungern *wollte* (Phthartolatrae, Aphthartodocetae). Durch einen unglücklichen Zufall erfuhr Justinian, daß die Theologen über diesen Punct disputirten. Er war sogleich entschlossen zu befehlen, daß man künftighin im Römischen Reich glauben solle, Christus habe nie gehungert, als wenn er habe hungern wollen. Wer weiß wie viel Glaubensartikel Justinian aus kaiserlicher Machtvollkommen-

heit noch befohlen hätte, wenn er nicht gleich das folgende
565 Jahr gestorben wäre.

§. 39.

Partien der Monophysiten. Entstehung einer eigenen Kirche derselben.

Während daß die Chalcedoniten von einer Trübsal in die andere getrieben wurden, so theilten sich die Monophysiten in eine Menge kleiner Partien, welche oft die Spitzfindigkeiten in Fragen und in geschraubten Antworten bis aufs äußerste trieben. Man war z. B. einigermaßen mit einander übereingekommen, daß der Mensch Jesus, ungeachtet seiner Vereinigung mit dem Logos, doch alle menschliche Schwachheiten gehabt habe, deren Ursache nicht gerade in der Sünde liege, daß er gehungert, gedürstet, aus Mattigkeit geschlafen habe. Wenn es so ist, schlossen einige weiter, so muß er auch wie andere Menschen manches nicht gewußt haben, denn Eingeschränktheit der Kenntnisse gehört eben so gut zu den unsündlichen menschlichen Schwachheiten als Nothwendigkeit des Schlafs, des Essens und Trinkens (Agnoeten). Auch über dieser Frage theilten sie sich zu Alexandrien und Constantinopel in große Partien, und ein Grammatiker der erstern Stadt, Johann Philoponus, brachte die Verwirrung vollends aufs höchste. Er glaubte solche Begriffe für die Lehre der Dreieinigkeit gefunden zu haben, daß die Monophysiten mit Hülfe derselben alle Einwürfe der Orthodoxen beantworten könnten. Er war ganz in Aristotelische Terminologien versunken, hatte von allen den Worten (Natur, Wesen, Person), deren Bedeutung bisher so oft das Kriegszeichen gewesen war, gar keine deutlichhistorischen Begriffe; er sprach, wie wenn er drei Götter annehme, und wollte noch durchaus kein Tritheit seyn. Selbst unter seiner eigenen Partie fand er zwar nicht viel Beifall, doch war es immer wieder eine neu-

entstandene Frage, die hier um so gefährlicher war, da sie sich in eine seit langer Zeit ruhig gelassene Lehre hineinzog.

Die Monophysiten waren durch den philosophischen und theologischen Partiegeist, der sie so mannichfaltig entzweite, der unglücklichen Epoche schon sehr nahe gekommen, daß sie sich verloren hätten, wie sich ein in hundert Arme zertheilter Strom im Sande verliert. Es war kein Gefühl eines gemeinschaftlichen Interesse mehr da. Der Haß zwischen den verschiedenen monophysitischen Secten war fast eben so groß als die Feindschaft zwischen den Monophysiten und Chalcedoniten, und dieser innerliche Krieg war gerade zu Alexandrien, dem Hauptsitz der ganzen Partie, am heftigsten!

Justinian benutzte diesen Vortheil, und suchte durch Verfolgungen zu Stande zu bringen, was er durch Liebe nicht hatte erhalten können. Bisher war Alexandrien noch immer Zufluchtsort der Monophysiten gewesen. Auch dort fieng nun Justinian an, sie heimzusuchen. Sie verloren durch die Verfolgungen den größten Theil ihrer Bischöfe, und das Mittel der Flucht in einen benachbarten Staat, wodurch sich die so genannten Nestorianer gerettet hatten, war für sie gänzlich unbrauchbar. Wohin fliehen, da eben diese Chaldäischen Christen, ihre erklärtesten Gegner, jenseits des Euphrats die herrschende Kirche waren?

In dieser unglücklichen Periode that ein Mönch, Jakob Baradäus, den Monophysiten eben denselben Dienst, welchen Barsumas den Chaldäischen Christen geleistet hatte. Der Enthusiast eilte von einer Provinz des Orients in die andere, durchzog Aegypten, Syrien, Mesopotamien, Armenien, ordinirte seiner Partie eine große Menge Bischöfe, und stiftete für dieselbe endlich auch ein eigenes Patriarchat zu Antiochien. Jetzt war die Trennung der Monophysiten von der herrschen-

den Kirche gleichsam auf ewig vollendet. Sie hatten nun ihre eigene ganz für sich bestehende Hierarchie. Sie breiteten sich, nachdem diese ganz eingerichtet war, in Syrien, Mesopotamien, Armenien, Aegypten, Nubien und Abyssinien immer mehr aus. Ihrer wurden im Orient so viele, daß der Patriarch von Antiochien nicht mehr alle regieren konnte, es entstand deswegen in folgenden Zeiten an den Gränzen von Armenien ein eigener Primas zu Tagrit. Auch die Araber, als sie im siebten Jahrhundert alle erstgenannte Provinzen überschwemmten, waren einer solchen Christenpartie sehr günstig, welche durch ihr eigenes Religionsinteresse von den Christen des Byzantinischen Reichs getrennt wurde.

So hatte sich also die Christliche Kirche am Ende des sechsten Jahrhunderts in drei große Haufen getheilt, deren Unterscheidungszeichen anfangs theils auf Mißverständniß, theils auf verschiedenem theologischem Sprachgebrauch beruhte. Nachdem jeder dieser Haufen ein Paar Jahrhunderte lang seine eigene Schicksale erlitten, seinen eigenen Weg der Bildung gegangen war, so sahen sie sich freilich unter einander so unähnlich, daß man kaum noch ehemalige Brüder an ihnen wahrnehmen zu können glaubte.

§. 40.

Folgen dieser Controversien für die ganze Theologie.

Bei allen diesen theologischen Controversien, welche nun seit dem Jahr 431 bis zu Ende des sechsten Jahrhunderts mit so vielem stets neu aufflammendem Eifer geführt wurden, war nur das wenigste, daß dadurch einige neue Bestimmungen in die Dogmatik kamen: aber die Art, wie gestritten worden war, gab der ganzen theologischen Denkungsart dieses Zeitalters eine besondere Richtung, und brachte gewisse theologische Moden auf, welche leider nicht die Wandelbarkeit der Moden hatten,

sondern unauslöschlich tief dem menschlichen Geiste sich ein=drückten. Zwar schon vor der Nicäischen und Ephesischen Synode hatte man immer sehr darauf gesehen, nichts anders zu denken noch zu sprechen, als Väter und Vorväter gedacht und gesprochen hatten. Die Entscheidungen der Synoden wurden stets für etwas verehrungswürdiges gehalten, und ungeachtet der sichtbaren Widersprüche, welche sich zwischen denselben befanden, auf das heiligste befolgt: aber es blieb dabei doch immer eine gewisse Freiheit, weil die Väter von manchen Sachen gar nicht geschrieben oder wenigstens verschieden sich ausgedrückt hatten. Jetzt gewöhnte man sich in den Arianischen und Monophysitischen Streitigkeiten immer mehr, nicht sowohl aus der Bibel seinen Gegner zu wider=legen, aus der Bibel seine Meinung zu behaupten, als viel=mehr Stellen der Kirchenväter zusammenzuraffen und zu zei=gen, daß diese gewissen Ausdrücken sich widersetzt, gewisse Ausdrücke gebilligt hätten. Hieraus entsprang ein Proceß ins Unendliche, der sich drehen ließ, wie man wollte, weil es immer gewisse Stellen der Kirchenväter gab, aus welchen man seine Meinung beweisen konnte. Die Bibel wurde da=bei nach und nach ganz vergessen, und da selbst auch die Exegese Tradition war, so nützte ihr Gebrauch nur wenig.

Hielt man aber schon Meinungen einzelner Väter so heilig, so mußte die allgemeine tiefe Verehrung der Aussprüche der großen Synoden noch höher steigen. Diese galten als Stimme der ganzen Kirche ihres Zeitalters. Es war allge=meiner Wetteifer der verschiedenen Partien, in keinem Punct von dem abzuweichen, was auf der Nicäischen Synode aus=gemacht worden war, und wie in der Folge durch die Ephe=sische und Chalcedonische Synoden immer ein neuer Zank=apfel in die Mitte geworfen wurde, so glaubte man von dem

Verdacht des so genannten Nestorianismus nicht besser frei werden zu können, als wenn man für die Ephesische Synode sehr eifrig stritt, und wer nicht die Chalcedonische Synode recht apotheosirte, der war als Monophysite verdächtig.

Eine zweite nothwendige Folge dieser Zänkereien war Einmengung der Philosophie in die Theologie. Die Monophysitischen Streitigkeiten liefen so sehr in die feinsten Unterscheidungen und spitzfindigsten Terminologien hinein, daß Aristotelische Philosophie ganz unentbehrlich wurde. So verlor die Christliche Glaubenslehre ihre Einfalt und sorglose Unschuld, und war im sechsten Jahrhundert für das Herz des Menschen weit nicht mehr dasjenige, was sie im dritten Jahrhundert gewesen. Auf den theologischen Streitfragen von einer oder zwei Naturen beruhte im Orient selbst die Summe der Volksreligion. Weil Nestorius Anfangs Anstand genommen hatte, den Namen Gottesgebährerinn ganz unbestimmt zu gebrauchen, so beeiferten sich alle in die Wette die Maria recht zu erheben. Der Monophysit that es kraft der Hypothesen seines Systems, und der Orthodoxe, um nicht Ketzer zu scheinen. So wurde Religion und Theologie im Orient ein elendes Gewebe von Aberglauben und sectirischer Grübelei. Um Bestimmungen der Heilsordnung bekümmerte sich der Orientaler fast gar nicht, die größten wichtigsten Religionswahrheiten wurden unter einem Schwall von Spitzfindigkeiten und Albernheiten erstickt. Wer sollt' es glauben, daß Mahomed, der Betrüger, eine bessere Religion aus seiner Arabischen Wüste hervorbrachte, als die damalige Christliche war?

§. 41.

Pelagianische Streitigkeiten.

In die Occidentalischen Kirchen waren nun zwar alle

diese Streitigkeiten weit nicht so sehr eingedrungen, der Bischof von Rom nahm wohl an den meisten innigsten Antheil, aber die wenig beträchtlicheren Kirchen und noch mehr das Volk erfuhr wenig davon, selbst die Sprache schien nicht den Reichthum und die Biegsamkeit zu haben, um an solchen Spitzfindigkeiten Theil nehmen zu können. Durch den Einbruch der barbarischen Völker war auch der Klerus größtentheils in eine tiefe Unwissenheit versunken, er hatte sich seiner Existenz zu erwehren, wie konnt' er an Gelehrsamkeit und Ausbreitung theologischer Kenntnisse denken? Aber noch ehe diese traurige Periode erschien, brach doch auch im Occident eine Glaubensstreitigkeit aus, welche zwar nicht dadurch merkwürdig wurde, daß sie zu Entstehung einer besondern Christenpartie Veranlassung gab, aber auf unsere gegenwärtige Dogmatik einen viel tiefdringendern Einfluß hatte, als Nestorianische und monophysitische Zwistigkeiten.

Pelagius ein frommer Mönch aus Britannien, auch nach dem Maaß seines Zeitalters gelehrt, denn er verstand Griechisch, war über den tiefen Verfall der Frömmigkeit seiner Zeiten äußerst betrübt, und eiferte mit allem Ernst für das praktische Christenthum. Er drang in seiner Vorstellung beständig darauf, wie es allein bei dem Menschen stehe, fromm zu werden. So predigte er lange Zeit in Rom, und Niemand erinnerte dagegen. Als Alarich Rom auf das grau- 409
samste verwüstete, so flogen Pelagius und sein Freund Cälestius nach Afrika herüber, und da der letztere einen Platz unter den Aeltesten der Kirche zu Karthago suchte, so machte er sich wahrscheinlich dadurch einen Diakonus Paulin zum Feinde, der ihn bei dem Bischof als einen Ketzer angab, welcher nicht richtige Begriffe von den Gnadenwirkungen habe. Man hielt über den Fremdling Synode, er wurde verurtheilt.

412 Pelagius war, noch ehe diese Händel ausbrachen, nach Palästina abgegangen, und fand dort vielen Beifall, weil die Morgenländischen Bischöfe in der Lehre von der Gnade schon vorher ihm ähnlicher dachten als die Abendländischen. Augustin aber, der schon über sechzehn Jahre das Orakel der Afrikanischen Kirche gewesen, sobald er von dieser neuen Ketzerei hörte, und vernahm, daß der Hauptketzer schon nach Palästina gegangen sey, schickte gleich einen Freund hin, der die Bischöfe auf den verdächtigen Mann aufmerksam machen sollte, und hetzte dem Ketzer einen Mönch auf den Hals, der an Fertigkeit und Grobheit im Polemisiren nicht leicht seines Gleichen gehabt haben mag. Leider war dieser Mönch Hieronymus ein Mann, dem es gewiß an Genie und Kenntnissen nicht fehlte, desto mehr aber an Mäßigung und kaltblütigem Urtheil, besonders wenn von Orthodoxie oder Heterodoxie die Rede war. Ungeachtet aber Augustin alles im Orient für sich zu gewinnen suchte, so schien doch Pelagius zu siegen. Die Afrikaner suchten deswegen den Römischen Bischof in die Partie zu ziehen. Bald gelang es, bald mißlang es; denn Cälestius wußte durch zweideutige Glaubensbekenntnisse den untrüglichen Bischof zu täuschen. Noch war also eine einzige Maschine übrig, die man spielen lassen konnte. Augustin galt alles bei dem Gouverneur in Afrika, und hatte auch zu Constantinopel ein außerordentlich großen Namen. Bloß also auf seinen Namen hin wurden sehr strenge Gesetze gegen die Pelagianer gegeben; sobald aber der kaiserliche Hof Strafgesetze gegeben hatte, so vereinigte sich alles gegen dieselbe.

Pelagius und seine Partie, so weit sie miteinander übereinkamen, scheinen der Meinung gewesen zu seyn, daß wir durch Adams Fall gar nichts verloren hätten, daß der Tod ganz natürliche Einrichtung der menschlichen Natur sey, daß

es ganz in unsern Kräften stehe, durch Befolgung der Gebote Jesu Christi ewig selig zu werden. Augustin, besonders beim Polemisiren sehr zum Ueberspannen geneigt, schloß bei dem Werk der Bekehrung und Beglückung der Menschen so sehr alle Selbstthätigkeit derselben aus, daß er alles auf einen unbedingten Rathschluß Gottes gründete, und einige seiner Anhänger in Afrika und Frankreich, giengen noch einen Schritt weiter, und behaupteten, daß der Mensch nicht nur zur Seligkeit und Verdammung, sondern auch zu Tugend und Laster prädestinirt sey.

So übertriebene Sätze mußten nothwendig Widerspruch finden, und die Occidentalische Kirche war in allzuhäufiger Verbindung mit der Orientalischen, als daß sich nicht die aufgeklärteren Begriffe der letztern auch der erstern hätten mittheilen sollen. Es erhob sich eine gewisse Partie, der das mittlere Zeitalter den Namen Semipelagianer gab, die nicht ganz alle unmittelbare Wirkung Gottes auf die Seele des Menschen läugnete, aber sie nicht als unentbehrlich nothwendig, sondern als Erleichterungsmittel für unsere Bekehrung ansah. Der Hauptschauplatz dieser Streitigkeiten war Gallien, und vorzüglich Mönche waren es, welche den Semipelagianischen Meinungen beitraten. Die Hülfe des Bischofs von Rom entschied aber auch hier den Sieg der Augustinischen Partie, und da einmal die Sache des Augustin zur Sache des Römischen Bischofs gemacht war, so verschaffte das immer steigende Ansehen des Römischen Bischofs auch dem dogmatischen Credit des Augustin eine beständige Fortdauer.

Ueberdieß hatte die Gegenpartie keinen Schriftsteller, der so feurig, und unerschöpflich, und so voll des lebhaftesten Witzes gewesen wäre, als er, und da die Welt von jeher auch

übertäubt werden konnte, so behaupteten sich die Meinungen des fruchtbareren Schriftstellers. Die Lateinische Hermeneutik dieser Zeitalter mußte sie noch mehr begünstigen, und man hatte bei Augustin immer den Vortheil, Prädestination und Semipelagianismus aus ihm erweisen zu können, denn wenige Schriftsteller sind sich so ungleich wie er, und zeigen in ihren Schriften ein so unverkennbares Gepräge der Zeit und Veranlassung, bei welcher sie geschrieben wurden.

Außer den Pelagianern kämpfte Augustin mit Manichäern und Donatisten. Diese zwei Partien waren zu seiner Zeit in Afrika sehr mächtig, und der Eifer gegen die erstere drang ihn um so stärker, da er selbst ehmals ein Manichäer gewesen war.

§. 42.

Priscillianisten.

Der Manichäismus, oder die Lehre von zwei Grundwesen, einem guten und bösen, und die gewöhnlich damit verbundene Moral hatten sich besonders im vierten Jahrhundert im Occident gar sehr ausgebreitet. Die Kaiser wütheten mit Verfolgungsgesetzen gegen die Anhänger desselben, und diesen Verfolgungen zu entgehen, änderten die Manichäer ihre Namen, was sie meistens auch ohne Betrug beinahe thun mußten, wenn sie sich etwa von einem neuen vorzüglichen Anführer benannten.

So die Priscillianisten in Spanien. Ein berühmter Spanischer Bischof Priscillian ließ sich von einem Aegyptier Markus zur Annahme der Manichäischen Hypothesen verleiten: sein Beispiel schien sehr gefährlich, weil er sonst ein Mann von großen Talenten und großem Ansehen war. Zuerst vertrieb man ihn mit seinen Anhängern aus Spanien, und wie er sich auf seiner Flucht durch Gallien auch dort

Anhänger machte, überdieß zu Rom einige Hülfe vom Kaiser zu erhalten wußte, so brachten es endlich die Bischöfe dahin, daß man zu Trier eine sehr scharfe Untersuchung gegen 385
dieselbe anstellte, und sie zum Tode verurtheilte. Das erste Beispiel, daß ein Mann sterben mußte, weil er ein Ketzer war, und damals ein noch so befremdendes Beispiel, daß manche Bischöfe mit Christlichem Nachdruck dagegen protestirten. Noch bis ins sechste Jahrhundert erhielt sich diese Partie in Spanien, und nur die Eroberung der Araber oder vielleicht die mehr als ein Jahrhundert frühere Bekehrung des Arianischen Königs Reccared verursachte den gänzlichen Untergang derselben.

§. 43.

Geschichte der Donatisten in dieser Periode.

Die Donatisten, diese nach ihrer ganzen Entstehung völlig locale Secte für Afrika, hatten schon vor der Nicäischen Synode in ihren Streitigkeiten gegen die Katholiken kraft wiederholter kaiserlicher Edicte völlig verloren. Doch breiteten sie sich unaufhaltbar in allen Gemeinden von Afrika aus. Ihr Fanatismus wurde durch die erlittenen Verfolgungen nur noch mehr entzündet, weil er ganz der Fanatismus eines rasenden Haufens war, der die schröcklichsten Gewaltthätigkeiten gegen die große Kirche verübte.

Als Constantin nach seines Vaters Tode Afrika zum Regierungsantheil bekam, so gab er sich Mühe, die Partien 337
mit einander auszusöhnen. Er schickte ein Paar Gesandte nach Afrika, die zugleich den Auftrag hatten, im Namen des Kaisers Almosen unter das Volk auszutheilen, oder unter einem frommen Vorwand einen großen Haufen Pöbels erkaufen sollten. Die Donatistischen Bischöfe verboten den Ihrigen aufs äußerste, diese schändlichen Almosen anzunehmen,

und wurden endlich so hitzig, daß sie die Circumcellionen zu Hülfe riefen.

Diese letztere waren ein Schwarm fanatisch rasender Bauern, welche, nur mit dem Unterschied eines rasenden Teutschen und eines rasenden Afrikaners, fast ganz eben die Rolle spielten, welche unsere Teutsche Bauren zur Zeit der Reformation zu spielen Lust hatten. Die kaiserlichen Gesandten, welche von dem Gouverneur in Afrika Hülfe erhielten, waren endlich so glücklich, die Donatisten sammt ihren Bundesgenossen in einer offenen Feldschlacht zu überwinden. Dreizehn Jahre lang waren nun diese unglückliche Schismatiker ein Schlachtopfer ihrer aufgebrachten Gegner. Keine Grausamkeit ist, welche nicht an ihnen verübt worden wäre, aber auch keine Grausamkeit, welche sie nicht an ihren Gegnern verübten, da sie unter Julian wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen durften. Sie machten sich trotz aller kaiserlichen Gesetze so mächtig, daß sie zu Ende des vierten Jahrhunderts über vierhundert Bischöfe zählen konnten.

Doch bald war diese Zeit ihres höchsten Flors vorüber. Mit den letzten Jahren des vierten Jahrhunderts trat Augustin auf, der gegen sie schrieb und disputirte, mit seiner Thätigkeit ganze Synoden belebte, den kaiserlichen Hof zu Strafgesetzen bewog, und den Gouverneur von Afrika zu Beobachtung derselben ermunterte. Es war, als ob er es für Bestimmung seines Lebens gehalten hätte, die Donatisten zu vertilgen, und sein Eifer traf gerade den rechten Zeitpunkt, da die Donatisten selbst unter sich in Partien getheilt waren.

Eine der wichtigsten Begebenheiten dieser Augustinschen Periode war das feierliche Religionsgespräch, welches in Ge-
411 genwart eines kaiserlichen Ministers Marcellin zu Karthago

zwischen beiden Partien gehalten wurde. Zweihundert sechs und achtzig katholische Bischöfe, nebst einer fast ganz gleichen Anzahl Donatistischer Bischöfe erschienen zusammen. Drei Tage lang dauerte die Dispüte. Die katholischen waren gelehrter und bescheidener als die Donatisten, und die Sentenz des Ministers war ihnen günstig. Die Prostitution, welche die Schismatiker bei dieser Gelegenheit erlitten, schien ihrer ganzen Macht äußerst nachtheilig zu werden, sie nahmen seit dieser Zeit beständig ab, doch unter der Regierung der Vandalen erholten sie sich wieder ein wenig, oder diese Zwischenzeit machte vielmehr nur, daß ihr Untergang langsamer erfolgte.

Man kann nicht leicht bei einer Partie so deutlich als bei den Donatisten sehen, wie sich ihre Begriffe während dem Disputiren mit ihren Gegnern nach und nach mehr erweitert und bestimmt haben. Man fieng von dem einfachen unbedeutend scheinenden Satz an, der kann kein rechter Bischof seyn, den ein Traditor ordinirt hat. Man schritt weiter fort, und fragte überhaupt, was Kennzeichen der wahren Kirche seyen. Die katholische Partie behauptete, wahre Kirche sey die, welche den größten Umfang von Ländern und Völkern begreife: die Donatisten glaubten es bloß von derjenigen, in welcher keine grobe ärgerliche Sünder geduldet würden. Beide Theile kamen mit einander überein, daß es nur eine wahre Kirche gebe, d. i. nur eine gewisse äußere Gesellschaft, in deren Verbindung man hoffen könne, selig zu werden, in welcher die Sacramente so ausgetheilt würden, daß man den heiligen Geist durch dieselbe empfange.

So bildete sich unter diesen Streitigkeiten der Artikel von der Kirche in diejenige Form, welche er noch großentheils gegenwärtig in der Römischkatholischen Dogmatik hat. Fast

schienen jetzt, die Sache nach den häufigsten gewöhnlichsten Deutungen betrachtet, der Verfolgungsgeist und die Intoleranz in der Dogmatik ihre eigene beurkundende Paragraphen zu erhalten. Wie viel Schaden richtet nicht oft ein einziger Schriftsteller in der Welt an! Augustin war herrschender Schriftsteller und Hauptlectüre des mittlern Zeitalters. Aus ihm nahm man damals die ganze Lehrform des Artikels von der Kirche, also auch alle diejenigen verabscheuungswürdigen Grundsätze in Behandlung der Ketzer, welche er, hingerissen vom Eifer, oft härter ausgedrückt als wirklich ganz im Sinne gehabt haben mag.

§. 44.

Origenische Streitigkeiten.

Bei allen bisher erzählten Streitigkeiten war die Bewegung nur durch verschiedene Vorstellungsarten eines gewissen einzelnen Glaubenspuncts verursacht oder befördert worden; ausgebreiteter aber ist der Streit, welcher aus der Origenischen Theologie entsprang. Origenes hatte gesucht, der Theologie seiner Zeiten mehr Verfeinerung und philosophischen Anstrich zu geben, und dieser philosophische Anstrich war freilich nur für seine Zeiten, aber wie konnt' es auch anders seyn? Doch selbst schon dieses war einem großen Theil homiletischgewöhnter Theologen höchst ärgerlich, und ihr Haß gegen Origenes erhielt einen guten Vorwand, da sich die Arianer auf die Schriften desselben häufig beriefen. Doch mußte aber noch ein Stoß von außen hinzukommen, wenn aus einer bloß verschiedenen Werthschätzung der Schriften eines längst verstorbenen Theologen eine eigentliche Streitigkeit entstehen sollte.

Epiphanius, ein Bischof aus Cypern, schwacher Einsichten aber wilden Eifers, gab diese äußere Veranlassung.

Er war dem Bischof von Jerusalem Johannes einem bekannten Origenisten ohnehin nicht hold, predigte und eiferte also gegen ihn als einen Ketzer, und zog durch sein Geschrei für Orthodoxie auch den Hieronymus in seine Partie, der sich für nichts so sehr fürchtete als für den Ketzernamen. Hieronymus Schriften gegen den Rufinus, den lateinischen Uebersetzer einiger Schriften des Origenes, werden schwerlich jemals an Ungezogenheit übertroffen werden. Hier blieb es aber doch nur bei persönlichen Grobheiten zweier Gelehrten gegen einander: zu Alexandrien kam's zum Handgemenge.

Der Bischof von Alexandrien Theophilus hatte mit den scetensischen Mönchen vielerlei Verdrüßlichkeiten, und weil er ihnen nicht besser beikommen konnte, als wenn er sie in den Verdacht einer Ketzerei brachte, so bestrafte auch er sie 399
wegen ihrer Liebe zu den Schriften des Origenes, hielt Synode über der Sache, und exequirte selbst mit bewaffneter Hand das Anathem derselben. Den Mönchen war zuletzt nichts übrig als Flucht nach Constantinopel. Chrysostomus aber, damals Bischof von Constantinopel, warf sich zwar nicht zum Richter auf zwischen dem Bischof und den Mönchen, sondern er machte gewissenhaft den Neutralen und Mitleidigen. Nun war aber ohnedieß damals am kaiserlichen Hof alles über den redlichen Chrysostomus wegen seiner scharfen Predigten schon vorher unzufrieden. Theophilus und die Kaiserinn Eudoxia, erklärte Gegnerinn des Bischofs, fanden sich also gleich zusammen, und so sehr sich das Volk zu Constantinopel für seinen geliebten Homileten wehrte, so mußt' er doch endlich, durch eine zweimalige Synode besonders auch wegen seiner Liebe zum Origenes verurtheilt, auf eine elende Art im Exil sterben. Die Origenisten zu Alexandrien und Constantinopel, in ihrer Ruhe so sehr gestört,

setzten sich vorzüglich in Palästina, und die Mönche, unter welchen Haß und Liebe zu dem Origenes vorzüglich herrschend waren, lieferten einander ordentliche Schlachten. Das Edict Justinians, worinnen er die Origenisten verurtheilte, machte zwar den Streitigkeiten noch nicht völliges Ende, aber schwächte doch den kriegerischen Eifer der Origenischen Partie.

§. 45.

Veränderungen der Theologie, welche nicht aus Controversien entstanden.

So stritt man über den Werth einzelner Lehrsätze und Meinungen, und alles hieng von der Richtung ab, welche die Speculationen und der Eifer der Menschen durch äußere Veranlassungen bekamen. Indeß man aber hier mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit auf jede kleine Abweichung von orthodox herkommlichen Ausdrücken acht hatte, so schlichen sich in die wichtigsten Theile der praktischen Religion, die gefährlichsten Irrthümer ein, und erhielten nach und nach ein gewisses Gewohnheitsrecht, das viel gefährlicher und unverletzlicher war, als alles was auf Synoden ausgemacht wurde.

Die Verehrung der Märtyrer, das Possenspiel mit den Reliquien, ein gewisser frommer Ceremonienschnitt des äußern Gottesdiensts wurden immer höher getrieben. Nicht nur Verdienstlichkeit guter Werke überhaupt, sondern meist gerade solcher, welche den mönchischen Gesinnungen dieses Zeitalters recht angemessen waren, galt beinah als entschiedener Glaubensartikel. Fasten und ehelos leben, war ein vorzüglicher Grad der Heiligkeit, und zu seinem großen Verdruß mußte besonders der Klerus diese Gesetze der Frömmigkeit sich einschärfen lassen.

Hie und da standen wohl ein Paar Mißvergnügte auf,

welche überhaupt gegen alle diese Begriffe mönchischer Frömmigkeit als gegen Aberglauben eiferten: doch ihr Widerspruch machte kaum einiges Aufsehen. Das ganze Zeitalter hatte sich einmal entschieden, und die einmal zu Axiomen des gesunden Menschenverstandes erhobene Schwärmereien hatten in alle Theile der damaligen Sitten und Verfassungen einen so großen Einfluß, daß der Widerspruch nur etlicher Männer keine Revolution bewirken konnte.

Jovinian, ein Italiänischer Mönch ungefähr zu Ende des vierten Jahrhunderts, behauptete, es liege in Rücksicht auf ewige Seligkeit gar nichts daran, ob man verheurathet, oder ledig sey, überhaupt hange der Grad unserer Seligkeit von der Verdienstlichkeit guter Werke gar nicht ab. Sie hielten nicht nur eine Synode gegen den armen Mönch, und Hieronymus that ihm vollends noch im Grab alle die Schmach an, welche ein Ketzer erwarten mußte.

In Syrien sammelte sich ein frommer Mann, Namens Audius, einen eigenen Haufen. Er hatte sich gegen das gottlose Leben der Bischöfe fast zu Tode geeifert, und weil man ihm seinen Eifer mit der härtesten Begegnung lohnte, so trennte er sich endlich ganz von der Kirche, gieng unter die Gothen, und pflanzte dort für seine Separatisten eine eigene Gemeinde.

Der aufgeklärteste unter allen diesen Mißvergnügten scheint ein Spanischer Aeltester Vigilantius gewesen zu seyn. Auf seinen Reisen nach Palästina und Aegypten hatte er das Christenthum seines Zeitalters auch in diesen Ländern kennen gelernt, schrieb bei seiner Rückkunft gegen den Aberglauben seiner Zeiten, lachte über die, den Märtyrern bewiesene, Verehrung, über die Wunder und über das Brennen der Wachslichter bei den Gräbern derselben, über das ewige

Wallfahrten, Fasten und Ehelosleben. Hieronymus wußte ihn zum Stillschweigen zu bringen, denn er mißhandelte ihn wie den Rufin und Jovinian.

§. 46.

Veränderungen der Lehre von der Taufe und vom Abendmahl.

Bei so sehr verschlimmerten Begriffen der Menschen mußte sich nothwendig auch das ganze Aeußere des Gottesdiensts ändern, und nirgends war dieser Einfluß sichtbarer als bei den zwei feierlichsten Religionshandlungen, der Taufe und dem Abendmahl. Man war in der vorigen Periode gar nicht voreilig mit dem Taufen gewesen. Kindertaufe vorzüglich so wie wir sie gegenwärtig haben, war gewiß nicht allgemeine Christensitte. Auch bei Alten hatte man sich gar nicht mit der Taufe beeilt, man glaubte sogar Vortheil davon zu haben, wenn sie fast bis auf den Augenblik des Todes verschoben wurde. Mit dem Fortgang der gegenwärtigen Periode aber wurde das alles, besonders im Occident, ganz anders. Sobald sich Chlodovåus entschlossen ein Christ zu werden, so mußte er sich sogleich ohne langfortdaurenden vorhergehenden Unterricht taufen lassen. Es war, als ob man diese öffentliche feierliche Handlung als Mittel brauchen wollte, ihn bei dem Christenthum desto fester zu halten. Ein großer Theil der neubekehrten Occidentalischen Christen genoß vor der Taufe fast gar keinen Unterricht, man schien zu glauben, daß es mit dem Christ werden keine Noth haben könne, wenn nur erst die Taufe geschehen sey. Wegen der Taufgebräuche selbst, und besonders der Tauffermel läßt sich zwar wegen Verschiedenheit der Länder und wegen der schnellen Abwechslung solcher Gebräuche gar nichts allgemeines sagen, aber die rührende Einfalt der vorigen Zeiten, war überall auch

hier verloren. Doch neigte sich nicht alles so sehr zur Verschlimmerung als bei der Begehung des Abendmahls.

Es war nehmlich jetzt nicht mehr gewöhnlich, daß bei jeder Zusammenkunft der Glaubigen das Abendmahl von allen genossen wurde, man fieng an, etwa nur des Sonntags Abendmahl zu halten. Der Altar wurde in einer gewissen Entfernung mit Schranken umgeben, innerhalb welche kein Laie sich wagen durfte. So nahe am Altar genoß nur der Klerus das Sacrament, den Laien wurde es von den Presbytern gebracht. Die Gebetsformel bei der Consecration war vorgeschrieben, und nicht mehr freie Andacht des Priesters. Kaum zwanzig Jahre nachdem das Christenthum herrschend geworden war, mußte schon Synodalverordnung (Can. Antioch. II.) gemacht werden, daß man in der Kirche auch bei dem Gebet und bei dem Genuß des Abendmahls zu bleiben habe, und zu Anfang des sechsten Jahrhunderts war es wenigstens in Gallien nothwendig, Gesetze zu machen, daß doch jeder Christ, an Weihenachten, Ostern und Pfingsten das Abendmahl genießen solle.

Es war, als ob die vielen Oblationen den Christen beschwerlich geworden wären, und überhaupt zog sich das Volk immer mehr von dieser Religionshandlung zurück, je mysterieuser nach und nach die Begriffe von derselben wurden, und je mehr man ihr nach und nach die Gestalt eines Opfers gegeben. Weil man aus der Handlung des heiligen Abendmahls vor den Katechumenen ein Geheimniß machte, so gewöhnte man sich an dunkle, feierlich nichtssagende Ausdrücke. Verwandlung des Brods und des Weins in Leib und Blut Christi wurde zwar von niemand geglaubt, aber die Kirchenväter hatten doch, wenn sie davon sprachen, eine so bunte Phraseologie, daß man ihnen wohl alle Ehre an-

thut, wenn man vermuthet, sie hätten sich selbst nicht verstanden. Man gab dieser Religionshandlung keine Benennung mehr, wodurch ihre ganze Absicht und völlige Beschaffenheit ausgedrückt worden wäre. Im Occident erscheint nun schon, besonders im sechsten Jahrhundert, das Wort missa, in seiner engsten Bedeutung vom Abendmahl allein genommen. Wie unschuldig war nicht der Ursprung dieses in der Folge so mißverstandenen und so mißbrauchten Worts!

§. 47.

Letztes Resultat der Geschichte dieser Periode.

Was hat denn also — alles gegen einander abgerechnet — der menschliche Verstand innerhalb der drei Jahrhunderte, deren Geschichte wir nun übersehen, an besserer Richtung oder an glücklicherem Fortgang gewonnen? trug auch Christliche Religion etwas zum Wohl des Ganzen bei, oder schränkte sich ihre Wirkung nur auf die Beglückung einzelner wenigen ein, welche auch aus der sehr verfälschten Religion immer noch für sich Nutzen zogen, wie man auch aus trüben Quellen den Durst löscht. Die Beantwortung dieser Fragen fällt anders für den Orient aus, als für den Occident.

Die ganze Verfassung der Orientalischen Kirche war so beschaffen, daß der menschliche Verstand nothwendig hier immer tiefer sinken mußte. Schwache Regenten; eine Verfassung bei Hof, wo kein großer Mann aufkommen konnte; Erschlaffung im Genuß der ekelhaftesten Wollüste; keine Philosophie, welche den Geist zum nützlichen Nachdenken hätte wecken können; sie war entweder bloß Aristotelische Terminologie, oder Neuplatonischer Fanatismus. Durch die Streitigkeiten, welche man über die Entwicklung einzelner Lehrpuncte führte, hätte zwar der menschliche Geist zum folgereichen Nachdenken, zur Zusammenfügung eines Systems ge-

wöhnt werden sollen, aber man wirbelte sich ewig auf dem Punct herum, auf den man einmal hingestoßen war, ohne an die angränzenden Stücke oder an das Ganze zu denken. Ueberdieß wurde Auctorität eines gewissen Satzes nie dadurch entschieden, daß die Wahrheit desselben von einem trefflichen Kopf nach allen ihren Gründen entwickelt worden wäre, sondern Gewaltthätigkeit eines mächtigern Bischofs oder Partiegeist eines gewissen kaiserlichen Ministers machte selbst auch den Sieg der Wahrheit zum bloßen Zufall. Die damalige Christliche Religion hatte wirklich auch an dem Zerfall des Orientalischen Kaiserthums großen Antheil. Jede neuentstandene Glaubensstreitigkeit weckte immer die heftigsten Staatserschütterungen. Die Mönche waren so furchtbar als weiland die Strelitzen in Rußland, und Muhämmed machte sich dadurch einen sehr gebahnten Weg zu seinen Eroberungen, daß er den mißvergnügten Partien Religionsfreiheit versicherte.

Im Occident aber schaffte die Christliche Religion den verschiedenen Staaten, in welchen sie herrschte, und den Nationen, welche dieselbe aufnahmen, den ausgebreitetsten Nutzen. Sie milderte allmälig die Sitten der rohkriegerischen Völker, welche sich in die Trümmern des Abendländischen Kaiserthums theilten. Sie erhielt bei dem allgemeinen Zerfall immer noch einige Aufklärung, einen Funken, der bald oder spät Luft gewinnen und zur lichten Flamme auflodern mußte. Sie verband Nationen unter einander, die sich vielleicht sonst, selbst bei zusammenstossenden Gränzen, kaum um einander bekümmert haben würden, und ohne sie wäre wohl der Occident, der vorher ein politisches Ganzes war, vielleicht zu ewig unwiederbringlichem Schaden der Menschheit in mehrere, völlig vereinzelte, Theile zerfallen. Die ganze

Beschaffenheit jener Zeiten scheint fast allzusehr außer unserem Gesichtskreis zu seyn, als daß wir das Wohlthätige der Asylen, den Nutzen eines so regelmäßig eingerichteten Priesterstandes, als der katholische ist, und die noch nie genug geschätzten Vortheile des ersten Occidentalischen Mönchswesens recht fühlen könnten.

N. C. Geb.	
325	Erste ökumenische Synode zu Nicäa. Arius verliert. Der Streit wegen der Zeit des Passah entschieden. Sichtbare Spur der großen hierarchischen Aristokratie.
337	Der kaum getaufte Constantin der große stirbt. Constantin. Constantius. Constans.
344	Synode zu Sardica; damals weniger merkwürdig, als durch neuere Verdrehungen ihrer Geschichte.
361	Julian wird Kaiser.
371	Athanasius und Lucifer werden endlich im Tode ruhig; zwei Männer, die mit ganz verschiedenen Mitteln und Fähigkeiten auf einen Zweck hinarbeiteten.
378	Damasus, endlich troß der Partie des Ursicinus Bischof von Rom, erhält vom Kaiser Valentinian ein wichtiges Privilegium. Auf Zuspruch des Damasus, macht sich Hieronymus um die lateinische Bibelübersetzung verdient.
381	Synode von Constantinopel. Erste Epoche der Macht des dasigen Bischofs. Macedonius verliert.
395	Arcadius und Honorius theilten das Reich. Bald darauf wird der thätige Augustin Bischof zu Hippon. Wehe den Donatisten!
400	Origenische Unruhen in Aegypten, und Gothen unter Alarichs Anführung in Italien.

N.C. Geb.

409 Alarichs Eroberung von Rom giebt entfernte Veranlassung zu den Pelagianischen Unruhen, welche zwei Jahre nachher zuerst zu Karthago ausbrechen.

412 Dem gewaltthätigen Theophilus folgt auf dem Alexandrinischen Bischofstuhl sein schändlicher Schwestersohn Cyrillus. Wie viel Uebels dieser Mann bis zu seinem Todesjahr 444 angerichtet hat!

418 Zosimus, der wankelmüthige Freund und Gegner der Pelagianer, stirbt. Entstehung des Spanisch-Westgothischen Reichs zu Toulouse.

420 Der Polemiker zu Bethlehem, Hieronymus, stirbt alt und lebenssatt. Dreizehn Jahre vorher war Chrysostomus zu seiner Ruhe eingegangen: aber Augustin hat den Hieronymus noch zehen Jahre überlebt.

430 Die Vandalen belagerten gerade Hippon, wie Augustin daselbst starb, der also das Einladungsschreiben von Constantinopel nicht mehr erhielt, daß er auf eine Synode nach Ephesus kommen solle, wo man untersuchen müsse, ob der Bischof von Constantinopel (Nestorius) oder der von Alexandrien (Cyrillus) ein Ketzer sey.

431 Schandscenen zu Ephesus. Von der Antialexandrinischen Partie höchst merkwürdig Theodoret, Bischof von Cypern und Ibas von Edessa. Den Lehrer Theodor von Mopsvest ließ man noch im Grabe ruhen.

432 Trüglicher Friede zwischen den Morgenländern und Cyrillus.

449 Räubersynode. Hengst und Horst, treulose Retter der bedrängten Britten.

451 Auf der Synode zu Chalcedon siegt Leo's dogmatischer Sprachgebrauch; aber der Bischof von Neurom bekommt zum großen Verdruß seines ältern Collegen

N.C. Geb.	
	einen sehr ansehnlichen Sprengel. Die Monophysiten oder die Alexandriner trennen sich voll Erbitterung von der katholischen Partie. Ob wohl dem Bischof Leo die Nachricht von der Schlacht bei Chalons so angenehm war als die von Chalcedon? Beide Freuden hat er doch noch zehen Jahre überlebt.
476	Der letzte Schatten eines Römischen Kaisers im Occident verschwindet. Odoacer der Heruler.
482	Henotikon des Kaisers Zeno.
493	Der große Theoderich Herr von Italien. Cassiodor. Boethius. Symmachus.
496	Der Sieg über die Allemannen bei Zülpich bekehrt den Fränkischen König Chlodowich. Der Römische Bischof Gelasius, der in diesem Jahr starb, war keiner der demüthigen friedfertigen Bischöfe.
502	Syn. Palmaris.
518	Kein geringer Vortheil für den Römischen Bischof, daß Justin auf den Constantinoplischen Thron kommt.
527	Justinian wird Selbsthalter. Dionys der Kleine war sein Zeitgenosse; denn er schrieb in der damals gährenden Streitigkeit der Scythischen Mönche.
528	Monte Caßino entsteht durch die Bemühungen Benedicts von Nursia. Einer der wohlthätigsten Männer für den Occident. Benedictinerorden.
534	Nur 95 Jahre sind die Vandalen Herren von Karthago. Gilimer von Belisar überwunden. Erneuerte Verbindung der orthodoxen Afrikaner mit Constantinopel.
540	Belisar macht seinen Kaiser auch zum Herrn von Italien. Die Römischen Bischöfe werden Unterthanen Justinians. Das Gothische Reich erhält sich zwar mühselig noch 13 Jahre.

N.C. Geb.	
545	Signal zum Dreicapitelstreit, bei welchem sich der wankelmüthige Bischof von Rom Vigilius prostituirt.
550	Jakob Baradäus.
553	Synode zu Constantinopel. Die Origenisten sind zwar hier nicht verdammt worden, aber Justinian hat seine kaiserliche Heterodoxie kanonisiren lassen.
565	Verlöscht mit Justinian der letzte schöne Schimmer des Orientalischen Kaiserthums.
568	Longobarden rücken in Italien ein.
582	Revolution in Ansehung der Pönitenzen im Orient. Wunderlicher Streit wegen dem ökumenischen Bischof.
589	Der Westgothische König Reccared tritt feierlich auf einer Synode zu Toledo zur katholischen Religion über.
590	Gregor der Große Bischof von Rom, der sechs Jahre nach seiner Stuhlbesteigung Missionarien nach England schickt.
610	Muhämmed fängt an berühmt zu werden.

Dritte Periode

von Muhámmed bis auf Gregor VII.

Muhámmed. Bonifacius unser Apostel. Rabanus Maurus. Päbstinn Johanna. Hildebrand.

Schriftsteller dieser Periode.

Die Conciliensammlungen, bei voriger Periode eine der Hauptquellen, sind besonders für die Geschichte der Glaubenslehre seit dem Ende des siebten Jahrhunderts immer weniger brauchbar, desto mehr läßt sich für die Geschichte der Hierarchie oder des Verhältnisses der Kirche zum Staat aus denselben lernen.

Seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts eröffnet sich eine ganz neue Quelle für die Abendländische Kirchengeschichte — Jahrbücher der Orden und vorzüglich des Benedictinerordens. Die neueste beste Ausgabe der Mabillonischen Annalen des letztern erschien zu Lucca von 1739 — 1745. Man muß damit verbinden Ebendesselben acta Sanctor. Ord. Bened. wovon neun Folianten (Venedig 1733) erschienen sind. Unter den verschiedenen Familien des Benedictinerordens ist die von Clugny für die Kirchengeschichte bei weitem die merkwürdigste. Auf sie muß man also bei Mabillon vorzüglich aufmerksam seyn.

Ein Buch, worin schon die reinen Resultate der Kirchengeschichte dieser Jahrhunderte enthalten wären, ist noch

nicht geschrieben. Wer ein solches Werk unternehmen wollte, müßte die Geschichte der verschiedenen Europäischen Reiche in dieser Periode erst sorgfältiger studiren, als von allen bisherigen Kirchenhistorikern geschehen ist. Durch die Lectüre von Hume und Schmids Geschichte der Teutschen wird man sich von manchen hier gewöhnlichen Vorurtheilen befreien; so wie S. Marc über die Geschichte von Italien manche allgemeine kirchenhistorische Aufklärung geben kann. Die gangbarsten Kirchengeschichtsbücher sind aus höchst sonderbaren Vorurtheilen in dem mittlern Zeitalter sehr dürftig; doch müssen Semlers selecta Capita ausgenommen werden.

Ge. Calixt hat eine besondere Kirchengeschichte des 8ten, 9ten und 10ten Jahrhunderts geschrieben. Im Jahre 1657 war aber gewiß noch nicht die Hälfte der Quellen bekannt, aus welchen man schöpfen muß.

Wer Geschichte des Pabstthums, dessen Entstehungsepoche in diese Zeiten fällt, sorgfältig kennen lernen will, bleibe nicht bei den gewöhnlichen Büchern von Mornay, Heidegger und Cyprian. Was Muratori aus Gelegenheit der Streitigkeit von Comacchio geschrieben, zeigt die Römischpolitischen Verhältnisse des Pabsts am besten, und seine allgemeine Geschichte kann ohne die Kenntniß der Geschichte einzelner Reiche unmöglich erlernt werden.

Geschichte der Ausbreitung der Christlichen Religion.

§. 1.

Revolution des Muhämmedanismus.

Die Christliche Religion schien vorzüglich im Orient ihrer Herrschaft so gesichert zu seyn, daß man es wohl kaum für

möglich gehalten hätte, sie wieder gestürzt oder wenigstens sehr eingeengt zu sehen. Bis in den entferntesten Osten von Asien drangen Missionarien der Chaldäischen Christenpartie. Sie stifteten dort blühende Christliche Gemeinden, und die unermüdete Thätigkeit aller solcher von der großen Kirche getrennter Secten schien fast überall der Ausbreitung der Christlichen Religion sehr nützlich zu werden. Selbst wenn auch eine erobernde heidnische Nation das Orientalische Kaiserthum zertrümmern sollte, so war es nach der Analogie der Occidentalischen Geschichte sehr wahrscheinlich, daß dieses Volk, wenn einmal der erste Sturm vorüber seyn würde, und Aufklärung allmälig wirken könnte, endlich selbst auch zur Annahme der Christlichen Religion sich entschließen müßte. Doch alles gieng anders, als sich nach sonst gewöhnlichem Laufe der damaligen Weltbegebenheiten vermuthen ließ.

In Arabien, von woher nie noch bis dahin irgend eine große Weltrevolution gekommen, erhub sich unter den sonderbarsten Umständen ein neuer Prophet Muhämmed. Ein Mann, der unter jedem Volk und zu allen Zeiten einer der größten Männer geworden seyn würde, und dessen Nachruhm bloß durch die abwechslenden historischen Traditionen gelitten zu haben scheint, die leider der Geschichte eines jeden Religionsstifters so nachtheilig zu seyn pflegen. Verbreitung und Behauptung der ersten Grundwahrheit der natürlichen Religion (es ist ein Gott) war erster Hauptzweck seiner so genannten neuen Religion, und der zweite Hauptsatz, den er predigte (Muhämmed sein Prophet) schien mehr um des ersteren willen als sein selbst wegen dazu zu gehören. Wo ein Mann von so glühender Einbildungskraft, als er war, Selbstbetrüger zu werden anfange, ist in lebenden Beispielen so schwer zu entscheiden; wie vollends noch in seinem Falle,

der aus Mangel hinlänglicher, kritisch geläuterter Nachrichten nie in seiner rechten Individualität untersucht werden kann.

Kurz sein theistischer Aposteleifer, dem er sich erst als Mann von mehr als vierzig Jahren zu überlassen anfieng, brachte in großer Schnelle und selbst durch den Widerstand noch gereizt, den er anfangs fand, Wirkungen hervor, die bald nach seinem Tode in allen drei Welttheilen, und in jedem derselben in mehr als einem Reiche empfunden wurden. Man muß aber hiebei nicht alles auf seine, vielleicht manchen Proselyten höchst erwünschte Moral rechnen; nicht alles aus der Gewalt der Waffen, die hiebei gebraucht wurden, erklären wollen; der reine Theismus mag hiebei doch wohl auch seine, jeder Wahrheit natürliche Kraft geäußert haben.

Kein Jahrhundert nach seinem Tode war verflossen, so hatten seine Nachfolger im politischen und religiösen Sinne, Persien, Syrien, einen Theil von Kleinasien, Aegypten, die Nordafrikanischen Küsten und Spanien erobert. Die blühendsten Christlichen Kirchen waren wie hinweggetilgt von der Erde. Kaum erhielt sich hie und da noch neben dem herrschenden Islamismus, ein schwacher Schatten derselben, und in allen diesen Ländern (das einzige Spanien ausgenommen), erkennt man bis auf den heutigen Tag kaum noch die Stätte, wo der Leuchter mag gestanden haben.

§. 2.

Ausbreitung der Christlichen Religion in Teutschland.

Es war kein Ersatz für diesen schrecklichen Verlust, daß die Christliche Religion nach und nach besonders in Teutschland einigen festen Fuß gewann, und es gieng hier so langsam, auch bekamen unsere Voreltern unter dem Namen Christlicher Religion einen so jämmerlichen, fast bloß dem Namen nach von ihrem bisherigen, verschiedenen Aberglau=

ben, daß man nicht weiß, wo und wenn man den Anfang wahrer Christlicher Religion in Teutschland festsetzen solle.

Nachdem nehmlich England, Schottland und Irrland noch in der vorigen Periode durch Weiber und Missionarien gewonnen worden waren, so giengen aus diesen Königreichen von Zeit zu Zeit neue Missionarien zu uns Teutschen herüber; es war, als ob wir durch alle Jahrhunderte hindurch Engländern unsere Bildung zu verdanken haben sollten. Gleich in den ersten Jahren des siebten Jahrhunderts predigte der Irrländer Columban nebst seinen Gefährten, den Schwaben, Baiern und Franken. Den Schwaben predigte der Gefährte Comlumbans, Gallus. Die Ostfranken bekehrte Kilian, und ein noch viel thätigerer Mann, als diese, war der Engländer Willebrod, der sich um die Bekehrung der Friesen verdient gemacht hat. Er ließ zwar seiner Predigt durch Pipins Waffen den Weg bahnen, und vielleicht war es auch unter einem so unpolicirten Volk nicht anders möglich, aber der unerschrockene Muth ist doch gewiß zu schätzen, womit sich er, wie andere dieser Männer den sichtbarsten Gefahren so viele Jahre hindurch unterwarf. Heilige waren sie zwar nicht, und auch nicht, nur nach dem Maaß ihrer Zeit, aufgeklärte Theologen: aber ein solcher Enthusiasmus kommt selten doch in eine gemeine Seele, und hält gewiß nicht in einer gemeinen Seele gegen den Sturm so vieler Jahre aus. Doch alle seine Vorgänger verdunkelte der Engländer Winfrid (Bonifacius), der unserer Teutschen Kirche ihre erste fortdaurende Verfassung gab.

Es hätte ihm in seinem Vaterlande an ansehnlichen Stellen nicht gefehlt, aber er hatte keine Ruhe zu Hause. Er brannte für Begierde, dem Christenthum als Missionarius unter den Ungläubigen zu nützen. Da nun England vorzüglich vor allen übrigen Europäischen Reichen schon längst

in genauerer Verbindung mit dem Römischen Bischof war, so lag ihm dem Engländer der Einfall ganz nahe, sich von dem Römischen Bischof zu einer solchen Mission legitimiren zu lassen. Der Römische Bischof empfahl ihn an Karl Martel; Karl Martel an alle Bischöfe, Herzoge und Grafen. Mit brennendem Eifer gieng Winfried nach Hessen, aus Hessen nach Thüringen, zerstörte die Götzenaltäre und baute Christliche Kirchen. Der Pabst ernannte ihn endlich zum Erzbischof, und gab ihm das Pallium. Noch war er immer nur Bischof und Erzbischof ohne Kirche. Im Jahr 745 aber ward Bischof Gewilieb von Mainz abgesetzt, Bonifacius kam an seine Stelle, und sah sich nun an der Spitze der ganzen Ostfränkischen Geistlichkeit. Noch in hohem Alter gieng er das Evangelium weiter zu predigen, aufs neue unter die Friesen, und fand daselbst seinen Tod im Jahr 754.

Teutschland hat dem Bonifacius unendlich viel Gutes und Uebels zu verdanken. Er gab durch Einrichtung einer Hierarchie, der Christlichen Religion in Teutschland die zuverlässigste Hoffnung einer ungehinderten Fortdauer. Er stiftete Klöster, in welche sich nicht allein die Wissenschaften flüchten konnten, sondern die auch herrliche Erziehungsseminarien für den jungen Klerus waren. Er betrieb seinen Entwurf mit einer Thätigkeit, die sich durch alle Kabalen und Nachlässigkeiten des Fränkischen Hofs nicht ermüden ließ. Er führte in Teutschland die Synodalanstalten ein, wodurch die Kirchenzucht immer im Gang erhalten und verbessert wurde, und wenn je dieses auch zum Glücke Teutschlands gehört, die Bischöfe an den Reichsangelegenheiten Theil bekamen.

Zum härtesten Vorwurf macht man es ihm, daß er durch seine Anhänglichkeit an den Römischen Stuhl den Grund zur päbstlichen Hoheit über Teutschland gelegt habe. Er selbst

schwur dem Römischen Bischof einen Eid, der nicht viel von dem verschieden war, welchen ein Bischof aus dem Römischen Sprengel schwören mußte; und fast hätte schon er diesen Eid wenigstens bei den großen Bischöfen allgemein gemacht. Nichts großes und nichts kleines gieng vor, worüber er sich nicht von Rom aus Anweisung oder Bestätigung erbat. Rom lernte also schon durch ihn, sich in alle Kirchenangelegenheiten mischen. Aber war nicht Bonifacius fast genöthigt so zu handeln? Wie konnte er offen, ohne beständige Verbindung mit dem Römischen Bischof, seine Bitten bei dem Fränkischen Hof recht gültig zu machen? Wie sollte er, ein einzelner fremder Priester, gegen den Haß mancher Fränkischen Bischöfe und gegen die Gewaltthätigkeit der Fränkischen Großen sich schützen? Was gab seiner neugepflanzten Kirche eine zuverlässigere Hoffnung der Fortdauer, als wenn sie Kirche des Römischen Bischofs war? Voraussehen konnt' er wohl nicht, wohin endlich ein solches Verfahren führen mußte. Er handelte ganz nach der Fähigkeit und den Begriffen seines unerfahrnen Zeitalters. Sein eigener Charakter war ein Gemische von Frömmigkeit und Ehrgeiz, wie man es oft bei den größten Männern antrifft. Der thätige Mann wird sehr leicht zum gewaltthätigen und herrschsüchtigen, und es erfodert viel Kräfte über sich selbst, bei Ausführung einer Absicht, von deren Vortrefflichkeit man ganz überzeugt ist, die strengste Auswahl der Mittel zu beobachten.

Corbinian, der Stifter des Bisthums Freisingen, und Pirminius, der außer manchen andern Klöstern noch die berühmte Abtei Reichenau errichtete, sind nur im Kleinen was Bonifacius im Großen war. Alle diese Bekehrungen waren immer noch erträglich, wenn nur noch ein Apostel dabei war, aber Karl der Große verfuhr mit den Sachsen soldatisch.

§. 3.

Es war, wie es scheint, bei Karln dem Großen nicht so ganz bloß Liebe zur Ausbreitung der Christlichen Religion, welche ihn so hartnäckig machte, den Sachsen ihren Aberglauben zu entreissen, als vielmehr Ueberzeugung, daß kein anderes Mittel seyn werde, dieses kriegerische Volk völlig zu unterjochen. Liebe zu den Waffen und Liebe zur Freiheit war ganz in den Geist der Altsächsischen Religion verwebt, und dieses Volk konnte nicht anders zum Genusse des Friedens gewöhnt werden, als durch gänzliche Umbildung seines Nationalcharakters und seiner ganzen häuslichen Verfassung. Marienbilder und Krucifixe gegen ihre Götter einzutauschen, schien zwar nicht beschwerlich, aber Zehenten an die Bischöfe geben? Ganze Diät und Sitten ändern? Karl hielt entweder diese Klagen der Sachsen für wirkliche Abneigung gegen die Christliche Religion, oder glaubte Ungerechtigkeiten begünstigen zu müssen, welche ihm dadurch nützlich wurden, daß sie ein Volk demüthigten, von dessen Freiheitsliebe beständige Empörungen zu befürchten waren.

Volle dreißig Jahre war fast ein beständiger Krieg Karls gegen diese immer aufs neue sich empörende Nation. Auf die verweigerte Annahme der Taufe wurde Todesstrafe gesetzt. Karl ließ einmal fünfthalbtausend Sachsen im Grimm niederhauen; er ließ sie wie eine Heerde Vieh in den Fluß hineintreiben und mit Wasser besprengen. Noch hätte selbst die äußerste Grausamkeit die Rebellen nicht zum Gehorsam gebracht, wenn nicht die Macht der Nation durch Verpflanzungen geschwächt worden wäre, und die neuerrichteten Bisthümer dem Kaiser eben die Dienste gethan hätten als ein Paar neuerrichtete Statthalterschaften.

Karls Betragen gegen die Sachsen ist das erste Bei-

spiel, daß Christliche Religion mit Gewalt der Waffen bei einer ganzen Nation ausgebreitet wurde. Zur unerwarteten Ehre des damaligen Klerus erscheint kein Bischof als Aufhetzer. Zu Rom billigte man zwar schon damals diese Dragonaden, aber man hat doch keine Spur, daß der Römische Bischof Karln aufgefodert oder ermuntert hätte. So wahr ists also auch hier, daß die traurigsten Scenen der Kirchengeschichte diejenige sind, wo politisches Interesse unter der Maske der Religion sich zu verbergen suchte.

§. 4.

Ausbreitung der Christlichen Religion im Norden.

Ludwig der milde war in Ausbreitung der Christlichen Religion eben so eifrig als sein Vater; nur weniger glücklich, weil er weniger gefürchtet war, und seinen Aposteln den Weg weniger bahnen konnte. Ansgarius und Autbert wurden unter ihm die Missionarien der nördlichen Königreiche, aber bei den häufigen Regimentsveränderungen und bei den völlig barbarischen Sitten dieser Völker mußte der größte Theil besonders ihrer ersten Bemühungen vergeblich seyn. Selbst die Errichtung des Erzbisthums Hamburg entsprach den gefaßten Hoffnungen nicht, und kaum konnte der vierzigjährige Eifer des Ansgarius und der oft gebrauchte Name der Fränkischen Könige den neugepflanzten Baum so lange schützen, bis er einige Wurzeln geschlagen hatte. Wie mag wohl die Ueberzeugung dieser Völker von der Wahrheit der Christlichen Religion beschaffen gewesen seyn, da in Schweden auf ein Paar Reichsversammlungen durch das Loos entschieden wurde, ob man das Christenthum verstatten wolle oder nicht?

Ansgarius verdient übrigens noch mehrere Achtung als Bonifacius. Dem uneigennützigen Manne ist nie so gut auf

dieser Welt geworden als dem Mainzischen Primaten. Sein ganzer Sprengel bestand anfangs in vier Pfarrkirchen, und um nur leben zu können, wies ihm Ludwig der milde die Einkünfte eines Brabantischen Klosters an. Nie war er, selbst bei günstigern Zeiten, so politisch bedeutend als Bonifacius; denn er kam nicht nach Hof, er hatte den Geist der Geschäftigkeit und Staatsbetriebsamkeit nicht, durch welchen der letztere so viel möglich machte. Gewalt konnte er nicht bei seinen Bekehrungen brauchen, sonst that er aber auch alles, was man von einem Apostel dieser Zeit erwarten darf. Er verrichtete Wunder, vielleicht wohl nicht immer als Betrüger, aber wenigstens als selbst leichtgläubiger; er predigte keine aufgeklärtere Religion als Bonifacius, nur war er frei von der Anhänglichkeit an den Römischen Stuhl.

§. 5.

Bekehrung der Bulgaren, Böhmen, Mähren, Russen.

Die Orientalischen Christen scheinen nicht so viel für die Ausbreitung ihrer Religion gethan zu haben als die Abendländer. Wenigstens sind im neunten Jahrhundert nur die zwei Mönche Methodius und Cyrillus berühmte Missionarien derselben gewesen. Bei den beständigen, friedlichen und kriegerischen, wechselsweisen Verbindungen der Bulgaren und Griechen, mußten jene nothwendig von der Christlichen Religion einige Nachricht bekommen. Griechische Gefangene, welche sich eine Zeit lang bei den Bulgaren aufhielten, und Bulgarische Gefangene, welche zu Constantinopel Griechische Religion und Einrichtungen kennen gelernt hatten, machten dieses wilde Volk nach und nach mit den Christen vertraut. Der Mönch Methodius, welchen der Bulgarische König als einen berühmten Maler von Constantinopel kommen ließ, bekehrte den König, und, wie gewöhnlich, mit die-

sem das ganzen Volk, durch ein Gemälde vom jüngsten Gericht. Cyrillus machte sich besonders um die Slavischen Völker verdient, er war nicht allein Missionar sondern Wohlthäter durch allgemeine Aufklärung. Er erfand ihnen Buchstabenschrift, übersetzte die Bibel in ihre Sprache, und beförderte selbst zur Beschämung der Fränkischen Geistlichkeit, mit seinem Freunde Methodius die Ausbreitung des Christenthums unter den Mähren und Böhmen.

Auch die Russen sind Zöglinge der Constantinoplischen Kirche. Dieses Volk, eine Mischung von Slaven, Warägern und Cumanen, machte sich durch Streifereien und Siege schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts dem Griechischen Kaiser fürchterlich. Basilius Macedo, ein Zeitgenosse Karls des Kahlen, bewog sie endlich zu Anhörung Christlicher Lehrer: doch waren bald alle Spuren wieder verlöscht, und erst zu Ende des zehnten Jahrhunderts konnte das Christenthum siegen. Der Russische Fürst Wladimir der Große heurathete eine Griechische Prinzessinn Anna, und mit ihr die Christliche Religion. Eben das politische Interesse, das dem Christenthum bei den Occidentalern so manchen Eingang verschaffte, bahnte seinen Weg auch im Orient. Allianzen mit dem Griechischen Kaiser, welche für einen Fürsten wie Wladimir immer sehr interessant waren, wurden nie anders als durch Annahme der Christlichen Religion zuverlässig, und wenn ein Fürst Aufklärung seines Volks suchte, so konnte er sie nirgends herholen als von Constantinopel. Da war aber keine Wissenschaft und keine Kunst, welche der Grieche besaß, in die sich nicht Spuren seiner Religion eingedrückt hatten. Der größte Maler war nichts als Maler von heiligen Bildern, von Gegenständen, welche aus seiner Religionsgeschichte hergenommen waren, oder die

selbst Objecte der Verehrung werden sollten. Das ganze Kriegs- und Hofceremoniel war voll christlichabergläubischer Gebräuche. Es war unmöglich von einem oder dem andern etwas nachzuahmen, ohne nach und nach mit dem Christenthum bis zur Annahme desselben vertraut zu werden. Sobald auch ein solches Volk Schriften in seine Sprache übersetzt haben wollte, so war wieder nichts anders möglich, als Christliche Schriften zu nehmen, denn die Schriften der alten Römer und Griechen waren viel zu wenig im Gang, selbst auch auf die Vorstellungsarten solcher Völker viel weniger passend, als die so ganz in sinnlichen Aberglauben verwandelte Religion der Griechen. Jedes rohe Volk hält den Gott für den besten Gott, dessen Bekenner mächtig und reich sind. Der Glanz des Byzantinischen Hofs gründete sich theils noch auf alten Credit, theils auch auf wirkliche Macht, und durch den Handel, zu dessen Betreibung alle diese Völker nicht genug Cultur hatten, flossen nach Constantinopel die Reichthümer des ganzen Osten zusammen.

Von dieser Seite lernt man erst den Schaden übersehen, welchen die Araber der Christlichen Religion zufügten, und die Ursachen zeigen sich deutlich, warum nicht die Christliche Religion nach Erkaltung des ersten fanatischen Eifers endlich durch allmäligen Einfluß wieder gesiegt habe. Auch die Wahrheit der Muhämmedanischen Religion konnte durch die Macht seiner Bekenner und selbst zum Nachtheil des Christenthums erwiesen werden. Die Araber übertrafen die Griechen sehr bald in allen Kenntnissen, und auch bei ihnen bezog sich die Summe ihrer Religion nicht bloß auf Sage und Tradition, sondern auf ein allgemein gangbares Buch, das überdieß noch in einer recht sinnlich starken Sprache geschrieben war. Ihr Handel wurde sehr frühe viel ausgebreiteter als

der Handel der Griechen; denn ihre Herrschaft erstreckte sich viel tiefer in das östliche Asien hinein, und Alexandrien war viel bequemerer Stapel als Constantinopel. Die Herrschaft der Sprache der Araber drang so weit als die Herrschaft ihrer Waffen, wurde selbst durch Religionsbegriffe gleichsam geheiligt, und durch schöne Schriftsteller, besonders Dichter, dem Volk immer unvergeßlicher und unentbehrlicher gemacht. Kenntniß der Griechischen Sprache aber wurde immer seltener, und die Sprache selbst verlor unter der Bearbeitung der Mönche immer mehr von dem, was ihr vorher Anmuth und Stärke gegeben hatte. Die ganze Religion der Griechen bezog sich auf Bilderdienst und verjährte, längst nicht mehr verstandene, Bestimmungen gegen alte Ketzer. Die Religion der Araber bezog sich auf die sinnlich treffendsten Bilder von Himmel und Hölle, welche Muhämmed gerade so beschrieben hatte, wie der wollüstige Morgenländer jenen höchst wünschenswürdig und diese höchst fürchterlich finden mußte. Wenn zwei solcher Religionen einander entgegen arbeiten, so wird gewiß die nicht unterdrückt, welche im Grund nichts anders war als allgemeiner Volksglaube in heilige Dogmatik verwandelt.

§. 6.

Verheerungen der Normänner.

Außer diesen Arabern war der Christlichen Kirche kein Volk mehr nachtheilig als die Normänner. Mit der Freude, womit der Teutsche Ritter des mittlern Zeitalters ausgieng, Beute auf offener Landstraße zu holen, mit eben der Freude legten sich die edelsten der Völker, welche an den Dänischen und Norwegischen Küsten wohnten, auf Seeräubereien. Ihr nächster Weg gieng immer nach England hinüber, aber so viele Helden, als ihrer waren, konnten hier nicht gesättigt

werden. Sie fuhren an die Französischen, Spanischen und Italiänischen Küsten herab; denn je größer das Abentheuer war, desto würdiger des edlen Normanns, der überdieß von den schönen Französischen und Italiänischen Gegenden ganz bezaubert wurde. Wo aber einmal ein solcher Schwarm von Kapers nicht unbereichert hinweg gieng, da kam er nächstes Jahr gewiß wieder.

Karl der Große, zu dessen Zeiten diese Gäste sich schon eingestellt hatten, machte zu Wasser und zu Land die trefflichsten Anstalten zu Bewahrung der Küsten. Unter des milden Ludwigs Regierung giengen diese Anstalten wie so manche andere zu Grund, und da sich die Söhne über dem Theilen des großen Reichs zankten, bald ewiger Krieg zwischen den Oheimen und Neffen war, der Heeresbann nachlässig gehalten wurde, so kamen die Normänner wieder, und plünderten Teutschland, Frankreich und Italien. Es galt nicht allein dem an der See liegenden Lande, sondern auf ihren platten Schiffen fuhren sie die Ströme hinauf, und plünderten mitten im Lande die größten Städte und reichsten Klöster. Was ihnen dieses Jahr nicht zu Theil werden konnte, war ihnen nächstes Jahr gewiß; und Teutschland wurde mit doppelten Ruthen gezüchtiget, wo die Normänner nicht hinkamen, da verwüsteten die Ungarn.

Die Jahrbücher dieses Zeitalters wissen den Jammer nicht genug zu beschreiben, der durch diese öftere Verwüstungen angerichtet wurde. Niemand wollte das Land bauen; denn er war seiner Ernte nicht versichert. Die wenigen Städte, welche es damals noch gab, giengen im Rauch auf, wennn sie Normännern und Ungarn irgendwo auf dem Weg lagen. Die Klöster wurden zerstört, und ihre Zerstörung war

besonders wegen der Klosterschulen, der Universitäten des damaligen Zeitalters, ein ganz unersetzlicher Schade.

Eine glückliche Epoche, da' endlich diese Seeräuber anfiengen hie und da sich nieder zu lassen, und nach und nach an ordentliche Staatsverfassungen gewöhnt, der Aufklärung, das hieß damals im Occident, dem Christenthum endlich Raum gaben. Das Mittel, das schon so oft zur Ausbreitung der Christlichen Religion geholfen hatte, konnte nun auch hier zur Bekehrung der Normänner mehr beitragen als
912 alle Missionarien und Apostel. Karl der einfältige gab seine Prinzessinn Gisela einem der ersten Normännischen Anführer Rollo, er trat ihm die seither so genannte Provinz Normandie und Bretagne ab: in der Taufe erhielt Rollo den Namen Robert. Auch in andern Orten des Fränkischen Reichs, wo sich die Normänner niederließen, wurden sie durch allerhand häusliche und politische Verbindungen nach und nach zum Christenthum gezogen. Sie hatten vorhin eigentlich gar keine Religion gehabt, für sie war also der Uebertritt zum Christenthum am leichtesten, und er wurde für sie dadurch noch leichter, daß man, auf Anrathen des Römischen Bischofs, nicht einmal die äußeren Gebräuche des Christenthums mit aller Strenge von ihnen foderte.

§. 7.

Ottens Verdienste um die Bekehrung der Slavischen Völker in Teutschland.

Seit Bonifacius und Karls des Großen Bemühungen war aber doch immer noch das von Slavischen Völkern bewohnte nördliche Teutschland unbekehrt geblieben. Schon Karls des Großen Beispiel war für den nacheifernden Otten I. Beruf genug, sich um Ausbreitung der Christlichen Religion an der Elbe verdient zu machen; ein Glück, daß er sich

seinen Helden nicht auch in der Art, dieselbige auszubreiten, zum Muster erwählte. Otto verfuhr menschlicher, vielleicht weil er weniger durch politische Gründe zur Strenge gezwungen wurde. Ihm verdankt Teutschland die Errichtung eines neuen Erzstifts zu Magdeburg, und außer diesem der vier Bisthümer Brandenburg, Havelberg, Meissen und Naumburg; denn Errichtung einer ordentlichen Hierarchie in solchen neugewonnenen Ländern hielt man schon seit Bonifacius Zeiten für das zuverlässigste Mittel, die Christliche Kirche zu gründen. Die Slavischen Völker verübten zwar anfangs die unerhörtesten Grausamkeiten gegen die Bischöfe und Kirchen, und besonders auszeichnend war der Eifer der Böhmen. Aber die Waffen des Königs kamen der Christlichen Religion zu Hülfe, er bezwang die Böhmen, und wußte durch andere gute Staatsanstalten, auch die übrigen Slavischen Völker in Respect zu zwingen. Ueberhaupt war es in allen Tractaten, welche Otto mit heidnischen Fürsten schloß, immer der erste Punct, daß sie sich entschließen mußten, seines Glaubens zu werden, und ihrer Entschließung traute er so lang nicht, bis Bisthümer errichtet waren.

Der Dänische König Harald hatte die von Ottens Vater errichtete Marggrafschaft Schleswig an sich gerissen. Otto drang siegreich bis an die äußerste Gränze Jütlands. Der König mußte sich unterwerfen, ein Christ werden, drei neue Bisthümer zu Schleswig, Ripen und Aarhus errichten, über welche der Hamburgische Erzbischof die Aufsicht haben sollte.

Geschichte der Ausbreitung der Christlichen Religion, die sonst so interessant ist, wenn man dem allmäligen Gange der Verwandlung eines Volks recht genau nachgehen kann, muß jetzt für den Freund pragmatischer Geschichte eine sehr gleichgültige Sache werden; sie ist fast nichts anders als eine

Heurathsgeschichte, ein trocknes Verzeichniß neuer Völker und eine meistens kaum halb gewisse Darstellung des Charakters der Männer, welche Apostel dieser Völker waren. In Ansehung der Abendländischen Reiche bleibt dabei immer noch das merkwürdigste, welche Gemeinen Abkömmlinge der Griechischen oder Lateinischen Kirche seyen. In den erstern kostete es den Römischen Bischof viel größere Mühe, päbstliches Ansehen zu erhalten und seine Verfügungen geltend zu machen; denn hier hat es nicht gleich der erste Missionarius als Hauptartikel des Christlichen Glaubens vorgetragen, daß man einem fremden Italiänischen Bischof gehorsam seyn müsse. Die Filialkirche behielt oft noch lange manche Gebräuche und Meinungen der Mutterkirche, und schon in der gegenwärtigen Periode waren Gebräuche und Meinungen der Griechen sehr verschieden von denen der Lateinischen Kirche.

Die ganze Scene der Christlichen Kirchengeschichte hat sich jetzt also gedreht. Die Charte von Kleinasien, Syrien und Aegypten wird nun gleichsam hinweggelegt, sie nützt uns wenig mehr, Europa wird Hauptschauplatz, Teutschland der Mittelpunct der wichtigsten Veränderungen. Ein Bischof, von dem wir zwar auch schon in der vorigen Periode manches gehört haben, der sich aber immer doch nur als mitspielende Person zeigte, ist jetzt Held des Stücks; auf ihn reduciren sich passiv oder activ die wichtigsten Hauptrevolutionen, und eben diese Revolutionen sind so ganz anderer Art als die der vorigen Periode, verrathen so ganz andere Wünsche und Neigungen der Menschen, werden durch so völlig unähnliche Mittel betrieben, daß man sich unter einen ganz andern Himmel versetzt empfinden muß, wenn man sich auch nicht sogleich erinnern würde, daß der ganze Schauplatz gewechselt habe.

Geschichte der Verfassung und Hierarchie dieser Periode.

§. 8.

Geschichte der Hierarchie des siebenten Jahrhunderts, vorzüglich in Rücksicht auf Rom.

Am Ende der vorigen Periode sah es gar nicht so aus, als ob man im Occident oder Orient bald einen Pabst bekommen werde. Justinian commandirte seine Bischöfe wie Soldaten, und er schonte der großen Bischöfe zu Rom, Constantinopel, Alexandrien und Antiochien so wenig als der kleinern. Durch die Eroberung der Araber gieng Alexandrien und Antiochien fast ganz zu Grunde, und der Bischof von Constantinopel war zu nahe bei Hof, sein Stuhl wurde viel zu oft bloß nach kaiserlicher Willkühr besetzt, als daß hier eine wichtige hierarchische Erscheinung zu erwarten gewesen wäre. Der Römische Patriarch war also fast nur allein übrig, aber alle seine äußere Umstände schienen dem Wachsthum seiner Größe gar nicht günstig zu seyn.

Er hatte selbst in Italien ein Paar große Plagen, die ihm zur kränkendsten Demüthigung dienten. Die Exarchen, Statthalter des Griechischen Kaisers in Italien, also auch Herrn von Rom, handelten fast beständig mit dem Geiz und der Gewaltthätigkeit, welche den Statthaltern entfernterer Provinzen eigen ist, und Gelegenheit gab es genug, weil auch das siebente Jahrhundert voll dogmatischer Unruhen war, bei welchen der Römische Bischof nicht immer das für wahr hielt, was man am Hofe zu Constantinopel für Wahrheit erklärte. Der Bischof von Ravenna bediente sich der Gelegenheit des nähern Zutritts zum Exarchen, und riß sich ganz vom Römischen Gehorsam los. Die Longobarden waren mächtiger und siegreicher als die schläfrigen Griechischen Statthalter, oft mußt

also ein Römischer Bischof diesen zu Gefallen leben, und vielleicht würde zwar ein kluger Kopf dieses getheilte Interesse für die Vermehrung seiner eigenen Macht benützt haben, aber im ganzen Anfang dieser Periode saß kein Mann auf dem Römischen Stuhl, welchem Gelehrsamkeit oder politische Feinheit Respect verschafft hätte.

Die großen abendländischen Königreiche aber Frankreich, Spanien, England, waren noch gar nicht mit Rom in eine Hierarchie verflochten, und England, unter allen noch der gutwilligste Sklave Roms, war nur von weniger Bedeutung, weil es sich noch in seine sieben Königreiche theilte. Der Klerus aller dieser Königreiche handelte für sich, und glaubte nicht, bei seinen politischen Unternehmungen die Hülfe eines so entfernten Bischofs nöthig zu haben oder brauchen zu können. Sie bezeugten alle Achtung gegen den Römischen Bischof, aber diese Achtung schien nicht einmal Vorbothe einer künftigen großen Gewalt zu seyn. Allein nur bei den West-Gothen in Spanien hatten sich zu Anfang dieser Periode die Bischöfe so mächtig gemacht, daß durch sie die Rechte des Adels ganz unterdrückt wurden, die königliche Gewalt und Austheilung der Krone einzig von ihnen abhieng. Den Römischen Bischof aber fragte man dabei nicht, er hatte weder Nutzen noch Schaden davon. In Frankreich machten zwar die Dagoberte große Stiftungen an Kirchen und Klöster, aber die ganze Periode der Merovinger war viel zu militärisch. Eben das Kloster und eben die Kirche, welche in einem Jahr durch die Freigebigkeit eines Königs zu den beträchtlichsten Besitzungen gelangt war, sah sich im gleichfolgenden Jahre derselben wieder gewaltsam beraubt.

Nichts kam zu einer gewissen Festigkeit, und wie hätte sich auch diese finden sollen, da die Bischöfe selbst größten-

theils ohne alle Kenntnisse waren, niemand um das Wohl der Kirche sich bekümmerte. Die Benedictinermönche breiteten sich vorzüglich in Italien und Frankreich aus, erhielten Besitzungen von einem Umfang wie kleine Fürstenthümer, aber diese große Güter mußten erst durch ihren Fleiß urbar gemacht werden, und ihr Fleiß wurde alsdenn doch wieder ein Raub der allgemeinen Unordnung. Das siebente Jahrhundert ist also in der Geschichte der steigenden Hierarchie größtentheils nur wenig merkwürdig: viel besser fand sich alles im achten Jahrhundert zusammen.

§. 9.

Geschichte der Hierarchie des achten Jahrhunderts.

Die siegreichen Waffen der Longobarden eroberten ein Stück des Exarchats nach dem andern, und Aistulf gewann 750
fast alles was bisher noch von Belisarius und Narses Siegen übrig geblieben war. Rom selbst sollte sich jetzt dem Longobardischen König unterwerfen. Von Constantinopel war keine Hülfe zu erwarten, dort zankten sie sich wegen Anbetung der Bilder, und der Römische Bischof zitterte auch vor dem Griechischen Kaiser so sehr als vor dem Longobarden, weil ihre Bildertheologie einander sehr oft ganz ungleich war. Welchen der Occidentalischen Könige sollte der bedrängte Bischof zu Hülfe rufen? ihm lag am meisten daran, entweder nicht unter fremde Oberherrschaft zu kommen oder sich seinen neuen Herrn mit Klugheit wählen zu können.

Pipin saß auf dem Fränkischen Thron, und verdankte wenigstens den ruhigen Besitz seiner Krone dem Segen des Römischen Bischofs. Schon nehmlich seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts war die Macht der ersten Minister und Generale (Major Domus) der Fränkischen Könige so hoch gestiegen, daß sie selbst nicht einmal den Namen des Königs

bei öffentlichen Verhandlungen brauchten. Pipin, der schon vom Vater und Großvater her diese Würde und diese Macht bei seinem Hause sah, fand endlich beschwerlich, auch nur den Schatten eines Königs stehen zu lassen. Nur mußte alles so geschehen, daß das Volk, dessen Aberglauben oder religiöse Treue sehr leicht von andern eifersüchtigen Großen des Reichs mißbraucht werden könnte, mit verbundenen Augen zu dem längst gewünschten Ziel hingeführt würde. Der Römische Bischof that den Ausspruch, daß es Pflicht des Pipin sey, der armen Heerde Volks sich zu erbarmen und ihr König zu werden. Diese seine Einsegnung des Usurpators war einer Gegengefälligkeit werth: Pipin gieng mit einer Armee nach Italien, entriß Aistulfen einen Theil der eroberten Länder und schenkte dem Römischen Bischof, — man weiß bis auf den heutigen Tag eigentlich noch nicht was? Man kann nur mit Zuverlässigkeit sagen, was es nicht war.

Aistulfs Nachfolger Desiderius, der seine Gränzen wieder zu erweitern suchte, fand am Sohne Pipins, Karln dem Großen, einen noch gefährlichern Gegner, und Pabst Hadrian I. einen noch großmüthigern Beschützer. Das Longobardische Reich wurde zerstört, und Karl vermehrte die Schenkungen seines Vaters an die Römische Kirche.

Es dünkte den schlauen Bischof Leo III. ein Meisterstück politischer Klugheit zu seyn, da er Karln endlich dazu bewog,
800 daß er sich zum Römischen Kaiser ausrufen ließ. Nun war des Bischofs Rachgier gegen den Griechischen Kaiser gesättigt; der neue Name gab zwar wenig mehr neue Gewalt, als Karl schon als Patricius gehabt hatte, aber gerade um den Namen war es zu thun, um ihn dem Griechischen Kaiser ganz an die Seite zu stellen, und Rom von aller bisher noch immer fortdaurenden Abhängigkeit von Constantinopel

loszureissen. Wie viel gutes konnte man von einem so gnädigen neuen Herrn wie Karl wär erwarten, der selbst die Freigebigkeit seiner Voreltern gegen die Römische Kirche noch übertroffen hatte. Der neue Herr war gerade so nahe und gerade so weit hinweg, um in Nothfällen helfen zu können, und doch nicht immer mit seiner Gegenwart beschwerlich zu seyn. Die Bischöfe zu Rom hatten auch bisher bei vielen innerlichen Unruhen empfunden, welch ein Unglück es sey, daß niemand den unruhigen Geist der Römer bändigen und mit Gewalt zum Gehorsam zwingen könne. Sie selbst waren dazu nicht stark genug, noch schwächer war die von Constantinopel erwartete Hülfe. Schien nicht viel gewonnen zu seyn, unter dem Schutze der Waffen Karls die Ruhe und den blühendsten Zustand Roms widerhergestellt zu sehen? Der Römische Bischof hat Karln zum Kaiser gemacht, wie jeder Rebelle seinen erbetenen Anführer zu seinem Herrn macht, oder wie sich ein von seinem Regenten verlassener Unterthan einen neuen Beschützer sucht, welchen er, wär' es auch nur durch einen Titel, locken will. Ist es nicht lächerlich, darauf stolz zu thun?

§. 10.

Veränderungen der innern Kirchendisciplin.

Indeß sich der Römische Bischof mit Exarchen und Longobarden herumkämpfte und endlich Fränkischer Reichsunterthan wurde, so entwickelten sich in der innern Verfassung der Kirche allmälig einige Veränderungen, welche, so klein und unbeträchtlich ihr Anfang war, endlich zu den ausgebreitetsten, unaufhaltbarsten Revolutionen Veranlassung gaben.

Man hatte es nehmlich im Occident, da sich die Christliche Religion unter den neubekehrten Völkern nach und nach emporarbeitete, zuerst mit dem Pönitenzwesen nicht so

ganz genau genommen. Wegen der Hauptverbrechen (Mord, Ehebruch, Diebstahl) war zwar gleich anfangs einiges festgesetzt, aber erst wie man nach und nach diese Völker zur größern Sittenreinigkeit und Frömmigkeit mehr gewöhnen wollte, so setzte man auch auf geringere Verbrechen Strafen, und man fieng an, die Strafen nach den Umständen, unter welchen das Verbrechen geschehen war, bald zu erhöhen, bald zu vermindern. Ein Griechischer Mönch Theodor, der nachher Erzbischof von Canterbury wurde, schrieb noch zu Ende des siebten Jahrhunderts, besonders zum Behuf der Beichtiger ein Buch, worin die verschiedenen Gattungen von Sünden nach den mannigfaltigsten äußern Umständen classificirt waren, und bei jeder derselben bestimmt war, welche Büßung dem Beichtkind aufzulegen sey, das sich zu einem solchen Verbrechen bekenne. In dieser Sündentaxe wurden dem Bußfertigen lange Fasten, Psalmenlesen und andere dergleichen Büßungen aufgelegt. Sie war um mehrerer Bequemlichkeit willen zugleich auch so eingerichtet, daß man dem, den die Natur nicht zum Fasten geschaffen hatte, die Strafe des Fastens in eine gewisse Anzahl Psalmen, oder in eine gewisse Summe Almosen verwandelte, und als Almosen galt immer auch, was man der Kirche und dem Priester schenkte. Es läßt sich leicht errathen, welche Art von Satisfactionen, des Psalmbetens oder der Schenkungen an die Kirche, der Klerus werde begünstigt haben. Es wurde schnell gangbar in redemtionem peccatorum, pro mercede animae Schenkungen an die Kirche zu machen. Selbst Karls Schenkungen an die Römische Kirche geschahen zum Theil in der Absicht, und man schenkte bald nicht mehr bloß alsdenn, wenn man eine gewisse einzelne große Sünde abzubüßen hatte, sondern man glaubte auch seiner geheimen unerkannten

Sünden durch fromme Schenkungen los zu werden. Hiezu kam denn noch die immer ausgebildetere Lehre vom Fegefeuer.

Schon zu Anfang des sechsten Jahrhunderts war diese Lehre durch Gregor den Großen zum erstenmal in die Dogmatik eingeführt, und gleich darauf als eine, dem ganzen Zeitalter sehr behagliche, Idee durch viele Beschreibungen erweitert worden. Alle Sünden, welche in dieser Welt nicht abgebüßt worden, sollten im Fegefeuer abgebüßt werden: wer verstand sich also nicht gerne dazu, durch Freigebigkeiten gegen den Klerus sich einen schnellern Weg zum Himmel zu bahnen? Und bald kam noch das Vorurtheil hinzu, daß Schenkungen an die Römische Kirche zu Erlassung der bevorstehenden Sündenstrafen viel wirksamer seyn müßten als Indulgenzen von einer andern Kirche oder gleichsam auf den Namen eines andern Heiligen ertheilt.

Eine nie versiegende Quelle von Einkünften war demnach gefunden, und sobald man merkte, wie ökonomisch vortheilhaft für den Klerus die Sünden der Laien seyen, so wurden die Sündenregister immer vollzähliger, die Taxen des Fastens und Psalmenlesens immer mehr erhöht, ihre Vertauschung mit baarem Geld immer mehr erleichtert. Alle Kirchenzucht zerfiel daher auf das jämmerlichste; Kirchen und Klöster wurden reich. Im Gefolge des Reichthums war das äußerste Verderbniß der Sitten, selbst die leichtsinnige Art, wie Priester von den schröcklichsten Sünden dispensirten, mußte in der Seele des Beichtvaters und des Beichtkindes alles Gefühl für Moralität ersticken. Patrioten der Kirche seufzten und klagten laut über solche Indulgenzen, sie wollten die alten kanonischen Strafen wiederhergestellt wissen, aber ihre Stimme war zu unmächtig und vollends ganz

ohne Kraft, da mit dem Anfang der folgenden Periode die Kreuzzüge aufkamen, und jedem Schurken der Himmel versichert wurde, wenn er nur nach Palästina lief, Seldschjuken dort todt zu schlagen.

§. 11.

Ursprung und Geschichte der Klösterexemtionen.

Da die Klöster durch Schenkungen frommer Seelen und manche mit unterlaufende fromme List nach und nach zu den größten Reichthümern gelangten, so erwachte nicht nur bei den Laien, sondern auch bei den Bischöfen Begierde nach denselben, und die Bischöfe hatten so viel schönere Gelegenheit, weil die Klöster unter ihrer Jurisdiction standen, von ihnen visitirt wurden, und der Abt selbst auch von Verwendung der Klostereinkünfte dem Bischof Rechenschaft zu geben verbunden war. Es war aber offenbar nicht zu erdulden, wie habsüchtig die Bischöfe diese Gelegenheit benützten, wie viel die Klöster dem Bischof für die Mühe bezahlen mußten, welche er um ihrentwillen hatte. Die Aebte suchten also endlich von diesen Fesseln sich loszumachen, und erst nur davon frei zu werden, dem Bischof von den Klostereinkünften Rechnung erstatten zu müssen. Waren sie einmal von dieser ökonomischen Subordination frei, so fielen auch die vielnamichten Tribute, welche der Bischof als Visitationsgebühr oder unter andern Titeln foderte. Ein zweites, alsdenn noch mehr zur Unabhängigkeit führendes Privilegium war, wenn Mönche ihren ganz eigenen Priester im Kloster haben konnten, und der Bischof in ihrem Oratorium nicht mehr Gottesdienst halten durfte; wenn sich die Klosterkirche nach und nach zur Parochialkirche erhob, und doch der Abt, nicht der Bischof dem Parochus zu befehlen hatte. So floß nach und nach durch die Meßgebühren und Schenkungen pro redem-

tione peccatorum ein immer größerer Schatz in die Kasse der Klöster: was auf den Altar gebracht wurde, gehörte dem Kloster, und dieses gab seinem Priester, der alles durch Messelesen verdienen mußte, einen nur willkührlich mittelmäßigen Gehalt.

Wenn man erst einmal auf der zweiten Stufe von Unabhängigkeit ist, so bleibt man selten auf derselben, ohne die dritte höchste zu besteigen! Die Klöster machten sich also endlich ganz frei von aller Aufsicht des Bischofs, warfen sich in den Schutz des Pabsts, bezahlten diesem ein jährliches Schutzgeld; und wurden dafür ganz als Klöster Römischen Sprengels angesehen.

Diese dem ersten Schein nach nur wenig bedeutende Sache, hatte die ausgebreitetsten wichtigsten Folgen. In den Klöstern zerfiel alle Zucht, weil kein Aufseher in der Nähe war, der sie hätte strafen können. In dem Römischen Bischof wurde der stolze Gedanke geweckt, den ganzen Occident sich als seinen Sprengel zu denken, und die Mönche erlaubten sich die verwegensten Eingriffe in die Rechte der Bischöfe, weil sie des Sieges versichert waren, wenn die Sache zu Rom zur Klage kam. So bildete sich die erste Anlage zu demjenigen, was das Pabstthum im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert so fürchterlich machte, und die Römische Hierarchie wurde ein Staat, dessen Mitglieder durch alle Europäische Königreiche zerstreut waren, und bei dem genauesten Zusammenhang mit ihrem Oberhaupt die tüchtigsten Werkzeuge wurden, die Absichten desselben auszuführen. Manche dieser Wirkungen zeigten sich gar bald; denn schon Karl der Große und noch mehr Ludwig der Milde mußten es sich zum eigenen Geschäfte machen, die verfallene Klosterzucht wieder herzustellen. Zwar fast noch mehr Mühe brauchte es

bei dem Klerus als bei den Mönchen, um Ehrbarkeit und Kenntnisse zu erhalten.

§. 12.

Ursprung der Canonicorum.

Karl der Große suchte durch Beispiele und Ermahnungen die Schulen bei den großen Stiftskirchen in Gang zu bringen; er selbst hatte an seinem Hof eine Art von Schule und Akademie, in welcher mancher gute Bischof gezogen wurde. In dem letzten Viertel des achten Jahrhunderts aber gerieth ein Bischof von Metz, Chrodegang, auf den Einfall, den Klerus seiner Kirche dadurch vom Verderben abzuziehen, daß er denselben zu einer an gewisse Regeln gebundenen gemeinschaftlichen Lebensart gewöhnte. Der Bischof und alle, welche der Gottesdienst bei der Kirche beschäftigte, sollten zusammen in einem Haus wohnen, in gänzlicher Gemeinschaft der Güter mit einander leben, an einem Tische wie Klosterbrüder mit einander essen und zu einem gewissen gemeinschaftlichen Gottesdienst sich verpflichten. Diese in einer Art von Clausur zusammen lebende Geistliche hieß man Canonicos.

Welche herrliche Wirkungen versprach man sich nicht von dieser Anstalt! Wie schnell verbreitete sie sich eben deswegen durch alle Europäische Königreiche! Karl der Große und Ludwig der Milde befahlen allen Kirchen ihres Reichs, diese Anstalt anzunehmen. So glaubte man den Geistlichen aus der Welt herauszuziehen, und durch die Nothwendigkeit einer solchen äußern Lebensart immer mehr an seine Bestimmung zu erinnern. Wenn der Bischof mit allen Klericis seiner Kirche an einem Tisch aß, mit ihnen in völliger Gemeinschaft lebte, so war allen bisherigen Klagen wegen der Kirchengüter geholfen. Der Bischof durfte nicht mehrere Bedürfnisse haben als jeder andere Canonicus, und dieser ihre Bedürfnisse im Essen und

Trinken waren durch die Regel bestimmt. Die Lust zum Jagen und Krieg mußte beiden vergehen, weil sie beide zu gesetzter Zeit in der Clausur seyn sollten, und ihre Stunden singen mußten.

So schien die ganze Kirchenverfassung unter Karl dem Großen nach und nach in einen Gang gebracht zu werden, der viel gutes für die Zukunft hoffen ließ. Der Römische Bischof war zwar angesehen und selbst auch durch Karls Freigebigkeit reich, aber er galt nicht mehr, als ihn Karl wollte gelten lassen. Die Synodalanstalten blüheten, und auf ihnen beruhte das Leben der ganzen Kirchenzucht. Karl selbst hatte durch Zusammenrufung einer großen Fränkischen Nationalsynode nach
Frankfurt, ein wichtiges Regentenrecht ausgeübt. Auch die 794
Provinzialsynoden hatten größtentheils ihre ordentliche Einrichtung, und nichts trug mehr dazu bei, die Gesetze des Christenthums unter den neubekehrten Völkern nach und nach immer mehr einzuführen als die jährlichen Visitationen, welche der Bischof in seinem Sprengel zu halten verbunden war. Die Geistlichen genossen große Vorrechte, aber keines, das nicht mit dem damaligen Staat in bester Harmonie gestanden wäre, und der schwache neuanbrechende Schimmer von Wissenschaften, welche Karl mit aller Mühe immer wirksamer und allgemeiner zu machen suchte, hätte vielleicht endlich seine ganze Kraft geäußert. Allein ein einziger Betrüger und Dummkopf zernichtete alles, und gab einen neuen Ton für das ganze Kirchenregiment an. In unbeschreiblicher Herzenseinfalt sprach die Welt Jahrhunderte lang nach, was der Betrüger vorgesagt hatte.

§. 13.

Geschichte des falschen Isidorus.

Ludwig der Milde, eine gute Seele, aber kein starker

großer Geist wie sein Vater, wurde sehr bald das Gespötte seiner Familie, und die Bischöfe vergaßen den Respect gegen ihren Regenten noch schneller als die Söhne des Kaisers. Wie sollte auch noch Respect da gewesen seyn, sie hatten dem Kaiser den Armensündersrock angezogen. Die Verwaltung und Entscheidung der wichtigsten Staatsangelegenheiten war vorzüglich in ihre Hände gerathen, und unter ihnen selbst regte sich Eifersucht. Der gemeine Bischof wollte die Ehre, bei Hof zu seyn, und bei Hofe etwas zu gelten, dem Erzbischof nicht allein überlassen; der Erzbischof, an den Hofton mehr gewöhnt, mag gegen den Bischof manchmal gewaltthätiger gewesen seyn als sich geziemt hätte.

Wie vollends das große Reich unter Ludwigs Söhnen in mehrere Theile zerfiel, und die kleineren Herren derselben in ewigem Zwist und Krieg mit einander lebten, so verbreitete sich das alles auch auf die Bischöfe, und der Suffraganeus hatte jetzt desto schönere Gelegenheit, seinem Erzbischof nicht zu gehorchen, wenn dieser nicht etwa mit ihm einen König zum Herrn hatte. Wie bedeutend war nicht der Römische Bischof bei den Händeln der Söhne Ludwigs mit ihrem Vater geworden; noch vornehmer und bedeutender that er jetzt, da die Söhne selbst unter einander in beständigem Zwist lebten. Ein Bischof der sich von der Autorität seines Metropolitanen und der Provinzialsynode loszureissen suchte, hatte also kaum einen andern Ausweg, als sich in den Schutz des Römischen Bischofs zu werfen.

Diesen Schritt zu erleichtern, kam vielleicht einer dieser rebellischen Suffrageneen auf den Einfall, eine ganze Sammlung falscher Kirchengesetze zu verfertigen, Decretalen Römischer Bischöfe der vier ersten Jahrhunderte zu erdichten, weil er ohnedieß keine aus diesem Zeitalter in seinem Kirchengesetz-

buch fand, und diese ehrwürdige Alten, wie er glaubte, nach Gutdünken sagen lassen könnte, was er jetzt für seine Sache vorträglich hielt.

Schon längst war nehmlich in den Fränkischen Staaten eine Sammlung von Kirchengesetzen bekannt, welche den Namen des Spanischen Bischofs Isidor führte. Dieser Sammlung fügte der Betrüger seine Erdichtungen bei, ersann allerhand Lügen, woher dieses neue Buch komme, und stellte sich, als ob es schon unter Karls des Großen Regierung aus Spanien gebracht worden wäre.

Der ganze Zweck des Betrügers gieng sichtbar dahin, das Ansehen der Metropolitane und der Provinzialsynoden völlig zu stürzen, die Anklage eines Bischofs für den Laien unmöglich zu machen, und für jeden Geistlichen so sehr nur möglich zu erschweren. Er spielte deswegen alle Kirchengewalt in die Hände des Römischen Bischofs. Er lößte die Bande der bisherigen Diöcesubordination fast völlig auf, und stellte jeden gemeinen Bischof in einer Linie mit dem Metropolitan unter den Römischen Bischof hin. Der Römische Bischof wurde für den Herrn der ganzen Kirche erklärt, nur von ihm hiengen alle Endurtheile in kirchlichen Angelegenheiten und besonders bei Bestrafung eines Bischofs ab. Welcher Metropolite konnte sich entschließen, seinen ihm bisher subordinirten Bischof strafen zu wollen, wenn er erst von jedem Schritt zu Rom Rechenschaft geben sollte? Wie wurden dadurch alle Processe ins Unendliche gespielt, ihre richtige Entscheidung unmöglich gemacht, wenn Streitigkeiten nicht an der Stelle, wo sie entstanden waren, untersucht und entschieden werden sollten?

Die ganze bisherige Hierarchie mußte also nothwendig gestürzt, das ganze Verhältniß der Kirche zum Staat völlig geändert werden, wenn diese neue Kirchengesetze in Gang kom=

men sollten. Wie sollte aber auch wohl in allgemeinen Gang kommen können, was nur ein einzelner Mensch gleichsam aus augenblicklichem Bedürfniß erdacht hatte? Wie sollte eine so äußerst grobe Betrügerei, sobald sie sich recht ins Publicum wagte, nicht sogleich entdeckt und zurückgewiesen werden? Es scheint oft in der Geschichte nicht nach den ordentlichen Regeln der Wahrscheinlichkeit zu gehen, und hier ist einer der Fälle.

In den Händeln, welche in einigen Diöcesen entstanden, die auf der Gränze der Reiche Lothars und Karls des Kahlen lagen, producirte man zuerst diese neue Waare. Die Metropolitane, welche bisher von allem, was in diesem Buche stand, kein Wort gewußt hatten, wunderten sich des neuen Schatzes, sahen aus dem offenbaren Widerspruch mit ältern zuverlässig ächten Kirchengesetzen, daß es mit diesem neuen Producte nicht ganz seine Richtigkeit haben könne. Das sicherste Mittel, den Werth dieser neuen Erscheinung zu erfahren, war also eine Anfrage zu Rom, wo sich von so vielen neuerschienenen Decretalen doch einige im Archiv finden mußten. Auf die erste Anfrage antwortete der Römische Bischof Nikolaus gar nicht; er übergieng in seinem Schreiben die einzige Stelle des Briefes, wo die Frage stand. Endlich kam die Frage öfters. Ganz schweigen konnte der Bischof unmöglich mehr, er antwortete also bloß so, daß er alle Gründe, welche von den Gegnern dieser Decretalen angeführt wurden, als ungültig verwarf. Gründe verwerfen, welche gegen eine Sache angeführt werden, heißt deswegen noch nicht die Sache selbst billigen; aber der Ton, womit der Römische Bischof diese Gründe verwarf, verrieth nur zu deutlich, welcher Meinung er sey. Die Erzbischöfe selbst hatten überdieß die Unvorsichtigkeit, wenn es ihnen gelegen kam, manchmal

auf diese falsche Decretalen sich zu berufen, und sie lernten erst nach dem Beispiel derer von Trier und von Cöln, wessen der Pabst sich unterfange, seitdem der neue Isidor aufgestanden. Es war wohl nicht zu loben, daß diese Bischöfe die unschuldige Königinn Theutberg als Ehebrecherinn verdammten, bloß weil ihr Gemahl eine schönere Dame Walrade zur Königinn machen zu können wünschte: aber der Pabst hatte doch daher noch kein Recht, zwei Erzbischöfe abzusetzen, sich eigenmächtig zum Richter des Königs aufzuwerfen?

Alles mußte sich nun vorzüglich in Frankreich und Teutschland nach der Willkühr des Römischen Bischofs richten. Die unruhigen Regierungen der nach und nach ganz verlöschenden Karolinger waren besonders günstig, und weil man einmal das Vorurtheil hatte, der erste Occidentälische König müsse von dem ersten aller Occidentalischen Bischöfe gekrönt werden, so disponirte der Pabst über die Kaiserkrone, als ob er von Gott verordneter Depositair derselben wäre. Diese Freude dauerte zwar nur kurz, denn da kein mächtiger Karolinger Italien gegen die Einfälle der Ungern, Araber und Normänner vertheidigte, und mit gewaffneter Hand dem hyänenartigen Geist der innerlichen Unruhen steuerte, so that jeder in Italien, was ihn gut dünkte, und niemand verlor mehr dabei als der wehrlose Bischof.

Eben derselbe Pabst Nikolaus I. welchen die Anerkennung der falschen Decretalen in der Geschichte der Hierarchie so merkwürdig macht, hatte auch mit dem Patriarchen von Constantinopel die ärgerlichsten Zwistigkeiten, und spielte hier eben so sehr den Despoten als gegen die Teutschen Bischöfe. Die Geschichte ist folgende.

§. 14.

Händel mit Photius.

Die Griechischen Kaiser konnten es nicht vergessen, daß der Römische Bischof an dem gänzlichen Verlust aller Ueberreste des Exarchats schuldig sey; und sie konnten sich nicht entschließen, dem Fränkischen König eine Beute zu gönnen, welche sie selbst doch den Longobarden nicht mehr entreißen konnten. Sie zogen deswegen alle Besitzungen ein, welche der Römische Bischof in Sicilien oder in andern Provinzen ihres Reichs hatte; keine der Provinzen ihres Reichs sollte mehr von der Römischen Kirche abhangen, Illyrien, Macedonien, Epirus, Achaia und Thessalien wurden an den Patriarchen von Constantinopel gewiesen, der sich mit Freuden das Angebotene zueignete.

P. Nikolaus aber glaubte gleich bei dem Antritt seiner
859 Regierung eine herrliche Gelegenheit gefunden zu haben, das Entrissene wieder unter seine Oberherrschaft zu bringen. Es stritten sich damals ein Paar sehr mächtige Männer um den Constantinoplischen Stuhl: Ignatius war durch Hofkabalen gestürzt, Photius, das größte Genie seines Zeitalters, durch eben dieselbe erhoben worden. Beide gaben sich Mühe, von dem Römischen Bischof anerkannt zu werden, und dieser war entschlossen seinen Beifall recht theuer zu verkaufen. Photius wollte nur nichts als gute Worte dafür geben, und Nicolaus sah deswegen die Ungerechtigkeit seiner Stuhlbesteigung sehr bald ein, excommunicirte den Photius und that gelegenheitlich auch gegen die Griechische Kirche recht herrisch. Der Bischof von Constantinopel antwortete in einem nicht viel sanftern Ton, und lachte, so lange der Hof auf seiner Seite war, aller Bannflüche und Drohungen und gieng darinnen noch weiter als der Römische Bischof, daß er die Lateiner ketzerischer Meinungen beschuldigte, der

ntstandenen Zwist zu einem dogmatischen Streit machte.
um Unglück des Constantinoplischen Patriarchen aber ereig= 867
ete sich gerade in dieser Zeit eine Staatsrevolution, und
veil dieser die Ermordung des Kaisers nicht billigen wollte,
er Römische Bischof aber dieselbe als rühmlich segnete, so
agte der neue Kaiser den Photius ins Elend, und an seine Stelle
am der Freund des Römischen Bischofs. In einem wich=
igen Hauptpunct, der damals dem Pabst am Herzen lag,
gab aber doch selbst auch dieser nicht nach. Es war Streit
wegen der Bulgarei, ob sie zum Römischen oder Constanti=
nopliscen Sprengel gehöre. Sonst galt es nehmlich als all=
gemein angenommener Grundsatz: wer die Nation bekehrt
hat, zu dessen Pfarrkindern gehört sie; hier aber hatten sich
beide Theile um die Bekehrung der controversen Pfarrkinder
verdient gemacht, nur hatten die Griechen den wichtigen
Vorzug, daß die Bulgarei nach der politischen Ländereín=
theilung zum Orient gehörte, und mit der beichtväterlichen
Vorsorge des Römischen Bischofs für die Bulgaren war es
nicht immer zum unschuldigsten zugegangen. Nach zehenjäh=
rigem Exilium kam endlich doch wieder Photius zur vorigen
Würde, und wußte dem Römischen Bischof so viel schönes
vorzusagen, daß dieser seine neue Erhebung billigte. Doch
hielt die neue Freundschaft nur kurze Zeit. Der Römische
Bischof merkte die erlittene Täuschung, donnerte wieder wie
vorher, und war so voll Gift und Groll, daß, da der un=
glückliche Photius nach einem kaum sechsjährigen Genuß sei=
ner neuerlangten Herrlichkeit wieder in eine traurige Staatsre= 886
volution verwickelt wurde, und nun zum zweitenmal vom
Patriarchenstuhl herabsteigen mußte, daß ihn selbst dieses
Opfer seiner Rachsucht nicht mehr sättigte. Nicht nur Pho=

tius, sondern alle von Photius ordinirte Bischöfe und Priester sollten abgesetzt werden.

Der Unverstand kleiner Herren, welche nach einigen glücklichen Versuchen auf einmal etwas zu bedeuten glauben, zeigt sich nie deutlicher als in ihren Forderungen bei Erfechtung eines kleinen Siegs. Der Pabst wäre mit aller Ehre aus dem Spiel gekommen, die entstandene Trennung der Orientalischen und Occidentalischen Kirche würde sich wie eine zufällig erregte Bitterkeit zweier guten Freunde verloren haben, wenn nur der Römische Bischof nicht geglaubt hätte, es komme alles darauf an wie weit man seine Forderungen zu treiben wisse.

Wäre das Pabstthum eine systematischfortgehende Entwicklung, so sollte man nun am Ende des neunten und Anfang des zehnten Jahrhunderts die deutlichsten Beispiele haben, wie sich Könige und Bischöfe ohne Unterschied unter den Fuß des Römischen Priesters schmiegen müßten. Ein Paar kühne Männer hatten einmal den Anfang gemacht, die übertriebensten Forderungen des Gehorsams an fremde Kirchen zu machen, Könige zu mißhandeln und Kronen wie Münzen auszutheilen. Aber alles hängt hier zu sehr an zufälligen Veranlassungen, ist so viel mehr bloß vorübergehendes Phänomen, als absichtlich ausgeführter Plan, daß man nirgends weniger als in der Geschichte der Hierarchie nachfolgende Situationen aus vorhergehenden errathen kann.

§. 15.

Geschichte der Römischen Hierarchie im zehnten Jahrhundert.

Gleich in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts war die Gewalt des Römischen Bischofs wieder recht traurig herabgesunken. Italien, und am meisten Rom, war in der äußersten politischen Verwirrung, die Grafen und Herzoge,

welche anfangs bloß kaiserliche Statthalter waren, hatten sich zu unabhängigen Herren gemacht, und zankten sich wie Alexanders Generale unter einander herum. Besonders die Marggrafen von Thuscien machten sich zu Rom gewaltthätig, und in Italien selbst wäre ihnen niemand vollkommen gewachsen gewesen, wenn nicht die Gegenpartie öfters die Könige von Burgund herbeigerufen hätte. Der Römische Bischof verlor, mit welcher Partie er auch hielt, denn die Partien waren einander an Macht ziemlich gleich, der Sieg mußte also öfters wechslen.

Allein in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts regierten dreizehn Päbste: war von irgend einem etwas großes zu erwarten? konnte irgend einer etwas großes ausführen, wenn er auch das Talent dazu gehabt hätte? Und das ganze päbstliche Regiment war überdieß noch in den Händen zweier Damen, Marozia und ihrer Tochter Theodora, welcher kaum Messalinens Unersättlichkeit den Rang streitig machen wird. Diese gaben ihren Galans oder ihren natürlichen Kindern die päbstliche Krone. Mutter und Tochter hatten oft gemeinschaftliche Freunde. Noch öfters waren ihre Liebhaber von entgegengesetzten Partien; in beiden Fällen mußten Händel unvermeidlich seyn, und die Kirche Christi war gewöhnlich das Opfer.

Frankreich fühlte, bei dem letzten Hinwegsterben des Karolingischen Ansehens, das ganze Unglück einer zerrütteten Feudalverfassung. Alle Fugen, wodurch die große Staatsmaschine ein festes Gebäude wurde, hatten sich auseinander gethan: der Soldat unterdrückte alle übrige Stände; alle übrige Stände wurden deswegen auch Soldatenstand. In Teutschland waren zwar Regenten mit mehrerem Ansehen da, aber auch sie verhinderten nur mit Mühe, daß Teutsch=

lands Lage nicht eben das wurde, was Frankreichs Lage war. Die Bischöfe hatten überall ganz aufgehört, Theologen zu seyn, ihre Vorfahren hatten ihnen den Genuß großer Besitzungen verschafft, auf ihr Wort kam in Staatsangelegenheiten am meisten an, alles wurde also bei ihnen Politik und zwar so rohe ungebildete Politik, wie sie in jenen Zeiten zu erwarten ist.

Die Benedictinermönche waren längst der ganzen Strenge der Regel ihres Stifters nicht mehr treu geblieben, ihr Reichthum hatte sie wollüstig, die Noth der Zeiten roh und barbarisch gemacht. Das Institut der Chorherrn war kaum volle hundert Jahre alt, und doch waren sie schon in vieler Stiftern des gemeinschaftlichen Lebens überdrüssig, die älteren derselben zogen die Güter an sich, und die jüngeren mußten auf bloße Hoffnung, auch einmal ältere Chorherrn zu werden, ganz allein die Dienste versehen.

In Burgund machte endlich der Abt eines Benedictiner
930 klosters zu Clugny einen Reformationsversuch, er bracht mehrere Klöster zur strengern Observanz zurück, übernahm di Oberaufsicht um den Zerfall derselben zu hindern, und wa anfangs bloße Wiederherstellung des ersten Benedictinerorden seyn sollte, gab endlich die Veranlassung zum Ursprung eine besondern Congregation, die sich von den übrigen Benedicti nern absonderte, und in anderthalb Jahrhunderten zu außeror dentlichem Reichthum gelangte. Dieß war gewöhnliche Schicksal aller solcher neuen Stiftungen wodurch man di Mißbräuche der alten verbessern wollte. War der erste Ei fer der Stiftung ein wenig erkaltet, so suchte man Glosse und Exegesen der Regel um sie den Wünschen nach Reichthun und Bequemlichkeit angemessener zu machen. Die Bewunde rung der strengen Lebensart, welche in den allerersten Zeiten de

Stiftung mit den Sitten der übrigen Mönche einen so auffallenden Gegensatz machte, zog eine große Menge Stiftungen herbei, und nie ist noch ein Orden reich geworden, ohne daß sich bei demselben eingeschlichen hätte, was auch bei dem Menschen außer dem Kloster so ganz gewöhnlicher Gefährte großer Reichthümer zu seyn pflegt.

England allein zeichnete sich in der Geschichte der Hierarchie des zehnten Jahrhunderts vor allen übrigen Königreichen aus. Ein einziger Mann bewirkte dort die ganze Revolution. Dunstan, ein Benedictinermönch, voll Stolzes und Mönch-
eifers, wußte sich die Gnade des Königs Edred so zu gewinnen, daß ihn dieser zu seinem Beichtvater, geheimen Rath und Schatzmeister machte. Mit aller der Macht, welche ihm theils der Besitz seiner Aemter, theils die Gnade des Königs in seine Hand gab, vertrieb er die Weltgeistlichen von allen Kirchen, jagte alle Mönche, welche nicht Benedictiner waren, aus den Klöstern, besetzte Kirchen und Klöster einzig mit Leuten seines Ordens, und eiferte für den Cölibat der Geistlichen viel grausamer als Hildebrand. Der Nachfolger Edreds
hielt den heiligen Dunstan nicht für so heilig, daß man nicht 955
seine Schatzmeisters-Rechnungen zu untersuchen nöthig hätte. Der erbitterte Prälat wurde genöthigt das Königreich zu verlassen, allein seine hinterlassene Partie erregte eine Revolution, worin der König um den größten Theil seines Reichs kam. Im Triumph eilte Dunstan zurück, spielte unter der folgenden Regierung einen noch viel unabhängigern Herrn als unter der vorhergehenden, und machte die Mönche, nachdem er sich zum Primaten der Englischen Kirche emporgedrungen, zu Herrn aller Kirchengüter. Schon der einzige König Eduard stiftete auf sein Anrathen fünfzig neue Klöster, und keine List war so fein oder so tückisch, welche er nicht

brauchte, um seinen Ordensleuten das uneingeschränkte Kirchenmonopolium zu verschaffen.

§. 16.

Hierarchische Veränderungen durch Otten den Großen in Italien.

In Rom konnte es nicht besser werden, so lange nicht das Schwert eines Dritten den politischen Partien ein Ende machte, und von dem ruhigern Zustand der Römischen Kirche hieng auch das blühendere Wachsthum der Teutschen ab. Den Vater des großen Karl und Karln selbst hatten Römische Bischöfe nach Italien gerufen: Otto der Große, der in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Teutschland beherrschte, wurde von einer schönen Dame gerufen; denn ein Italiänischer Prinz (Albert, Marggraf von Thuscien) wollte sich ihr mit äußerster Gewalt als Bräutigam aufdringen. Die schöne Adelheid war Wittwe des letzten Italiänischen Königs Lothar; mit ihr suchte also der Marggraf ein Recht auf das Königreich Italien zu gewinnen, dessen Besitz er größtentheils schon seinen Waffen verdankte. Otto der Große war zwar siegreich, aber der Geist der Römer war jetzt schon unbändiger, das Partiemachen schon mehr zur Gewohnheit worden, daß er doch weniger als Karl der Große die Ruhe wieder herstellen konnte. Die Römer machten sich zwar mit einem Eide verbindlich, keinen Pabst ohne die Einwilligung des Kaisers zu wählen, aber es schien als ob sie einen Eid nicht für verbindlich hielten, den sie einem Ausländer geschworen. Erst am Ende des zehnten Jahrhunderts fand Otto III. ein Mittel, der Römischen Kirche die Ruhe und sich den Gehorsam derselben zu versichern. Er setzte einen jungen Teutschen und zwar einen seiner nächsten Anverwandten auf den päbstlichen Stuhl, und wie dieser kein Jahr lang dem

Italiänischen Klima gewachsen war, so ließ er ihm den be- 998
rühmten Gerbert, seinen ehemaligen Lehrer, folgen.

Alles schien sich nun endlich nach und nach zum bessern zu lenken; Staat und Kirche schienen wieder so mit einander verbunden zu werden, wie es für ihre beiderseitige Wohlfahrt nützlich ist. Die Ottonen übten gegen den Römischen Bischof alle Regentenrechte aus, und behandelten ihn ganz als den vornehmsten ihrer Unterthanen. Vor ihrem Gericht mußten sich die Päbste verantworten. Sie setzten Päbste ab und ein, sie machten die wichtigsten Verordnungen wegen der Pabstwahl — wäre vollends Otten III. sein Project gelungen, Rom zur künftigen Residenz seines Reichs zu machen, so müßte sich die Geschichte der ganzen Hierarchie anders entwickelt haben, und nie hätte ein Gregor VII. existiren können.

Doch eröffnet sich aber auch gerade wieder selbst unter diesen Ottonen eine neue Periode der päbstlichen Hoheit. Otto I. wie er die Kaiserkrone zu holen nach Italien gieng, fand seinem Interesse sehr gemäß, dem Römischen Bischof ansehnliche Schenkungen zu machen. Vielleicht wollte er auch hierin Karl der Große seyn, oder fühlte er sich so mächtig, daß ihm kein Argwohn aufstieg, die päbstliche Größe könnte endlich selbst der kaiserlichen Macht nachtheilig werden. Er machte den Römischen Bischof zu einem solchen weltlichen Herrn, der auch an äußerer Macht den unruhigen Italiänischen Grafen und Herzogen gewachsen seyn sollte, denn unter allen Italiänischen Großen schien doch wohl von diesem immer noch die beständigste Treue erwartet werden zu können, da seine Wahl fast einzig vom Kaiser abhieng. Gerade eben dieselbe Politik, nach welcher diese Regenten in Teutschland handelten. Der Teutsche Bischof wurde reich und mäch-

tig gemacht, um desto sicherer den weltlichen Großen entgegengesetzt werden zu können. Er wurde selbst zum Grafen und Herzog gemacht, statt daß er vorher auch bei den reichsten Schenkungen gewöhnlich dem Grafen und Herzog unterworfen blieb. Unsere Kaiser dachten es sich damals gar nicht als möglich, daß ihnen die willkührliche Besetzung der Bischofsstühle entrissen werden könnte, und die Ottonen hatten sogar einen schönen Anfang gemacht, die ansehnlichsten Plätze mit Prinzen oder Bastarden ihres Hauses zu besetzen.

Es ist dabei aber auch noch ein wichtiger Umstand, dessen ganzer Einfluß auf die Beförderung der päbstlichen Hierarchie noch nie genug erwogen wurde — daß der Römische Bischof immer ein halb Dutzend Theaters hatte, auf welchen allen er zugleich handeln konnte und handelte. Was sich jetzt auf dem einen nicht ausführen ließ, war auf dem andern möglich, und eben der Römische Bischof, der gegen den Teutschen König demüthig seyn mußte, weil ihm dieser mit einer Armee nahe war, spielte den Gewaltthätigen gegen den König von Frankreich.

So machte es Gregor der V., welchen Kaiser Otto III. zum Pabst machte. König Robert von Frankreich, der zweite vom Capetingischen Stamme, heurathete seine Verwandtinn Bertha. Der Bischof von Rom erklärte die Heurath für nichtig, und excommunicirte die neuen Eheleute, was auch Robert dagegen einwenden mochte, und so viel Mühe sich auch die Französischen Bischöfe gaben, den Pabst zu versöhnen. Volk und Hofleute trennten sich vom König; und wer ihn bedienen mußte, reinigte alles, was der König berühr hatte, durch das Feuer. Robert wurde endlich genöthigt seine Bertha aufzugeben. Solche glückliche Versuche von Gewaltthätigkeit gegen Könige gaben dem Patriarchen end

ch den Muth, den Kaiser nicht viel besser zu halten als an-
ere Könige, nur mußte das Band der Subordination vor-
er etwas mehr aufgelöst werden, die Verhältnisse des Kai-
ers in Italien mußten sich erst so ändern, wie sie sich seit
er Regierung Heinrichs II. zu ändern anfiengen; die Pabst-
vahl mußte unabhängiger vom Einflusse des Kaisers seyn,
he sich Auftritte ereignen konnten, wie Heinrichs Pönitenz
u Canossa. Die Geschichte der Hierarchie des elften Jahr-
hunderts wird das vollends aufklären, worauf bisher immer
vorbereitet wurde.

§. 17.

Geschichte der Römischen Hierarchie im elften Jahrhunderte.

Zu Anfang des elften Jahrhunderts schien alles wieder nach dem bisherigen Wechsel bald glücklicher bald unglücklicher Versuche zu gehen. Die Partien zankten sich wieder bei der Patriarchenwahl. Es gab Päbste und Gegenpäbste, und Kaiser Heinrich III. behauptete sein Ansehen, wie wenige der vorhergehenden Kaiser. Er ergriff wieder den schon von Otten III. befolgten Plan, geborne Teutsche auf den Römischen Stuhl zu setzen, um ihrer Treue desto gewisser versichert zu seyn. Aber mitten unter allen hieraus entstehenden Unruhen bildete sich ein Mann, in welchem sich endlich alles vereinigte, was bisher manche einzelne der vorhergehenden Römischen Bischöfe mächtig und gewaltthätig gemacht hatte, und der vielleicht der erste auf dem Römischen Stuhl war, der nach einem bestimmten Plan handelte.

Hildebrand (man nennt ihn mit diesem Namen eben so oft als mit dem Pabstnamen Gregor VII.) Hildebrand war ein geborner Italiäner von sehr niedrigem Herkommen.

Ersteres erzeugte bei ihm den Haß gegen alle Fremde und besonders gegen die Teutsche, letzteres scheint sich beständig in einem gewissen Bauernstolz verrathen zu haben, denn öfters war es bei ihm nicht sowohl Plan als eigentlicher Kützel, Könige und Fürsten zu necken. Den Hof Kaiser Heinrichs III. hatte er schon als Jüngling sehr genau kennen gelernt. Denn fast noch als Jüngling gieng er mit dem abgesetzten Pabst Gregor VI. nach Teutschland, und damals schon faßte seine stolze Seele den Entschluß, sich den wilden unbändigen Teutschen einmal als ihr Zuchtmeister zu zeigen. Der Mönchsstand, er wählte sich wahrscheinlich den gerade damals härtesten Orden der Cluniacenser, verstärkte vielleicht die natürliche Unbiegsamkeit seines Charakters, und da vom Jahr
1073 1054 bis zu seiner Stuhlbesteigung, also 20 Jahre lang hindurch, keine Verhandlung des Römischen Hofs, kein großes oder kleines Staatsgeschäft war, wo er nicht vorzüglichste Triebfeder gewesen wäre, so brachte er solche Erfahrungen mit auf den Thron, wie vor und nach ihm kein Römischer Bischof. Italien, Frankreich und Teutschland kannte er auf das genaueste; in beiden letztern Königreichen war er öfters Legat gewesen. Er wußte nicht nur alle Staatseinrichtungen derselben, die verschiedenen Interessen der Partien, den gewöhnlichen Gang ihrer Projecte, sondern er kannte auch den persönlichen Charakter der Regenten und ihrer Großen, hatte die Ueberlegenheit seines Genies im persönlichen Umgang mit ihnen öfters gemessen, und ihnen schon damals sich furchtbar gemacht. Das große vielumfassende Genie ist bei ihm ganz unverkennbar. So unrichtig es daher bei manchen andern Römischen Bischöfen seyn mag, an einen feinen politischen Plan zu denken, so gewiß fand er sich bei Gregori nicht nur in seiner Regierung, sondern auch in demjenigen

was er unter der Regierung vorhergehender Päbste als ihr erster Minister veranstaltet hatte.

Einer der Haupttheile seines Plans, den er noch vor seiner Thronbesteigung ausführte, bestand darinn, die Pabstwahl auf einen zuverlässigen Fuß zu setzen. Nikolaus II. 1059
hielt eine Synode, worauf die Verordnung gemacht wurde, daß die Wahl eines Römischen Bischofs künftig nur bei den Cardinälen seyn sollte; der bisher reelle Antheil des übrigen Klerus und Volks wurde auf eine bloße Acclamation herabgesetzt, das kaiserliche Bestätigungsrecht wurde bloß als päbstliches Privilegium behandelt. In Teutschland war man zwar über diesen verwegenen Schritt erbittert. Man ließ den Gesandten nicht einmal vor, der den Synodalschluß überbrachte: aber Administrationsregierungen sind ohnedieß immer unstät und schwach, und so klug auch Heinrich IV. Mutter gewesen, so hatte sie doch für allzu viele Angelegenheiten in Teutschland zu sorgen, um auch noch gegen jede Prätension der Italiäner sogleich protestiren zu können. Schon bei der nächsten Pabstwahl aber gieng Hildebrand noch einen Schritt weiter, und suchte jetzt das kaiserliche Recht ganz beiseite zu setzen. Die Vormünderinn Heinrichs seine Mutter Agnes widersprach zwar auf das nachdrücklichste, setzte dem unrechtmäßig gewählten Alexander II., den von ihr bestätigten Honorius II. entgegen, allein die unglückliche Entführung des jungen Heinrichs zernichtete alle diese noch so vernünftige Anschläge.

Endlich wurde nach Alexanders Tode Hildebrand selbst auf den Stuhl gesetzt, der unterdeß nur unter fremdem Namen regiert hatte, und Heinrich IV. gewarnt von allen welche 1083
den schlauen Archidiakonus kannten, bestätigte ihn in seiner Würde. Mit unverstellter Dreistigkeit fieng jetzt Gregor an,

seine Entwürfe auszuführen. Gleich auf der ersten Synode schlug er mit dreifachem Bannstrahl. Er excommunicirte alle der Simonie schuldige; alle Geistliche, welche nicht ganz außer ehelichen Verbindungen lebten; und endlich namentlich den Robert Guiscard, einen edlen Normann, der den Saracenen Sicilien, und einen Theil von Neapel abgenommen hatte und der Römischen Kirche ihre ehemaligen dasigen Güter nicht wiederhergestellt haben sollte.

Wenn man je von den Absichten eines Mannes nach Verfluß von sieben Jahrhunderten zuverlässig urtheilen kann, so scheinen Gregors Ideen folgendermaßen aus einander geflossen zu seyn. Hauptzweck aller seiner Bestrebungen war wohl kein anderer als die Kirche, und das war nach dem damaligen Stil niemand anders als die Geistlichen, vom Staat völlig unabhängig zu machen, sogar den Staat der Kirche ganz zu unterwerfen. Diesen Zweck zu erreichen war nöthig, erst in manchem der Kirche selbst eine ganz ander Einrichtung zu geben. Ein Geistlicher, der Frau und Kinde hatte, war gar zu sehr in Familien- und Staatsinteresse verflochten, als daß er recht eifriger Verfechter der Kirche hätt seyn können. Weiber und Concubinen der Geistlichen mußten also hinweggeschafft werden, es koste noch so heftige Bewegungen. War der Geistliche erst von dieser Seite gan unabhängig, so mußte alsdenn die Ertheilung der kirchliche Aemter und Stellen ganz aus den Händen der Könige un Fürsten gerissen werden. Dieß ließ sich unter dem Schei der einreissenden Simonie am besten ausführen; denn es wa freilich unläugbar, daß sich die Könige und ihre Ministe manches hatten bezahlen lassen, was sie hätten umsonst ge ben sollen. Nun diese aber aus allen Verhältnissen mit der Staat gleichsam herausgerissene Geistlichkeit sollte einzig der

Römischen Bischof subordinirt seyn. Jeder Bischof und Erzbischof sollte in seinem Sprengel nur so viel gelten als ihn der Pabst gelten lassen wollte. Er sollte bloß Vicarius des Pabsts seyn, und der Vicarius habe keine Gewalt als von dem, dessen Stelle er vertrete. Alle Königreiche betrachtete er als Eigenthum des heiligen Stuhls, welche also auch der heilige Stuhl verleihen könne, wem er wolle, für deren Verleihung auch dem heiligen Stuhl ein Recognitionsgeld gebühre. Kann sich alsdenn ein Vasall der Jurisdiction seines Lehnsherrn entziehn? Sind nicht alle Könige und Bischöfe verbunden, vor dem Römischen Stuhl ihr Recht zu nehmen?

Vielleicht hat noch kein menschlicher Kopf ein ausschweifenderes politisches Project ausgeheckt, vielleicht ist auch noch kein Project mit mehr Unvorsichtigkeit ausgeführt worden als dieser Entwurf Gregors. Mit dem ersten Tritt auf den päbstlichen Thron fieng Gregor mit dem großen und niedern Klerus, mit den Normännern, die ihm so nahe auf dem Nacken waren, zugleich Händel an, verschonte zwar Heinrichen noch auf seiner ersten Synode, aber doch gleich das Jahr darauf citirte er ihn zur Verantwortung nach Rom, und erklärte die Sache der aufrührischen Sachsen als seine Jurisdictionssache. So erklärte er zwar auch seine Gesinnungen wegen der Investitur nicht gleich anfangs vollkommen deutlich, aber er verbot doch sogleich, vom Kaiser sich investiren zu lassen, weil dieser mit Excommunicirten umgehe. Was kann unvernünftiger scheinen, als bei Ausführung eines höchst wichtigen politischen Plans auf einmal mit allen Partien Händel anzufangen? Wirklich scheint auch Gregors Unternehmen zu denjenigen zu gehören, die man für wohl überdacht hält, weil sie nicht unglücklich geriethen.

Heinrich glaubte anfangs des Pabsts sich erwehren zu

können, wie man sich bisher schon eines manchen Pabsts erwehrt hatte; er setzte ihm einen Gegenpabst entgegen. Aber in Teutschland war alles viel zu froh, eine scheinbare Ursache des Ungehorsams entdeckt zu haben. Der Kaiser fand überall nichts als Rebellion; in der Verzweiflung entschloß er sich also zu einem Schritt, zu welchem ihn sein trotzigverzagter Charakter hinriß. Er gieng selbst nach Italien, stellte sich im Armensündershabit zu Canossa, und so weidete Gregor sein Auge drei ganze Tage lang an dem gedemüthigten Kaiser. Die Folge dieser Verwegenheit des Pabsts war, wie sie jeder Kluge voraussehen konnte. In Italien erwachte allgemeiner Haß gegen den Freund der Marggräfinn Mathildis, und in den Seelen mancher Teutschen regte sich wieder edler Ehrgeiz, ihren Kaiser nicht zu verlassen. Hätte nicht Gregor mit den Normännern eilends Friede gemacht, und wäre ihm nicht der Tod gerade zur erwünschtesten Zeit
1085 gekommen, so würde er schwerlich ganz ungestraft aus der Welt gekommen seyn.

Bei dieser ganzen Revolution ist gewiß nicht das merkwürdigste, daß Heinrich, verlassen von allen guten Freunden und treuen Rathgebern, einen einfältigen Streich that, den selbst der Pabst nicht erwartete, noch daß ein Pabst, wie Gregor, den Kaiser, wenn er sich einmal als armer Sünder eingestellt hatte, im Schloßhof unter freiem Himmel drei Tage lang auf priesterliche Gnade harren ließ. Aber unbegreiflich muß es scheinen, wie der Pabst sich unterstehen konnte, gegen die Observanz aller bisherigen Zeiten, als ob es ihm erst inspirirt worden wäre, auf einmal zu behaupten, daß kein Geistlicher von einem Weltlichen ein Lehen empfangen könne. Man sieht hier, wie oft ein Mann mit dem Menschenverstand seines ganzen Zeitalters spielen kann. Noch war un-

terdeß kein Mensch auf den Einfall gekommen, daß die Hand des friedlichen Geistlichen von der blutigen Hand der Könige keine Lehen empfangen könne, daß, was einmal der Kirche gegeben worden sey, nicht eben so wie andere Güter und Schenkungen von Zeit zu Zeit wieder verliehen werden müsse. Sobald aber Gregor der Welt seine neue Entdeckung verkündigt, so fand sogleich eine große Menge eben das wahr, was Gregor gefunden hatte. Es entstand nicht nur der heftigste Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht, sondern auch eine gelehrte Streitigkeit, in welcher sich die besten Federn des damaligen Zeitalters übten.

Eine Verordnung wegen des Cölibats der Geistlichkeit war nichts neues, die Verordnung an sich selbst würde also wenig Aufsehen gemacht haben, aber man erwartete gar nicht, daß auf Beobachtung derselben mit so vieler Strenge gedrungen werden würde. Die Mainzer Geistlichen, deren Erzbischof Sigfried ein inniger Freund Gregors war, antworteten bei der Publication der päbstlichen Verordnung, sie könnten nicht wie Engel leben, der Pabst möge sehen, wo er sich Engel zu Geistlichen bekommen könne. Doch siegte endlich das unmenschliche Gesetz, und die gänzliche Vermischung des Mönchsstandes mit dem Klerus war gewiß eine der Hauptursachen seiner glücklichern Ausführung. Die arme katholische Geistlichkeit, die nun das Sacrament der Ehe nicht mehr genießen soll! Doch die noch bedaurenswürdigeren Laien, deren geistliche Väter so gewaltthätig von allen Empfindungen eines Gatten und Vaters abgezogen wurden, welche sie der Führung des Volks erst recht fähig gemacht hätten. Hätte doch lieber Gregor in dem Investiturstreit gesiegt, als mit seinem Cölibatgesetz!

Gregor hat den Ton zu allen nachfolgenden Mißhand-

lungen angegeben, welche die Kaiser von den Päbsten auszustehen hatten. Er hat gewisse Grundsätze rege gemacht, die von seinen Nachfolgern nur ausgebildet und öfters in Uebung gebracht wurden. Er drang mit unüberwindlicher Standhaftigkeit darauf, daß überall die Römischen Kirchengebräuche eingeführt werden sollten; um auch hier das zu haben, was meist sicheres Kennzeichen des Despotismus ist — allgemeine Gleichförmigkeit.

Noch wars auch er, der dem ganzen päbstlichen Canzleistil eine andere Form gegeben, als er vorher hatte. Vorher war der Name Pabst gemeiner Name aller Bischöfe, Gregor nahm denselben ganz eigenthümlich, und ein Schriftsteller des damaligen Zeitalters braucht schon den Ausdruck, das Wort Pabst in der mehreren Zahl, sey eben so gotteslästerlich als den Namen Gottes in der mehreren Zahl zu gebrauchen. Gregor fieng zuerst an in der Aufschrift seiner Briefe, apostolischen Segen anzuwünschen; sprach in den Briefen selbst viel mehr als Herr, denn alle seine Vorgänger; ließ bei dem Datum seiner Briefe die Rechnung nach den kaiserlichen Regierungsjahren hinweg, und änderte den Eid, welchen die Erzbischöfe dem Pabst bisher geleistet hatten, in einen wahren Vasalleneid. Er vermehrte die Einkünfte der päbstlichen Kammer, indem er mehrere Klöster unter den apostolischen Schutz des Römischen Stuhls nahm, und sich Schutzgeld bezahlen ließ. Seine Freundinn, die Marggräfinn Mathildis, bewog er, alle ihre sehr ansehnlichen Güter, ungeachtet der beträchtlichste Theil derselben Lehen waren, der Römischen Kirche zu vermachen. Wie viel würde nicht ein so kühner Mann ausgerichtet haben, wenn seine Regierung nicht zu kurz gedauert hätte, man muß, um ihn ganz kennen zu lernen, verschiedene der Beweisgründe noch wissen, womit er seine Forderungen unterstützte.

Den Kaiser auf eine so feierliche Art excommuniciren, seine Unterthanen vom Eid der Treue freisprechen, und das Verbanntseyn auf alle diejenige ausdehnen, welche mit ihm umgehen, war so der erste Schritt seiner Art, daß Gregor selbst gegen manche seiner Partie sich zu vertheidigen Ursache hatte. Er berief sich darauf, daß Zacharias den König Childerich abgesetzt habe, er brauchte das Beispiel des Eifers Ambrosii gegen den Kaiser Theodos. Weltliche Sachen seyen doch gewiß nicht von so hohem Werth, und so schwer zu beurtheilen als geistliche Sachen, könne also der Pabst über geistliche Sachen urtheilen, warum nicht über weltliche? Er, dessen Würde ohnedieß viel vornehmer sey als die königliche! Diese sey eine bloße Erfindung des menschlichen Hochmuths, jene sey einzig um der Seele der Menschen willen da. Jeder König, der nicht Christlich lebe, stehe unter der Herrschaft des Teufels; nun habe der geringste Geistliche (Exorcist) über den Teufel Gewalt, wie viel mehr muß also der, welcher der vornehmste aller Bischöfe ist, über den Sklaven des Teufels Gewalt haben? Die Könige seyen meist gottlos, die Päbste gleich, sobald sie Päbste würden, heilig, ob nun nicht die Heiligen die Welt richten sollten? Ist es ein Wunder, daß ein Mann von solchen Grundsätzen die halbe Welt umstürzen wollte? ein Mann, dessen Lieblingsspruch in der Bibel war (Jerem. 48, 10.): Verflucht sey, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße.

§. 18.

Streitigkeiten mit der Griechischen Kirche. Michael Cerularius.

Noch ehe Hildebrand den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte, geschah auch die gänzliche Trennung der Griechischen und Lateinischen Kirche. Die in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts entstandenen Streitigkeiten wegen des Photius hatten so viel wechselsweise Bitterkeiten veranlaßt, und mehr durch

eignes Stillschweigen beider Partien als durch wahre Versöhnung sich geendigt, daß jeder kleine neuhinzukommende Umstand den heftigsten Ausbruch wieder befördern mußte. Der Patriarch von Constantinopel aber Michael Cerularius, der in der Mitte des elften Jahrhunderts regierte, war gerade der Mann zur Erneurung des Streits. Er war voll Gift gegen die Lateiner, weil er selbst bei seinem Hofe wenig Unterstützung gegen dieselbe fand; denn der Griechische Kaiser schmeichelte dem Römischen Hof, da er durch seine Hülfe in Neapel und Sicilien, vielleicht doch noch einiges gegen die Saracenen und Normänner zu behaupten hoffte. Ein Brief des Michael Cerularius gab also das Zeichen zum öffentlichen neuen Angriff. Er beschuldigte in einem Schreiben an einen Apulischen Bischof die Lateiner vielfacher Ketzereien, die größtentheils von der Beschaffenheit sind, daß sie auch bei jenem Zeitalter keinen Eindruk hätten machen sollen. Der Brief kam dem Römischen Bischof in die Hände, der es als eine Ehrensache ansah, und die Griechen auf einer Synode
1053 excommunicirte. Der Griechische Kaiser versuchte alle Wege der Vermittlung. Es kamen, die Sache zu vergleichen, drei Gesandte des Römischen Bischofs nach Constantinopel. Diese führten sich aber so trotzig auf, daß eben dadurch alle Hoffnung der Vereinigung zernichtet wurde. Sie publicirten selbst in der Hauptkirche zu Constantinopel die Excommunication des Michael Cerularius, und um nicht von dem Volke verstanden und gesteinigt zu werden, publicirten sie dieselbe Lateinisch. Der Krieg war nun auf beiden Seiten angekündigt, und wie damals theologische Kriege geführt wurden, besonders wenn der beleidigte Stolz großer Bischöfe dabei sprach, läßt sich sehr leicht vermuthen.

§. 19.

Resultat aller hierarchischen Veränderungen in dieser Periode.

Alles hat sich, wenn wir auf die bisherige Periode zurücksehen, im ganzen System der Hierarchie geändert. Die Griechische und Lateinische Christen erkennen sich nicht mehr als Brüder; zum Nachtheil der beiderseitigen Kirchen, hört die bisher beständig fortdaurende Communication unter ihnen auf. Die Hierarchie des Orients ist wie schon zu Anfang dieser Periode geschah, immer mehr dem kaiserlichen Despotismus unterworfen worden. Im Occident aber siegte die geistliche Macht im Kampf mit der weltlichen. Die Synoden, auf deren Entscheidung in der ersten Hälfte dieser Periode noch so viel ankam, waren ganz unbedeutend geworden, wichtige Sachen giengen alle nach Rom und der Geschmack an theologischen Streitigkeiten hätte sich bei den Bischöfen völlig verloren, da sie weltliche Herren geworden waren. Die beträchtlichste Anzahl von Klöstern hatte sich von der Subordination der Bischöfe losgerissen, der Römische Bischof suchte alle unmittelbar an sich zu ziehen, und da ihn die Könige öfters zur Ausführung ihrer Absichten brauchten, so lernte er dabei nach und nach den Gebrauch seiner Kräfte kennen, und wagte endlich auch zum vermeinten Besten der Kirche, was er so oft vorher bloß andern zu gefallen gethan hatte. Wenn man die äußersten Mißhandlungen und die tiefsten Verehrungen, welche oft einem und eben demselben Pabste widerfuhren, mit einander vergleicht, so glaubt man sich oft unter Menschen versetzt, welche den Wilden ähnlich sind, die ihren Gott prügeln, wenn er ihnen nicht zu Willen wird. Es wäre, wenn wir es nicht noch täglich bei einzelnen Menschen wahrnehmen könnten, es wäre unbegreiflich, was der Schall gewisser Worte, mit welchen doch niemand

eine Idee verband, in einem ganzen Zeitalter ausrichten kann. Kirche und Kirchenfreiheit waren die zwei Worte, um welche sich alle Streitigkeiten der letztern Zeit dieser Periode herumdrehten, und niemand wußte bestimmt, was er sich unter Kirche und Kirchenfreiheit denken sollte. Sorgloser Gebrauch vieler Stellen des alten Testaments vermehrte die schon herrschende Verwirrung, und die Partie, welche sich den ausschweifendsten Forderungen des Römischen Bischofs entgegensetzte, fühlte wohl die Ungereimtheit der Folgerungen, aber wußte nie den eigentlichen Trugschluß zu entdecken. Die Entdeckung desselben lag auch ganz außer dem Gesichtskreis dieses Zeitalters, so lang noch alle Gelehrsamkeit einzig in den Händen des Klerus war, und so lang selbst dieser alle seine Ideen aus der Vulgata schöpfte.

Geschichte der Religion und Theologie, nebst den damit in Verbindung stehenden Gebräuchen des öffentlichen Gottesdienstes.

§. 20.

Monotheletenstreit.

Ob schon am Ende der vorigen Periode der Artikel von der Person Christi durch Streitigkeiten und Vereinigungsversuche bis zu den feinsten Spitzfindigkeiten erörtert worden war, und vorzüglich die Lehre von Vereinigung beider Naturen in einer Person, durch zweihundertjährige Untersuchungen bis zur Beantwortung der seltsamsten Fragen sich ausdehnte: so gelang es doch dem Ungestümm einiger Mönche, noch einmal einen neuen Streitpunct zu finden, den Orient und Occident noch einmal in die größte Bewegung zu setzen. Die angesehensten Männer sowohl der großen katholischen Partie als der Monophysiten kamen nehmlich in der Mei-

nung überein, daß man nur einen Willen in Christo anneh- men könne, und es fanden sich auch wirklich mehrere Stel- len, daß orthodoxe Väter so gesprochen hatten; Phraseologie der Alten aber war damals immer einziges Kriterium der Wahrheit; welche hier sogar noch durch die Uebereinstim- mung der drei großen Patriarchen zu Rom, Constantinopel und Alexandrien außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese von Orthodoxen und Monophysiten so angenommene Meinung aber hielt man nun leider für einen Vereinigungspunct bei- der Partien, und Kaiser Heraklius, der zu Anfang des sie- benten Jahrhunderts mit den Persern um die Existenz seines Reichs kämpfen mußte, hatte alle Ursache, eine Vereinigung zu wünschen, um die getheilten Kräfte seines Reichs bei so aufgehäuften Drangsalen zur Gegenwehr zu vereinigen.

Einem Mönch zu Alexandrien Sophronius kam es zu- erst in Sinn, den bisher allgemein angenommenen Satz als Heterodoxie zu bestreiten; doch der einzelne Mönch gab sich bald wieder zufrieden. Kaum hatte es ihm aber geglückt, Patriarch von Jerusalem zu werden, so verfluchte er auf ei- ner Synode die Lehre von einem Willen, und erklärte für nothwendige Orthodoxie, zwei Willen und zwei Wirkungen in Christo zu bekennen.

Man suchte durch Versprechungen eines wechselsweisen Stillschweigens allen weitern Ausbruch zu verhüten; weil aber solche Privatversprechungen wenig nützten, so ließ endlich
der Kaiser selbst ein Edict (Ecthesin) ergehn, worin zwar 638
die Lehre von einem Willen gebilligt, aber überall verboten wurde, von einem oder von zwei Willen zu sprechen. So weit die Macht des Kaisers reichte, so weit wurde das Ver- bot gehalten, aber der Bischof von Rom Johann IV. wel- chen die Partie des Sophronius gewonnen hatte, und der

damals noch nicht gewußt haben muß, daß sich sein Amtsvorfahr Honorius in Glaubenssachen nicht habe irren können, erklärte sich mit allem Nachdruck gegen Monotheletismus, und suchte mit der gewöhnlichen Geschäftigkeit des Römischen Ehrgeizes, eine Partie zu werben.

Doch der wirksamste Patron der neugefundenen Orthodoxie war ein Mönch Maximus, der mit fanatischer Unruhe aus einer Provinz in die andere lief, in Afrika die größten Bewegungen erregte, und den Kaiser als einen zweiten Julian verlästerte. Eine Frage, welche bloß zu den feinern theologischen Speculationen gehörte, sollte als eines der wichtigsten Religionsmomente angesehen werden. Kaiser Constans, der die nachtheiligen politischen Folgen dieser religiösen Unruhen einsah — die Araber nahmen eine Provinz nach der
648 andern hinweg — suchte durch ein neues Edict (Typus) den Fortgang derselben zu hemmen, der durch die Verordnung des Heraklius nur noch befördert worden war. Heraklius hatte wechselsweises Stillschweigen befohlen, aber zugleich doch die Monotheletenlehre gebilligt. Constans befahl Stillschweigen und gab selbst das beste Beispiel desselben, er billigte und verwarf keine von beiden Meinungen. Heraklius hatte bloß befohlen, Constans gab seinem Befehl durch Androhung bürgerlicher Strafe Nachdruck. Allein Schweigen war nun einmal keine Sache der aufgebrachten Mönche und Theologen.

Kaum war das Edict des Kaisers Constans zu Rom bekannt, so hielt der dasige Bischof Martin eine Synode, auf welcher er die kaiserlichen Edicte und alle Freunde derselben verfluchte, und kaum noch des kaiserlichen Namens schonte. Die Erbitterungen in Rom waren so groß, daß sie auf einer Synode daselbst die Verfluchung der Monotheletenlehre nicht mit bloßer Dinte unterschrieben, sondern vom

Abendmahl Wein darunter gossen. Der Kaiser fuhr mit Strafen zu, setzte ab, verwies des Landes, und war so entschlossen, seinem Edict Respect zu verschaffen, daß er den Römischen Bischof als einen Verräther würde haben enthaupten lassen, wenn nicht der sterbende Patriarch von Constantinopel für ihn gebeten hätte.

Die nachfolgenden Römischen Bischöfe schmiegten sich, und erhielten endlich durch Schmiegen mehr als durch allen vorhergehenden Trotz. Der Sohn und Nachfolger des Kaisers Constans, Constantinus Pogonatus, hielt eine große 680
Kirchenversammlung zu Constantinopel (Trullana Synodus) und verdammte auf derselben die Monotheletenlehre. Die Freunde der päbstlichen Untrüglichkeit lieben die Acten dieser Synode gar nicht, denn namentlich dem Römischen Bischof Honorius wird das Anathem darin zugesagt. Auch dießmal wie bisher immer machte die Entscheidung der Synode dem Streit kein Ende, auch dießmal wechselte wieder die öffentliche Kirchenorthodoxie nach den Gesinnungen der schwachen, parteiisch = blöden Kaiser, nur konnte sich keine eigentliche Religionspartie bilden, weil kein großer Bischof der Anführer der Monotheleten war.

Allein nur die Mönche eines Klosters am Berg Libanon behaupteten sich, getrennt von der übrigen großen Kirche. Es war unter ihnen ein unternehmender Kopf Johann Maro, der, nicht zufrieden bloß der allgemeinen Reichsorthodoxie sich zu widersetzen, einen völligen Aufruhr gegen den Griechischen Kaiser erregte, die Regierung der ganzen Gegend an sich riß, und seine Partie so furchtbar zu machen wußte, daß Griechen und Araber dieselbe nicht bezwingen konnten. Dieser von der großen Kirche getrennte Haufen, zu dessen Entstehung der Monotheletenstreit Anlaß gegeben hatte, erhielt sich bis zu

Ende des zwölften Jahrhunderts, er vereinigte sich alsdenn endlich mit den Lateinern in Palästina.

§. 21.

Wesentliche Verschiedenheit der Bildung der Griechischen Dogmatik und der Lateinischen.

Schon in der vorigen Periode zeigte sich in der Dogmatik und in der Entwicklung ihrer Grundsätze ein offenbarer Unterschied zwischen der Griechischen und Lateinischen Kirche. Je mehr sich nun auch die Glaubenslehre der Lateinischen Kirche durch eigene Untersuchungen ihrer Lehrer nach und nach ausbildete, je mehr sich die ganze Communication der beiden Kirchen nur auf die Verbindungen Roms mit Constantinopel einschränkte, je metaphysischer die Theologie der Griechen wurde und je mehr sich die Theologie der Lateiner mit Volksmeinungen vermengte, desto sichtbarer mußte sich der Unterschied der beiderseitigen Dogmatik zeigen. Manche wichtige Schriften, welche den ganzen Schatz der spitzfindigen Griechischen Dogmatik enthielten, wurden zwar übersetzt, und dadurch auch bei den Lateinern in Gang gebracht, aber sie bekamen doch nie eben das Interesse für den Lateiner als für den Griechen. Augustin und Gregor der Große galten bei jenem immer mehr als die allgemeinen Lehrer; und beide, nicht sowohl spitzfindige Köpfe als Männer von Declamation, und einer solchen Einbildungskraft, wie sie gerade dem eignen Vorstellungsvermögen der Occidentalischen Theologen am meisten entsprach, mußten nothwendig immer stärkere Partien machen.

Ueberdieß hatte die ganze Hierarchie des Occidents, verglichen mit der Orientalischen, gerade die entgegengesetzteste Entwicklung, mußte also nicht auch Dogmatik, welche den hierarchischen Meinungen zur Grundlage diente, nach ganz ent-

gegengesetzten Seiten sich ausbilden? In der Griechischen Kirche erstarb immer alles mehr, in der Lateinischen lebte, nach einigen Katastrophen, alles immer mehr auf. Aus jener flohen die Wissenschaften, in dieser verbreiteten sie sich immer mehr, und fanden bei Kirchen und Klöstern nach und nach einige sichere Stätte. Dort zerfiel die Sprache, hier bildete sie sich nach und nach zum glücklichern Ausdruck auch feinerer Unterscheidungen.

Auch die große Verschiedenheit des Orientalischen und Occidentalischen Mönchswesens äußerte natürlich zunächst in der Dogmatik ihre ganze Wirkung, weil in beiden Kirchen der größte Theil der angesehensten Theologen — Mönche waren. In so vieler Rücksicht unterschied sich die Bildung der Griechen und der Lateiner, und diese in die ganze beiderseitige Verfassung verwebte Unähnlichkeit war gewiß eine der unsichtbarwirkenden Ursachen des großen Schisma, das in dieser Periode zwischen beiden Kirchen entstand; denn der Streit wegen dem Ausgang des heiligen Geistes vom Sohne trennte nicht erst beide Kirchen, sondern gab nur Gelegenheit, die Trennung auf eine feierliche Art zu erklären, und den Riß unheilbar zu machen.

§. 22.

In das Nicäische Symbolum kommt filioque.

In Spanien, wo der Arianismus bis zu Ende des sechsten Jahrhunderts herrschende Religion war, suchte man bei unternommener Reformation jede Kleinigkeit hervor, welche der Arianer zum Beweisgrund seiner Meinung gebraucht hatte, und es mußte damals für einen der bündigsten Gründe gegen die Gotteswürde des Logos gehalten worden seyn, daß nach den häufigern Zeugnissen der Kirchenväter der Geist nur vom Vater und nicht vom Sohn ausgehe. Die Spanier,

voll Eifers gegen den Arianismus, bedachten die Heiligkeit des Nicäischen Symbolums nicht, und unterstanden sich durch Einrückung des Worts filioque das Symbolum nach ihrer Meinung noch orthodoxer zu machen, als es nach bisherigem Gebrauch gewesen war. Von den Spanischen Kirchen kam diese vermehrte Ausgabe des ältesten ehrwürdigsten Symbolums in die Fränkischen Kirchen, und da zwischen Franken und Griechen wegen dem Interesse der beiderseitigen Höfe eine beständige Verbindung war, der Streit wegen der Bilderverehrung zu Gesandtschaften Veranlassung gab, so kam auch diese Frage in Bewegung, ob es recht gewesen sey, dem Nicäischen Symbolum einen solchen Zusatz zu geben. Die Lateinischen Mönche beförderten endlich den ganzen Ausbruch. Sie wallfahrteten in großer Menge nach Jerusalem, und sangen dort unter andern gottesdienstlichen Uebungen das Nicäische Symbolum, mit dem Zusatze wie sie es zu Hause wohl gewohnt waren. Die Griechen wollten dieses nicht leiden, und die Mönche suchten Hülfe bei Karl dem Großen. Die Sentenz seiner Reichsprälaten fiel zwar für die Mönche aus, aber der Römische Bischof, ob er schon das Dogma billigte, mißbilligte doch die gewagte symbolische Vermehrung, und in den Streitigkeiten mit den Griechen war Johann VIII. so offenherzig, den Zusatz für gotteslästerlich zu erklären, er bat sich aber für diese Fehler der Lateinischen Kirche Gedult aus. Im zehnten Jahrhundert wußte schon niemand mehr bei den Lateinern von einem andern Nicäischen Symbolum als von einem solchen, worin filioque stand.

§. 23.

Geschichte des Bilderkriegs.

Doch alle andere Streitigkeiten dieser Periode, sowohl in der Lateinischen als Griechischen Kirche, waren gleichsam

nur Zuckungen, in Vergleichung mit dem fürchterlichen Sturm, welchen der Bilderkrieg veranlaßte. Es lag nehmlich schon in der Denkungsart der Christen des fünften Jahrhunderts, daß man den Bildern heiliger Männer, besonders den Bildern Jesu und der Maria, außerordentliche Hochachtung bewies. Man erzählte sich Wunderwerke, die bei denselben geschehen seyen, und während der Monophysitischen Streitigkeiten wurden die Gemälde und Statuen der Gottesgebährerinn mit einer Art von Wetteifer der Orthodoxen und Heterodoxen verehrt. Ein Handlungsinteresse, besonders der Mönche, vereinigte sich damit, sie beschäftigten sich sehr viel mit Malerei, und konnten, wenn der Aberglaube des Volks recht groß war, eine beträchtliche Anzahl ihrer Manufacturen absetzen. Die Meinung war ohnedieß angenommen, daß die Heiligen auch noch nach dem Tode an den Angelegenheiten dieser Erde und der Menschen Theil nähmen, und daß ihr Vorwort bei Gott nicht ohne Wirkung sey. Wie man ihre Reliquien mit kindischabergläubischer Sorgfalt zeigte, so glaubte man auch, ihnen selbst die Ehre zu erweisen, die ihren Bildern erwiesen wurde. Eigentliche Anbetung war es zwar nicht, die man ihnen erwies: wenigstens die Klügeren eiferten dagegen; aber nachdem der Wundererzählungen so viele wurden, durch die beständigen metaphysischtheologischen Streitigkeiten das Wesentliche der Religion immer mehr sich verdunkelte, so gieng jener anfangs nur unbestimmte Aberglauben endlich in eine ganz entschiedene göttliche Verehrung über. Die eigentliche Epoche eines solchen Uebergangs läßt sich nach der Natur der Sache nicht bestimmen.

Kaiser Leo, ein Prinz von vieler Einsicht, nahm den einreißenden Unfug wahr, und befahl die Bilder in der Kirche 726
so hoch zu stellen, daß wenigstens eine gewisse Art der aber-

gläubischen Verehrung aufhören sollte. Das Volk glaubte, der Kaiser gehe darauf um, die ganze Christliche Religion umzustürzen, und die Römischen Bischöfe Gregor II. und III. behaupteten, schon seit den Zeiten der Apostel habe der Bilderdienst in der Christlichen Kirche statt gehabt. Mönche und Geistlichkeit verhetzten das Volk gegen den Kaiser, und in Italien kam es zu Empörungen, an welchen die Römischen Bischöfe nicht unschuldig waren. Leo, gereizt durch die Widersetzlichkeit dieser Eiferer, gieng immer weiter. Er entsetzte den Patriarchen von Constantinopel, einen der eifrigsten Vertheidiger des Bilderdienstes, und verbot nun durch ein eigenes Edict die Bilder anzubeten. Er ließ alle Malereien in der Kirche auskratzen, und die Gemälde, welche man hinwegnehmen konnte, verbrennen. Die Mönche schalten ihn einen Antichrist, einen zweiten Julian, er rächte sich an ihnen durch Strafen.

Vom Jahr 726 — 780 war es gleichförmig fortdaurende Bemühung der Griechischen Kaiser, den Bilderdienst zu vertilgen, die ganze Ruhe ihrer Regierung hieng davon ab; denn welcher mißvergnügte Minister oder rebellische Prinz sich für den Bilderdienst erklärte, hatte immer den großen Haufen für eine Revolution bereit. Sie giengen nun nicht immer bloß nach Strenge, sondern sie hielten Synoden, und suchten das Volk durch Synodalentscheidungen zu leiten. Aber Synodalentscheidungen konnten das Volk nur dahin leiten, wo es ohnedieß hinwollte: alle Bemühungen waren vergeblich, im Orient war alles voll Unruhe, Italien gieng verloren und eine Staatsrevolution im Jahr 780 zernichtete vollends, was vorher so mühsam aufgebaut worden war.

Irene schickte nehmlich ihren Gemahl den Enkel Leos III. aus der Welt, regierte unter dem Namen ihres Sohns

Constantin, und um sich in der Regierung desto mehr zu befestigen, nahm sie den Bilderdienst in Schutz, hielt eine große Synode zu Nicäa, auf welcher beschlossen wurde, daß man 786
dem Kreuz, den Bildern Christi und der Maria, der Engel und der Heiligen eine gottesdienstliche Verehrung erweisen sollte; daß man sie küssen, ihnen räuchern und Lichter anzünden solle. Der Römische Bischof nahm die Schlüsse der Nicäischen Synode mit Freuden an. Der aufgeklärtere Karl der Große ließ sie in einer eigenen Schrift widerlegen, und rief auch in seinen Staaten eine große Synode zusammen, 794
wo noch einmal, ungeachtet alles dessen was der Römische Bischof beschlossen hatte, der Bilderdienst verworfen wurde. Mäßiger blieben die Bischöfe zwar darin als die Orientalischen Bilderstürmer, daß sie die Bilder nicht ganz zum Tempel hinaus warfen, aber eben diese ihre Mäßigung wurde das Unglück des nachfolgenden Zeitalters.

Auch nach der zweiten Nicäischen Synode war doch noch nicht Ruhe im Orient. Die Raserei der Bilderanbeter war gar zu ausschweifend, als daß sie nicht jedem vernünftigen Regenten hätte mißfallen sollen, sobald dieser den geringsten Versuch machte, sie einzuschränken, so war kein Satansname im Alten und Neuen Testament, den nicht die Mönche dem Kaiser gäben. Selbst zu Constantinopel — man hätte doch in der Residenz noch die meiste Aufklärung erwarten sollen — legte man den heiligen Statuen die neugebornen Kinder in den Arm, daß doch in diese Kleinen eine geheime Kraft transpiriren möchte. Man erbat die Bilder zu Taufpathen. Die Farbe von den Gemälden wurde abgekratzt, mit dem Abendmahlwein vermischt, auch das Abendmahlbrod nicht eher genossen, als bis es eine Zeit lang in die Hand einer solchen heiligen Statue gelegt worden war.

Nach vielen Abwechslungen triumphirten endlich die Bilderanbeter seit dem Jahr 842 wieder vollkommen. Ein schwaches Weib war wieder auf dem Thron, die sich vor den Mönchen fürchtete. Selbst der gelehrte, verständige Photius erklärte sich ganz für die Bilderanbetung. Das blinde Volk sah es auch als eine besondere Vorsehung an, daß der Aberglaube endlich gesiegt hatte, man setzte zum Angedenken das Fest der Orthodoxie ein.

§. 24.

Im Occident hingegen war es nicht eigentliche Revolution, durch welche die Bilderanbetung herrschend geworden, sondern sehr leicht erweckte Entwicklung der grobsinnlichen Denkungsart, welche unter dem Klerus und Volk fast allgemein war, nachdem der Eifer zu den Wissenschaften, welcher unter Karls des Großen und Ludwigs des Milden Regierung geweckt worden war, gänzlich wieder erkaltet. Die Mirakelhistorien bahnten auch hier den Weg, der Eigennutz des Klerus unterhielt an manchen Orten die Täuschung, und wenn etwa auch ein Mann, wie Claudius Bischof von Turin auftrat und dem herrschenden Ton seines Zeitalters widersprach, so erfuhr er, was jeder große Mann in einem solchen Fall erfährt, daß es unmöglich ist, die Wahrheit hörbar genug zu sagen, wenn sie allen herrschenden Meinungen des Zeitalters zu sehr entgegen ist.

Fast alle Streitigkeiten, welche im neunten Jahrhundert im Occident entstanden, liefen darauf hinaus, daß sich einige wenige vernünftige Theologen dem Einreißen unvernünftiger sinnlicher Vorstellungsarten widersetzten, und ihre Dogmatik in mehrere Uebereinstimmung mit ihrer Philosophie zu bringen suchten. Am Hof Karls des Kahlen war zwar immer ein kleiner, auserlesener Haufe von Philosophen und Theolo=

gen, durch deren Schriften die aufgeklärtere Vorstellungsart noch einige Oberhand behielt, aber die Mönche, deren Verstand sich weniger durch allgemeinen Umgang und mannigfaltigere Lectüre entwickelte, waren die gewöhnlichen Vertheidiger der sinnlichen Vorstellungsart, waren schreibseliger als jene Hoftheologen und Hofphilosophen, und hatten schon in ihrer ganzen äußern Lage mehr Vortheil, ihre Ideen allgemein auszubreiten und länger im Gang erhalten zu können.

In einem solchen Zeitalter konnte die Controvers entstehen, ob Christus bei ganz verschlossenem Leibe seiner Mutter auf die Welt gekommen sey oder wie jeder andere Mensch? Ein Mönch im Kloster Corvey, Paschasius Ratbert, bewies sorgfältig, wie nachtheilig es für die Ehre der Jungfrau Maria seyn müßte, das letztere behaupten zu wollen.

So hatte man auch schon lange angenommen, daß im Abendmahl Fleisch und Blut Christi genossen würden, aber man hatte sich nicht weiter darüber bedacht, wie das zu verstehen sey. Man hatte zwar grobe, sinnlose Begriffe, aber man dachte sich diese nicht nach allen ihren Folgerungen entwickelt. Man hüllte sich mit einiger Zufriedenheit in das Dunkele derselben ein. Nun aber wollte man wissen, ob das Fleisch und Blut Christi, das wir im Abendmahl genössen, eben dasselbe sey, das aus Maria geboren worden? ob denn das Brod und der Wein im Abendmahl auch Brod und Wein bleiben, oder ob sich bei der geschehenen Veränderung nur der äußere Schein von Brod und Wein erhalte? Eben derselbe Mönch Ratbert behauptete, die Veränderung sey so wesentlich, daß man nicht mehr sagen könne, Brod und Wein sey Brod und Wein geblieben. Er verwickelte sich in dunkle ärgerliche Ausdrücke, und behielt in seinen Declamationen nicht mehr so viele Spuren der ächtern Wahrheit, als sich

in manchen vorhergehenden Schriftstellern bei ähnlichen Verirrungen noch fanden.

Die besseren Köpfe seines Zeitalters, Johann Scotus, der scharfsinnigste Philosoph, und Ratramnus, Mönch im Kloster Corvey, widerlegten nebst vielen andern diese Meinung, und vertheidigten wahrscheinlich die nachher Lutherische Meinung von der Art der Gegenwart im heiligen Abendmahl: aber der Strom war schon nicht mehr aufzuhalten; die sinnlichere Meinung bekam mehr Anhänger, und man suchte die Vertheidigung der vernünftigen Hypothese durch seltsame Folgerungen aus derselben recht verhaßt zu machen. Wenn Brod und Wein auch im Abendmahl noch Brod und Wein bleiben sollten, so müßten sie nach dem Genusse das Schicksal aller menschlichen Nahrung erfahren: ob es aber nicht gotteslästerlich sey, das von Brod und Wein zu sagen, die Leib und Blut Christi sind? Stercoranismus hieß diese Ketzereibeschuldigung, welche immer eine Partie der andern vorwarf, und keine der andern mit Recht vorwerfen konnte. Es ist unglaublich, auf was für profane und alberne Fragen die Mönche durch solche Streitigkeiten allmählig geriethen, und wie sich nach und nach die Idee festsetzte, daß das heilige Abendmahl ein Opfer sey, das man Gott darbringe. Schon diese einzige Meinung war eine Quelle der ungereimtesten Gewohnheiten, wodurch der ganze Zweck des Abendmahls völlig verkehrt wurde.

Jtzt hielt man häufig Abendmahl, ohne daß jemand außer den Priestern dasselbe genoß (missae privatae solitariae) denn die Laien giengen jetzt meistens nur dreimal des Jahrs an gewissen großen Festtagen zum Abendmahl. Oefter zu gehen war beschwerlich kostbar, weil man nicht mit leerer Hand erscheinen durfte, und die Abgaben an die Priester,

welche man als göttliches Recht forderte, ohnedieß zahlreich genug waren. Da Abendmahlhalten ein Opfer seyn sollte, so ließ man dieß Opfer Gott durch den Priester bringen, bald für empfangene Wohlthaten, bald um Gott zu bewegen, der Seele seiner Voraltern oder der Kinder, die im Fegfeuer schmachteten, desto schneller sich zu erbarmen, bald um Regenwetter, bald um Sonnenschein für die Feldfrüchte zu erbitten. Der Priester ließ sich seit dem Ende des achten Jahrhunderts die Mühe bezahlen, welche er mit dem häufigen Meßhalten hatte, und da die Messen schon im neunten Seculum mit einem mal zu hunderten bestellt wurden, so mußte man darauf denken, recht viele Messen an einem Tag lesen zu können. Schade! die Kirchengesetze verboten, weiter als e i n e zu lesen. Der Klerus erfand sich aber zu diesen Gesetzen die Glosse, nur eine wo der Kelch getrunken wird, aber missa sicca könnte nicht viel unkräftiger seyn als eine ganze Messe. So wurden mehrere Messen den Tag über von e i n e m Geistlichen gelesen, und er trank in e i n e r den Kelch für alle übrige. Das Gepränge bei Haltung dieses Abendmahls oder dieser Messen wurde denn doch immer ceremonienvoller, dem Geistlichen lag daran, der Handlung den höchsten Grad der Feierlichkeit und des unverständlichsten Geheimnisseszu geben. Man nahm besonders seit dem Ende des neunten Jahrhunderts nicht mehr bloß gemeines gesäuertes Brod, sondern ungesäuertes, eigentlich einzig für diesen Endzweck gebacken, nach einer besondern Form zugeschnitten, und immer kleiner zugeschnitten, damit ja niemand von der kostbarsten Sache zu viel empfange.

Wie bei der feierlichsten Handlung des öffentlichen Gottesdiensts äußerliche, in die Sinne fallende, Pracht oft mit einer recht ungeschickten Verschwendung den Werh oder den

Eindruck derselben erhöhen sollte, so war es seit dem sechsten Jahrhundert, seit den Bemühungen Gregors des Großen fast mit allen Theilen des Gottesdiensts. Ihm verdankt die Römische Kirche die gegenwärtige Form ihres Meßkanons, so wie sonst die wichtigsten Theile ihrer Religionsceremonien. Durch ihn wurden die heiligen Processionen erst recht aufgebracht; die Litanien, oder die besonderen Gebetsformeln auf alle Feste und alle besonderen Gelegenheiten, die sich nur erdenken ließen, kamen in öffentlichen Kirchengebrauch. Es war im ganzen Aeußern des Gottesdienstes kein Schatten der alten Einfalt mehr da, und auch Karl der Große gab sich alle Mühe, die Kirchen seines Reichs wie im ganzen Gepränge so besonders in Ansehung des Gesangs nach Römischer Weise zu bilden. Es ist ein Beweis, wie man der ungereimtesten Sache endlich so gewohnt werden kann, daß man sie gar nicht mehr achtet — seit Gregors Zeiten wurde es bald allgemeine Sitte, daß man dem lieben Gott das Gebet vorsang.

§. 25.

Schilderung der wichtigsten Umstände, wodurch die Schicksale der Religion und Theologie im neunten Jahrhundert bestimmt wurden.

Nichts mußte aber endlich mehr zum Verderben der Religion und Dogmatik dienen, als daß die Cultur der Muttersprachen so sehr hintangesetzt, und fast Alles nur immer in denen einmal angenommenen Lateinischen Ausdrücken abgehandelt wurde. Das Vaterunser, das Taufsymbolum lernte zwar fast jede Nation auch in ihrer Muttersprache, und besonders im neunten Jahrhundert wurden Anstalten gemacht, daß in der Muttersprache gepredigt werden sollte, aber der ganze Zweck der zwei wichtigsten Religionshandlungen,

Taufe und Abendmahl, konnte doch unmöglich vom Volk erkannt werden; selbst der Priester verstand kaum Latein zu lesen, wer von dem Volk sollte mit Verstand hören? Einzelne Stücke der Bibel wurden zwar übersetzt, aber wie viel gehörte damals dazu, bis ein Buch allgemein in Gang kam! Selbst Otfrieds Uebersetzung, ungeachtet sie Poesie war, wurde nicht sehr ausgebreitet, und so lange man sich nicht auf ein solches Buch im öffentlichen Unterricht beständig bezog, so lange nicht der öffentliche Predigtunterricht recht häufig und angelegentlich war, so nahm das Volk nur wenigen Theil an dem, was die Gelehrten seines Zeitalters sagten und schrieben.

Und gerade dieser Volksunterricht war nur höchst sparsam und dürftig; der ganze Gottesdienst schränkte sich immer mehr auf die Messen ein, also auf eine Religionshandlung, von welcher das Volk durchaus keinen Sinn haben konnte, und Karl der Große, so eifrig er suchte, allgemeine Aufklärung zu verbreiten, ergriff doch bei versuchter Ausbreitung der Religionskenntnisse ein Mittel, das gerade entgegengesetzte Wirkung that. Er ließ durch einen Gelehrten an seinem Hof, Paul Warnefried, Homilien aus den Kirchenvätern über gewisse Evangelien- und Epistelterte zusammensuchen. Der größere Theil der Bischöfe und Geistlichen war nicht im Stande, Homilien selbst zu verfertigen oder wenn sie je Bücher hatten, sie aus denselben zusammenzusuchen; man kam ihnen also von Seiten der Regierung zu Hülfe, und gab ihnen eine Postill in die Hände, von deren Gebrauch man versichert war. So wurde freilich hie und da aus der Reichspostill noch eine erträgliche Predigt gehalten, wo vorher gar keine gehört worden wäre, aber die nächste Folge war, daß sich nun niemand mehr Mühe gab, und die Bibel selbst immer auch unter den Gelehrten außer Gang kam, weil man das für den Alltags-

gebrauch Nothwendige anderwärts kürzer beisammen hatte. Der Festtage wurden zwar immer mehrere, und die Feier des Sonntags wurde immer strenger befohlen; aber das Alles diente nur dazu, den Aberglauben zu vermehren, denn jedes neugeordnete Fest war nur Fest einer neuen abergläubischen Meinung, gewöhnlich nur Gelegenheit einer neuen Messe, aber nicht eines neuen Volksunterrichts.

Das einzige Mittel, das etwa noch übrig blieb, dem gänzlichen Zerfall der Religion unter dem Volk zu wehren, war die Beichtanstalt, und von dieser Seite betrachtet war es zu damaligen Zeiten in der That nützlich, daß dem Laien eine Aufzählung einzelner Sünden zur heiligen Verbindlichkeit gemacht wurde, und daß man ein dreimaliges Beichten des Jahrs für eine der nothwendigsten Pflichten des Christen hielt. Durch diese Beichtanstalt wurde doch nach und nach auch unter dem niedrigsten Volke mancher Aberglaube ausgerottet, wenn auch nicht immer aufgeklärte Religionskenntniß, wenigstens doch einige Ausübung von Moral erhalten aber auch dieser erwartete Nutzen wurde leider bald durch di Unwissenheit und den Eigennutz der Priester äußerst vermindert. Der Priester betrachtete die Sünden seines Beichtkindes bloß im Verhältnisse gegen seine Sündentaxe und wenn die Sünde auch nicht mit Geld abgekauft wurde, so wurd selbst durch die anderen Arten von Büßungen, Psalmenbete und Fasten, gar keine Besserung bewirkt, vielmehr mußte d Ueberzeugung, wie leicht man einer Sündenschuld loswerde könne, nur roher und gegen das Laster unempfindlicher machen. Aus allen diesen Umständen, welche so unglücklich zusammentrafen, läßt es sich wohl erklären, warum in der letten Hälfte des neunten und in der ersten Hälfte des zehnte Jahrhunderts fast alle Moralität so ganz verloren wa

Geistliche und Laien schienen vergessen zu haben, daß es ein sechstes Gebot gebe. Der Name eines Bastards war keine Schande. Mit den schärfsten Kirchengesetzen konnte man kaum bei dem messehaltenden Priester einigen Wohlstand erzwingen. Auch die Bischöfe dünkten sich nur zu oft über die Gesetze der Menschheit erhaben. Man sieht in der Geschichte Gottschalks selbst an einigen der größten unter ihnen, was ihre Sitten waren.

§. 26.

Gottschalk, ein unglücklicher Freund Augustinischer Meinungen.

Gottschalk, ein frommer Mönch aus Frankreich, da er auf einer Wallfahrt von Rom nach Hause reiste, wurde un- 847
terwegs in ein Religionsgespräch verwickelt, worin er behauptete, Gott habe von Ewigkeit her gewisse Menschen zur ewigen Seligkeit, gewisse zur ewigen Verdammung bestimmt. Das war nun gerade eben das gesagt, was Augustin längst gesagt hatte, und Augustin galt doch damals für einen Grundpfeiler der Orthodoxie. Aber ein Italienischer Bischof Noting von Verona hörte dem Religionsgespräch zu, und fand Gottschalks Meinung ärgerlich. Er gab dem Erzbischof von Mainz Rabanus Maurus Nachricht, und bat sich Belehrung von demselben aus; denn Rabanus galt damals für einen der angesehensten Theologen. Die gemachte Anfrage war aber dem Erzbischof höchst erwünscht, aus Gelegenheit, dem Mönch Gottschalk wehe zu thun, dem er schon von langen Jahren her gram war. Noch da Rabanus Abbt in Fuld gewesen war, befand sich Gottschalk als Mönch daselbst, und verließ das Kloster mit dem größten Widerwillen des Abbts, der einen so vornehmen und trefflichen Jüngling äußerst ungern verlor. Voll von dem Zutrauen, das eine redliche Ueberzeugung einflößt, eilte Gottschalk sogleich selbst nach Mainz, wollte sich hier

gegen den Bischof, der schon überall verketzernde Briefe ausschickte, offenherzig verantworten. Allein er wurde auf der Synode als Ketzer verurtheilt, und an den Erzbischof Hinkmar geschickt, zu dessen Sprengel er eigentlich gehörte, von dem er aber gleichfalls aus Privatabsichten nichts besseres zu erwarten hatte, als von Rabanus. Der Rheimsische
849 Primas hielt zu Chiersy gleichfalls Synode über ihn, und ließ ihn hier so lange schlagen, bis er eigenhändig sein Glaubensbekenntniß ins Feuer warf. In einem ewigen Gefängniß sollte er seine Verstocktheit und seine Blindheit beweinen, und er blieb auch bis an sein Ende, ungeachtet er zwanzig Jahre lang im Kerker saß, seiner Augustinischen Ueberzeugung getreu.

Wenn Hinkmar durch sein Zeitalter entschuldigt werden sollte, daß er einen irrigen Mönch so barbarisch Orthodoxie lehrte: so gilt die Entschuldigung doch nur auf den Fall, wenn Gottschalk nach den Kirchengesetzen seines Zeitalters wirklich heterodox war. Aber der größte Theil der damaligen Bischöfe und Theologen war darin uneinig, selbst der Römische Bischof wollte die Lehrsätze des Hinkmar nicht billigen. Es kam bei beiden Partien zu Synodalberathschlagungen, und beide Partien suchten ihre Meinung durch Synodalschlüsse zu bekräftigen. Der ganze Streit erlöschte wieder in eben derselben Hälfte des Jahrhunderts, in welcher er entstanden war.

§. 27.

Wie die Gottesurtheile mit dem Zustand dieses ganzen Zeitalters zusammenhangen.

So wenig nun Religionskenntnisse unter dem großen Haufen waren, so allgemeine Unwissenheit selbst auch unter der Geistlichkeit herrschte, so fand sich doch, besonders unter dem Volk, ein gewisses dunkles Gefühl von einer göttlichen Vorsehung, welche durch unmittelbare Dazwischenkunften über

Recht oder Unrecht entscheide, die Tugend rette und das Laster bestrafe. Schon die Gottesurtheile allein sind der sicherste Beweis hievon. Man verkennt gewiß die ganze Denkungsart dieser Zeitalter, wenn man sie in ihrem ersten Ursprung für einen Betrug der Priester ansehen will, ob sich schon Betrügerei sehr bald dabei mag eingemischt haben, da schon zu Ludwig des Milden Zeiten einige Gattungen dieser Gottesurtheile verboten werden mußten, weil man sah, wie sehr sie dem Betrug ausgesetzt waren. Aber selbst dieses, daß man bei einer solchen Veranlassung nur einige und nicht alle verbot, beweist genugsam, wie tief diese Gewohnheit in der Denkungsart des ganzen Zeitalters lag.

Nichts ist in der That auch dem Genie wenig aufgeklärter, und dabei doch religiöser Menschen mehr angemessen, als die Vorsehung bei jedem zweifelhaften Vorfalle zu einer unmittelbaren Entscheidung aufzurufen, und durch die Geschichten des alten Testaments mögen manchmal wohl selbst die aufgeklärteren für eine solche unmittelbare Theokratie gestimmt worden seyn; die Feierlichkeit wie solche Gottesurtheile angestellt wurden, erregte auch wohl öfters, wenn von Schuld oder Unschuld die Rede war, in den Gemüthern der Partien solche Empfindungen, daß die Muthlosigkeit den Schuldigen verloren machte, und die Einbildungskraft des Unschuldigen von der Zuversicht auf die Hülfe der Vorsehung bis zum Ausdauren belebt wurde. Denn hätten die Gottesurtheile gar zu oft sichtbar unrecht entschieden, so müßte ihr Credit bei der noch dämmernden Aufklärung dieses Zeitalters früher gefallen seyn, als wirklich geschah. Doch die Unschuld mag bei dieser Art von Proben glücklich oder unglücklich gewesen seyn, so ist gewiß, daß solche Gottesurtheile Beweise der rohen Religiosität eines Volks sind, besonders wenn sie bei so vielen ganz verschiedenen Vorfällen gebraucht werden,

als damals gewöhnlich war. Der Duell sollte nicht nur entscheiden, wer unschuldig oder schuldig eines gewissen Verbrechens sey: er sollte richten, ob die Enkel von dem Großvater erben können, oder ob es Wille der Vorsehung sey, daß sie den Vaters- oder Mutterbrüdern weichen sollten. Die wichtigsten wechselweisen Prätensionsrechte der Könige wurden meist so ausgemacht; selbst der Krieg war in den Augen dieses Zeitalters nichts anders als ein judicium Dei. Noch bis zu Ende des elften Jahrhunderts behielten diese Meinungen ihre volle ziemlich ungeschwächte Gültigkeit. Erst da nach und nach die Menschen mehr auf die Hälfte des Wegs der Aufklärung kamen, zu klug für eine solche kindische Gottesfurcht und zu wenig verständig für eine recht aufgeklärte Religion waren, da Römisches Recht mit allen wahrgenommenen Bequemlichkeiten eines geschriebenen, für alle nur mögliche Fälle bestimmenden Rechts in Gang kam, erst alsdann wurden solche judicia Dei ungefähr eben das, was Auspicien und Augurien zu den Zeiten des Cicero waren.

§. 28.

Geschichte der Religion und Dogmatik im zehnten Jahrhundert.

Nach allen diesen bisherigen Bemerkungen entwickelte sich Religion und Theologie des zehnten Jahrhunderts, wenn man anders Entwicklung heißen kann, was bloß Vermengung der Volksmeinungen mit dem Christenthum war. Bei dem traurigen äußern Zustand der Kirche war es nicht möglich, daß irgend einige Versuche einer genauern Bestimmung gewisser Lehren gemacht werden konnten. Vor Ketzereien war man deßwegen auch sicher, wenigstens vor solchen, die gleich damals Bewegung gemacht hätten, denn was man auch von dieser Art in der Geschichte bemerkt, ist immer bloß Sache einzelner unwissender Menschen, die nicht eigentlich wußten,

was sie wollten, oder wenn sie auch dunkle Gefühle der Wahrheit hatten, so konnten sie ihr Gemenge von Wahrheit und Irrthum nicht ausdrücken. Wo im vorigen Jahrhundert ein gewisser Mißbrauch nur angefangen hatte hervorzukommen, da wurde er itzt herrschende Sitte. Noch Karl der Große hatte es verboten, daß die Glocken getauft werden sollten, weil die Taufe nur für Menschen sey: im zehnten Jahrhundert fieng Glockentaufe an, ganz gewöhnlich zu werden. Für Verstorbene hatte man längst Messe gelesen, aber es mußte für einzelne Personen besonders bestellt werden. Zu Ende des zehnten Jahrhunderts bekam ein Abbt von Clugny, Odilo, eine Offenbarung, wie sehr die Seelen im Fegfeuer wimmerten, wie viele da seyen, welche zu lange da bleiben müßten, weil für sie nichts bestellt worden. Er fieng also an, eine Messe für alle Seelen im Fegfeuer zu lesen, und so wurde endlich in der ganzen Kirche das Fest aller Seelen eingeführt.

Man sieht schon aus der auch im achten und neunten Jahrhundert gewöhnlichen Vervielfältigung der Messen, daß sie glaubten die Wirkung richte sich nach der Menge und Anzahl; daher auch schon damals die Vervielfältigung der Gebete, die Meinung Gott zu versöhnen, je öfter man ihn das Vaterunser und den Psalter anhören lasse. Nun fiengen sie aber an, ihre Gebete dem lieben Gott vorzuzählen, und alle Verwirrung deshalb zu vermeiden, kamen schon im zehnten Jahrhundert solche Erfindungen zum Vorschein, wie Rosenkranz und Krone der Jungfrau Maria sind.

Dieser ganze Hang zu recht sinnlichabergläubischen Gebräuchen wurde vollends dadurch unaufhaltbar wirksam, da sich in Frankreich die Meinung verbreitete, daß am Ende des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt der Antichrist kommen, und dann sogleich das jüngste Gericht einbrechen

werde. Wer Güter hatte, schenkte sie deßwegen den Kirchen: was konnten ihm irdische Güter nützen, wenn der Welt Ende so nahe war? Die Wallfahrten nach Jerusalem und andern heiligen Oertern wurden viel häufiger als vorher, denn man wollte den jüngsten Tag lieber in Palästina als zu Hause erwarten. Sonnen- und Mondfinsternisse haben gewiß, zur Zeit der ersten Spanischen Landungen, unter den Amerikanern keinen größern Schrecken gemacht, als damals in Europa in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Alles versteckte sich; denn alles glaubte, nun sey der jüngste Tag im Anzug. Viele Geschäfte des menschlichen Lebens fiengen an zu stocken, und der rohere Theil des Volks, weil nun doch alles Dings ein Ende werden würde, wollte seine Laufbahn Sardanapalisch schließen. Die Geistlichen eiferten größtentheils gegen diese alberne Meinung, fanden aber erst alsdenn Zutrauen, wie das Volk von selbst sah, daß seine Erwartung vergeblich war.

§. 29.

Schilderung der Umstände, welche im elften Jahrhundert zur Entwicklung der Dogmatik etwas beitrugen.

Im elften Jahrhundert blühete nun endlich wieder vollkommen auf, was im zehnten Jahrhundert nur hie und da einzeln sich gezeigt hatte, und nachdem die Verheerungen der Normänner und Majaren fast zwei Generationen hindurch völlig aufgehört hatten, so entwickelten sich endlich alle die herrlichen und ausgebreiteten Wirkungen, die ein gesicherter gesellschaftlicher Zustand gewöhnlich veranlaßt. Die Klosterschulen kamen zu neuem Flor, und neben ihnen wenigstens in Frankreich auch die Stiftsschulen. Zwischen beiden entstand sogar Eifersucht. Man fieng an die alten, rohen sinnlichen Vorstellungsarten mehr zu verfeinern, und diese Verfeinerung, die eine nothwendige Wirkung der scholastischen Philosophie war, wurde durch

die Scheidung, die sich besonders in Frankreich und Italien zwischen der lateinischen Sprache und der neuen Landessprache immer mehr machte, nicht wenig befördert. Localumstände, die sich gerade nur in der Normandie fanden, trugen nicht wenig dazu bei, gerade in diesen Gegenden den Keim am frühesten zu entwickeln, dort zeigte sich eben deswegen auch das Product der Romane am frühesten, dessen Einfluß selbst auf die kirchenhistorischen Documente so mannigfaltig war. Dort war das Institut der Chevalerie am frühesten gebildet und vielleicht auch am wirksamsten. Alles, was im ganzen Zeitalter zerstreut zusammentraf, einen neuen besseren Zustand hervorzubringen, war dort zufällig in einem Lande vereinigt.

Von allen neuen Versuchen aber, einigen Artikeln der Glaubenslehre genaue verbesserte Bestimmungen zu geben, verdient keiner vorzüglicher bemerkt zu werden, als der Versuch, welchen der Kanonikus Berengar so unglücklich gewagt hat.

§. 30.

Berengariusische Streitigkeiten.

Paschasius Ratbert hatte zwar für seine sinnlichere Meinung, von einer besondern Verwandlung des Abendmahlbrods in den Leib Christi, nach und nach besonders im zehnten Jahrhundert eine fast entscheidende Mehrheit der Stimmen erhalten. Seine Meinung entsprach nämlich der ganzen theologischen Vorstellungsart dieser Zeitalter viel besser als die Meinung des Johannes Skotus und Ratramn, aber es blieben noch immer Gelehrte übrig, welche das Vernunftwidrige dieser allgemeinern Meinung nicht ertragen konnten, und weil durch kein Kirchengesetz befohlen war, was man glauben solle, so stand noch völlig frei, über die Sache nach Willkühr zu disputiren. Berengar aber, Kanonikus zu Tours in Auvergne, war viel zu scharfsinniger Kenner der Meinungen der Alten, als daß er der

neuern, ungeschicktern Vorstellungsart des Paschasius hätte beitreten sollen. Er für sich vertheidigte und lehrte die Vorstellungsart des Skotus, nur that ihm zugleich wehe, daß Lanfrank, Lehrer bei der Klosterschule zu Bec in der Normandie, gerade der Mann, der mit ihm das ganze Zeitalter hätte stimmen können, recht heftigeifrig für die gegenseitige Meinung war. Berengar bat ihn in einem Briefe, gelinder zu seyn, weil viele große Lehrer der Kirche nicht gedacht hätten, wie Paschasius.

Dieses kleine unschuldige Billet kostete den armen Berengarius die Ruhe seines Lebens, und beschleunigte für die Kirche den unglücklichen Zeitpunct, wo die Lehre von der Transsubstantiation zum Kirchengesetz gemacht wurde. Unverhört, bloß auf Anklage eines eifersüchtigen Gegners, bloß auf Vorzeigung dieses kleinen, ganz unschuldigen Billets,
1049 wurde Berengarius zu Rom auf einer Synode verdammt, und der zweite Bannstrahl kam gleich das nachfolgende Jahr auf einer neuen Synode. Der Pabst selbst war zwar ziemlich billig, und suchte Berengarn durchzuhelfen; auch Hildebrand, unter dessen Direction damals schon alle Römische Angelegenheiten standen, wollte den klugen Mann von dem Ketzereifer seiner Gegner nicht unterdrücken lassen. Er nahm deswegen als Widerruf Berengars an, was doch nur nähere Erläuterung seiner Meinung war. Er ließ sich ein unbestimmtes Glaubensbekenntniß als eine deutliche Erklärung vorlegen. Aber bei so geschäftigen Gegnern als Lanfrank und seine Partie waren konnte der Pabst selbst nicht vorsichtig genug seyn, um nicht den guten Ruf seiner eigenen Orthodoxie zu verlieren. Das Vorspiel solcher Beschuldigungen war schon da, indem man Berengarn mit alten Ketzer-
1058 namen zu bezeichnen anfieng. Die Sache kam noch ein-

mal zu Rom vor, und Berengar gieng diesmal selbst hin; was sollte er zu fürchten haben, der alles geltende Archidiakonus Hildebrand war doch sein Freund? aber wie der Erfolg bewies, nur Freund nach Behaglichkeit. Da das Geschrei der Eiferer zu groß wurde, Hildebrand für sich selbst Gefahr sah, mußte Berengar ein Glaubensbekenntniß unterschreiben, dessen sich itzt mancher Katholik schämen möchte.

Die Unterschrift war aber umsonst, denn sobald Berengar zu Haus war, nahm er alles zurück. Die Ketzerklagen erneuerten sich also, und Hildebrand, der unterdessen selbst die dreifache Krone gewonnen hatte, glaubte seinen alten Bekannten zu retten, wenn er sich nur ein neues Glaubensbekenntniß von ihm geben ließ. Doch die Gegner waren auch diesmal wieder zu scharfsichtig, um nicht das Unbestimmte dieser Confession wahrzunehmen. Seiner eigenen Ehre we- 1079
gen mußte ihn Gregor eine härtere Formel beschwören lassen, aber kein Eidschwur band Berengarn mehr, so bald er zu Hause war, und Gregor war doch so menschlich, ihn nicht weiter verfolgen zu lassen. Noch blieb es also ungewiß, was bei der Frage von der Art der Gegenwart des Leibs und Bluts Christi im Abendmahl als Kirchenorthodoxie angesehen seyn solle: aber man sah doch viel deutlicher als jemals, welche Wagschale am stärksten zog.

§. 31.

Einige der Hauptfolgen aus dem bisherigen. Coexistenz der reifenden systematischen Theologie und der merklich sich entwicklenden Mystik.

Religion und Dogmatik sind, wie aus dem bisherigen deutlich erhellt, in dieser ganzen Periode sehr viel mehr verderbt als gebessert worden. Wie in der vorigen Periode die theologische Freiheit, im Orient durch die Tyrannei der Kaiser und das mißbrauchte Ansehn der Synodalschlüsse in die engsten

Gränzen eingeschränkt worden, so gieng es itzt auch im Occident, nur daß hier andere Mittel zu diesem unglücklichen Ziel führten, und daß im Occident jene traurige Todesstille weiterer Untersuchungen in gewissen Artikeln, niemals so allgemein werden konnte als da, wo alles von der Willkühr eines Herrn abhieng.

Man nahm im Occident nach und nach alle Spitzfindigkeiten in die Dogmatik auf, welche durch Nestorianische und Monophysitische Streitigkeiten erfunden worden waren, und an vielen Mißverständnissen konnte es hiebei nicht fehlen, wenn so feine Unterscheidungen aus einer Sprache in die andere übergetragen werden sollten. Artikel, welche die Disputirsucht der Griechen unberührt gelassen, wurden auf gleiche Art durch eigne innere Streitigkeiten der Lateiner verderbt, und Intoleranz gegen Dissentirende trug nicht nur ganz die Farbe dieses rohen Zeitalters, sondern wurde auch, wie schon Berengars Beispiel zeigt, durch litterarische Kabalen veranlaßt und genährt. Nach allen diesen Hauptbeziehungen hat sich also nichts in den Schicksalen der Religion und Theologie gebessert: aber von der Seite der eigentlich gelehrten Kenntnisse war doch besonders durch die Revolutionen des elften Jahrhunderts sehr viel gewonnen worden.

Man sieht nehmlich in diesem Zeitpunct ganz deutlich, wie sich alles der Epoche nähert, wo der menschliche Geist die bisher mehr nur einzeln gedachten Wahrheiten nach und nach in systematische Verbindung setzen lernte, und durch einige Ueberschauung des Ganzen das wechselsweise Verhältniß derselben entdeckte. Die ersten Versuche eines theologischen Systems waren freilich wie alle solche ersten Versuche kaum etwas mehr, als Zusammenwerfung der angenommenen theologischen Wahrheiten unter gewisse Hauptrubriken.

Die Rubriken selbst unter einander standen noch in keiner genauen logischen Folge; manche Wahrheit schien sich oft auch mehr in eine gewisse Rubrik hinein verirrt zu haben als absichtlich hineingesetzt worden zu seyn. Am wenigsten läßt sich an strenge Beweise der einmal angenommenen Sätze denken, weil aller Beweis darauf hinauskam, daß das wahr sey, was die Väter gesagt hatten, und gesunde Exegese noch seltener als theologische Freiheit war. Ein Glück war es für die Theologie, daß der Ehrgeiz der Römischen Bischöfe eine ganz andere Richtung nahm, als der Ehrgeiz der Bischöfe von Alexandrien in der vorigen Periode hatte. Um Bestimmung der Glaubenslehre war ihnen nur wenig zu thun, sondern mehr um Kirchenverfassung und politisches Ansehn. Wenn der Römische Bischof von Andern nicht aufgereizt wurde, so mengte er sich nicht in die entstandenen Streitigkeiten, und wenn er auch bisweilen sein Wort mit dazwischen sprach, so ward nicht mit dem Donner von Peters Stuhl, sondern noch immer mit einiger Verträglichkeit gegen widerspenstige Partien gesprochen.

Wie sich aber in den helledenkenden Köpfen des letzten Jahrhunderts dieser Periode nach und nach deutlichere Begriffe entwickelten, und alles bei ihnen voll Thätigkeit war, die bisher angenommenen Religionswahrheiten auch mit der Philosophie ihres Zeitalters in Uebereinstimmung zu bringen: so entwickelte sich fast in gleichem Verhältniß bei einer entgegengesetzten Classe von Menschen — die Mystik. Es hat nehmlich von jeher in der Kirche eine Gattung von Menschen gegeben, welche vor jedem deutlich aufgeklärten Religionsbegriff wie vom Blitze geschröckt zurückfuhren, lieber in gewisse dunkle geheimnißvolle Worte sich versenkten, als nach klaren Ideen handelten, dabei aber, was bei dem Menschen

nicht selten ist, der sich bloß durch Empfindungen leiten läßt, viel entschlossener zu den härtesten Verläugnungen waren, als jene mehr nach Ueberzeugung strebenden Köpfe. Je mehr sich auch die Religion durch Disputiren und Untersuchungen scharfsinniger Köpfe in eine bloße Theologie verwandelte: desto mehr ekelte es diesen Mystikern an derselben, und es fehlte alsdenn meistens nur an einem gewissen Hauptschriftsteller, der einer solchen Partie gleichsam den Sprachgebrauch verschafft. Vor dem neunten Jahrhundert scheint Plato, wie er nehmlich damals verstanden und gebraucht wurde, das Repertorium des mystischen Sprachgebrauchs gewesen zu seyn: im neunten Jahrhundert kamen die unterschobenen Schriften des Dionysius Areopagita auch im Occident in den Gang. Johann Skotus, der berühmte Hofphilosoph Karls des Kahlen, hatte sie übersetzt, und gleich anfangs wurden sie immer vorzüglich in Klöstern gelesen. Giebt es auch wohl einen bequemern Sitz für das mystische Versenken in fromme Ausdrücke und fromme Empfindungen, als unter den Mönchen in einsamen Klostermauren?

Doch bald erwachte selbst unter dem großen Volkshaufen in Italien und Frankreich, noch aus ganz andern historischen Veranlassungen ein recht wilder Mysticismus. Sonst waren bisher bei allen mißvergnügten Partien, die in der Kirche entstunden, immer Lehrer gegen Lehrer, Bischöfe gegen Bischöfe aufgestanden, nun aber seit dem elften Jahrhundert trat das Volk gegen die Bischöfe auf. Ein sicherer Beweis, daß das Vernunftwidrige mancher der wichtigsten angenommenen Lehrsätze recht auffallend war, und die Religion in ihren interessantesten, fühlbarsten Grundwahrheiten so verfälscht worden, daß das menschliche Herz keine Beruhigung in denselben mehr finden konnte.

622 16. Jul. Epoche der Hegira.

637 Die Araber erobern Jerusalem, indeß die Christen sich zanken, ob man Christo einen oder zwei Willen zuschreiben solle.

638 Diesem Streit wird weder durch Kaisers Heraklius Ekthesis, noch durch den zehen Jahre nachher erschienenen Typus des Kaisers Constans geholfen.

Todesjahr Dagoberts I. der die ganze Fränkische Monarchie vereint besaß.

680 Oekumenische Synode zu Constantinopel. Anathem den Monotheleten, und besonders dem Römischen Bischof Honorius.

711 Umsturz des Westgothischen Reichs in Spanien, durch die Araber.

726 Zu eben der Zeit, da durch das Edict des Kaisers Leo des Isaurers der Bilderkrieg veranlaßt wird, predigt der Engländer Bonifacius den Teutschen das Evangelium. Ungefähr zehen Jahre nachher schrieb Jo. Damasc. sein erstes sogenanntes theologisches System.

752 Den Merovingern wird auch nicht einmal der königliche Name gelassen. Pipin, gesegnet vom Pabst, setzt sich auf den Thron seines Herrn.

772 Anfang der Kriege Karls gegen die Sachsen.

774 Ende des Longobardischen Reichs. Desiderius.

780 Gründung der Sächsischen Bisthümer.

787 Zweite ökumenische Synode zu Nicäa. Fast immer war es eine Dame, welche dem Bilderdienst aufhalf. Irene.

794 Auf der großen Fränkischen Reichssynode zu Frankfurt dachte man anders von den Bildern als zu Rom und zu Constantinopel. Alkuin war zugegen. Auch von den Adoptianern wurde hier gehandelt.

800 Karl, Kaiser.

809 Synode zu Aachen, wegen der Streitigkeit vom Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne.

814 Karl der Große stirbt, mit ihm ist das aufblühende Glück des ganzen Jahrhunderts dahin.

816 Reformationssynoden im Fränkischen Reich. Allgemeine Ausbreitung der Erfindung Chrodegangs.

822 Kaiser Ludwig muß vor den Bischöfen seines eigenen Reichs zu Attigny Buße thun.

835 Abt Hilduin schreibt sein Fabelbuch, Areopagitika.

845 Hinkmar, der mit Pseudisidorn gleich bei seiner ersten Erscheinung in Collision kam, wird Erzbischof zu Rheims; zwei Jahre nachher besteigt Rabanus Maurus, der bittere Feind Gottschalks, den Mainzischen Stuhl.

851 Todesjahr des Paschasius Ratbert. Sein Gegner Ratramn überlebte ihn mehr als zwanzig Jahre und erst nach dem Jahr 880 starb Johann der Schotte.

858 In einem Jahr bestiegen Nicolaus zu Rom und Photius zu Constantinopel den Patriarchenstuhl.

860 Auf einer Synode zu Aachen ließ sich König Lothar seine geliebte Walrade zusprechen. Dem König ist diese That verbittert worden; noch mehr den Beförderern derselben, den Erzbischöfen von Cöln und Trier.

863 Nikolaus excommunicirte den Photius; ließ die Pseudisidorischen Decretalen für wahr halten.

875 Der Pabst lernt die Kaiserkrone austheilen, da Karl der Kahle ihn zum Werkzeug seiner Usurpation macht.

887 Karl der Dicke behält von dem größten Reich kaum noch Lebensunterhalt. Gerade hundert Jahre nachher drang sich Hugo Capet auf den Französischen Thron.

914 Johann X. und Theodora.

951 Der Teutsche König Otto geht nach Italien, auf Einladung der schönen Adelheid.

961 Der heilige Dunstan wird Erzbischof von Canterbury.

968 Errichtung des Erzstifts Magdeburg.

993 Erstes Beispiel, daß der Bischof von Rom einen Universalheiligen der Christlichen Kirche macht; Bischof Ulrich von Augsburg genoß diese Ehre.

998 Römische Excommunication des Königs Robert in Frankreich, weil er eine allzunahe Verwandtin Bertha geheurathet hatte.

999 Gerbert, da er itzt Bischof zu Rom wurde, dachte nun wohl auch anders von dieser Würde als vorher.

1007 Errichtung des Bisthums Bamberg, von Kaiser Henrich II.

1046 Henrich III. thut zu Sutri, was vor und nach ihm niemand als die Costnitzer Synode gewagt hat.

1049 Erste Veranlassung der Berengariusischen Streitigkeiten.

1053 Händel des Michael Cerularius mit dem Römischen Bischof Leo IX.

1059 Römische Synode unter Nicolaus II. Der arme Berengar, was er damals unterschreiben mußte! Genauere Bestimmung, wie künftig der Pabst gewählt werden soll.

1074 Noch ist Gregor VII. kein Jahr auf dem Stuhl, so excommunicirte er auf seiner ersten Synode alle, die der Simonie, des Concubinats schuldig seyen. Auch der Normann Robert Guichard, Herr von Apulien, wird excommunicirt.

1077 In dem Pönitenzjahr Henrichs zu Canossa, ist der Carthäuserorden aufgekommen. Mathildinische Schenkung. Todesjahr Wilhelm des Eroberers.

1079 Die Seldschjuken erobern Syrien und Palästina. Neues Unglück über die Christen dieser Länder.

1085 Gregor VII. stirbt.

Vierte Periode

von Gregor VII. bis Luther.

Gregor VII. Gratian. Innocenz III. Johann XXII. Synoden von Costnitz und Basel.

Schriftsteller dieser Periode.

Die Conciliensammlungen sind in der ersten Hälfte dieser Periode selbst auch für die Geschichte der Hierarchie nicht mehr so merkwürdig als bei der vorigen, dagegen eröffnet sich hier eine neue reiche Quelle — in den Annalen des Cistercienser-, Franciscaner- und Dominicanerordens.

Wenn die Geschichte der Universitäten besser bearbeitet wäre, so würde man für die Geschichte der Glaubenslehre am meisten daraus lernen können. Bulaei historia Univ. Paris. ist deswegen bei allen seinen Unvollkommenheiten für den Geschichtforscher hier eines der schätzbarsten Werke, und Crevier histoire de l'Universitè de Paris ist vielleicht das beste Buch, das man dem Anfänger in der Kirchengeschichte für diese Periode empfehlen kann. Schade daß d' Argentrè Collectio judiciorum de novis erroribus (eine Documentensammlung zur Ketzergeschichte von 1100-1735) besonders in den ältern Zeiten so höchst mangelhaft ist; daß man nicht für Teutschland, Italien, England solche Werke hat wie die *Histoire de Languedoc* für die Französische Kirchengeschichte in der ersten Hälfte dieser Periode ist.

Für die Geschichte der Avignonschen Päbste und der oft gewagten Reformationsversuche hat man eine vorzüglich große Menge von Schriftstellern, Actenstücken, Documenten rc. Die Histoire du droit public Eccles. Francois kann so viel in der Kürze möglich ist, den besten Begriff geben.

Veranlassungen zur Revolution der Kreuzzüge.

§. I.

Geschichte des ersten Kreuzzugs.

Die Christliche Religion hatte in der vorigen Periode den glücklichsten Erfolg ihrer weitesten Ausbreitung Aposteln und Weibern zu danken. Etwa ein Paar thätige Männer, von allmächtigem Enthusiasmus eines frommen Ehrgeizes entzündet, eilten unter ein heidnisches Volk, gewannen den König durch seine schon vorher Christliche Gemahlin oder durch versprochene Unterstützungen anderer mächtigern Christlichen Könige, und der Glaube des Königs wurde immer in kurzer Zeit Glaube des ganzen Volks. In der ganzen ersten Hälfte dieser Periode aber gieng der Enthusiasmus fast nur einzig dahin, der Christlichen Religion ein Land und nicht Menschen zu erobern, nicht das Land dadurch zum Christlichen Land zu machen, daß Apostel, mit allen dem zwölften Jahrhundert eigenen apostolischen Künsten, die Einwohner zu bekehren gesucht hätten, sondern Schaaren Christlicher Krieger, von einem Eifer beseelt wie in der vorigen Periode etwa nur einzelne Männer, stürzten sich nach dem kleinen Lande hin, und suchten seine Besitzer zu verdrängen. Diese Raserei kostete Europa über sechs Millionen Menschen. Ein hoher Preis, wenn er nur dafür gegeben worden wäre, der Christlichen Religion auf acht und achtzig

Jahre in Jerusalem die Oberherrschaft zu erkaufen. Der zufällige Nutzen war hier, wie in vielen andern großen Revolutionen, weit beträchtlicher als der, den man sich zum Zweck gemacht hatte.

Man giebt den Päbsten gemeiniglich Schuld, daß sie aus herrschsüchtigen und ehrgeizigen Absichten diese Raserei erweckt hätten: aber kein Menschenaug konnte wohl von Anfang voraussehn, wie sich diese Revolution entwickeln werde, und das letzte Resultat derselben war doch fatal für die Päbste. Die Könige wurden durch den Ruin ihrer Vasallen groß, die Verfassungen der Reiche erhielten eine festere Consistenz, die ganze Aufklärung wurde gerade auf eine solche Weise befördert, daß die Päbste bald oder spät nothwendig dabei verlieren mußten. Ueberhaupt war längst zu einer solchen Raserei die ganze innere Anlage da, daß es nur noch einen leichten Stoß brauchte. Wer den Pabst Urban II. und Peter von Amiens, welche diesen letzten Stoß gaben, nur von Ferne her kennen gelernt hat, wird sie keiner politischen Absichten beschuldigen.

Schon seit Karls des Großen Zeiten zogen immer Schaaren von Pilgrimen nach dem Orient, und so lange die Araber Herrn von Palästina und Jerusalem waren, so konnten sie für eine kleine Abgabe ihrer Andacht nach Bequemlichkeit pflegen. Die Araber wurden überhaupt durch ihre wissenschaftliche Bemühungen nach und nach so civilisirt, daß die Christen alle gemäßigte Freiheit unter denselben genossen, und ihr Religionseifer nahm, sobald eigene Secten unter denselben entstanden, sogleich eine andere Richtung. Aber die Araber waren bald Sclaven ihrer Türkischen Miethvölker geworden. Noch während daß Gregor in Europa despotisirte, eroberten die Seldschjuken, einer der mächtigsten Türkischen Stämme, Syrien und Palästina, und verfuhren mit aller Schärfe ro-

her Sieger gegen die Christlichen Einwohner und gegen die Pilgrime, deren Werth sie nicht kannten, oder gleichgültig verachteten. Wer noch das Glück hatte, glücklich nach Europa zurückzukommen, erzählte die überstandenen Gefahren mit der Beredsamkeit eines Märtyrers, und man konnte es ihnen so viel leichter glauben, da von mehreren Tausenden fast immer nur die Hälfte zurückkam. Keiner aber verstand sich auf dieses Erzählen besser als Peter von Amiens, ein guter einfältiger Mensch, dem der Kopf sehr leicht warm werden konnte. Ihm war der Herr Christus selbst zu Jerusalem erschienen, und hatte ihm den Auftrag gegeben, die Europäischen Christen zur Hülfe aufzufordern. Er brachte Briefe mit, vom Patriarchen zu Jerusalem, welche den Zustand der dasigen Christen eben so traurig schilderten, als vorher eine Gesandtschaft des Griechischen Kaisers denselben geschildert hatte; und Pabst Urban wurde endlich so in Bewegung gesetzt, daß er eine Synode nach Piacenza ausschrieb.

Zweihundert Bischöfe, über viertausend andere Geistliche und dreißigtausend weltliche Herren erschienen. Auch Gesandte des Griechischen Kaisers waren zugegen; aber es gieng doch noch nicht, wie der Pabst gewünscht hatte. Er hielt noch in eben dem Jahr zu Clermont in Frankreich eine zweite Synode, und hier merkte man sogleich, wie der Eifer des unterdeß umherziehenden Peters von Amiens die Gemüther entzündet hatte. Alles rief, sobald Urban und Peter ihre Rede geendigt hatten, „es ist Gottes Wille, es ist Gottes Wille.“ Von nun an war dieß auch Losung in allen künftigen Kreuzzügen. Eine zahllose Menge von Fürsten, Grafen, Rittern und Bauern ließ sich mit dem Kreuz von Wolle auf der Schulter zeichnen; das hieß die Montur Gottes und der Kirche anziehen.

Der Ritter war ohnedieß durch die treugam Dei um manche Tage seiner ritterlichen Uebung gekommen; wie froh war er jetzt nicht, wenn das, was schon vorher seine Neigung war, auch der Weg zum Himmel seyn sollte! Der Bauer dünkte sich Ritter geworden zu seyn, weil er die Waffen führen durfte; und wie viel Freude für ihn, es gieng in ferne Lande! Aller Sünden und aller Sündenschulden war der Kreuzfahrer quitt und ledig; nach Palästina ziehen, galt statt aller Buße. Er war Soldat der Kirche, genoß also alle Vortheile eines Unterthanen der Kirche. Seine Güter standen unter dem Schutz der Kirche, sie waren so heilig als Kirchengüter, und vor weltlichen Richtern konnte er nicht mehr verklagt werden; Er gehörte vor das geistliche Forum. Keiner durft' ihn mehr treiben, und der Aufschub der Bezahlung wurde ihm auch nicht durch die aufwachsenden Zinsen beschwerlich; der Kreuzzug dispensirte von den Zinsen. War es ein Wunder, daß zu einer so reizenden, mit so vielen äussern Vortheilen verknüpften Unternehmung zahllose Schaaren von Menschen zusammenströmten?

Der ganze Haufen konnte nicht mit einemmal aufbrechen. Gottfried von Bouillon Herzog von Niederlothringen, einer der größten, edelsten Kriegshelden seiner Zeit, war zum Anführer ausersehen, er schickte aber die größten Schwärme voraus oder vertheilte sie unter andere Anführer; denn sein Fanatismus war von der edleren Art, welche den Kräften der Seele bloß einen stärkeren Trieb und eine neue Richtung giebt, ohne dieselbe zu zerrütten.

Peter der Eremite aber zog selbst an der Spitze von mehr als hunderttausend Mann voraus, und keine Schandthat ist, die nicht von seinem Haufen verübt wurde. Juden schlugen sie überall todt, es gieng nach Palästina, damit wa-

ren alle Sünden gebüßt. Um Anlegung guter Magazine war man auf dem Marsch gar nicht besorgt, der Pabst hatte in seiner Rede auf der Clermonter Synode versichert, daß denen, die Gott lieben, gewiß nichts abgehen werde: sie nahmen also wo sie fanden und dafür rächten sich diejenige, durch deren Länder sie zogen, man schlug sie todt, wo man sie in kleinern Haufen antraf.

Gottfried zog mit dem auserlesensten Heer von achtzigtausend Mann durch Teutschland und Ungarn, setzte über die Meerenge von Gallipoli, und war schon im Jahr 1097. Meister von Nicäa, wo der damalige türkische Sultan von Kleinasien seine Residenz hatte. Ueberall Sieger über die Türken, zog er durch Kleinasien und Syrien, eroberte die wichtigsten Plätze für die Christen, und den 5ten Jul. 1099 wurde er endlich Herr von Jerusalem. Wenn man nicht wüßte, wie sehr Religionsenthusiasmus den Menschen über sich selbst erheben kann, so müßte man die Geschichte dieses ersten Zuges, der im einzelnen so voll der erstaunenswürdigsten Begebenheiten ist, fast ganz auf die Rechnung romanenhafter Historiker schreiben: aber der Romanenschreiber dieses Zeitalters würde nicht erzählt haben, wie schlecht Peter von Amiens seine Rolle ausgespielt habe.

§. 2.

Fast kein Jahr vergieng, nachdem einmal feste Besitzungen in Palästina gewonnen waren, daß nicht kleinere oder größere Haufen nach diesem Lande der Hoffnung zogen. Man zählt aber gewöhnlich nur fünf Hauptzüge. Gottfried von Bouillon gab dem ersten Zug seinen Namen. Den zweiten machten Kaiser Konrad III. und König Ludwig VII. in Frankreich. Die Nachricht von den großen Eroberungen Nureddins, Atabekischen Sultans von Syrien, hatte die from-

men Europäischen Seelen in neue Bewegung gesetzt: der heilige Bernhard von Clairvaux schärfte den Königen das Gewissen, und die vereinigte Macht der beiden Reiche Teutschland und Frankreich schien den Prophezeihungen des eifrigen Cisterciensers den glücklichsten Erfolg zu versprechen. Aber der heilige Bernhard hatte wohl Recht, wenn er das über alle Befürchtung traurige Ende den Sünden der Christen zuschrieb, den Lastern der Kreuzfahrer, der tückischen Bosheit der Griechischen Christen, und selbst auch der Untreue derer, welchen man in Palästina helfen wollte.

So viel Teutsches Blut aber dieser Kreuzzug gekostet so unternahm doch vierzig Jahre nachher Friedrich I. einen neuen, der, weil die Unternehmung dießmal auch kriegerisch groß und gegen einen der berühmtesten Helden der Ungläubigen gerichtet war, eben so zahlreichen Teutschen Adel wieder herbeizog, als jener erstere. Es hatte sich nehmlich Saladin, der lange bloß als Wesir in Aegypten regiert, nach seines Sultans Tode unabhängig gemacht, und mit der Schleunigkeit eines Cäsarglücks Syrien und Palästina unterjocht, selbst Jerusalem wieder erobert. Kaiser Friedrich schien der einzige zu seyn, der es ihm wieder entreissen könnte; aber er fand noch auf dem Marsche in Armenien seinen Tod, und der zugleich veranstaltete Kreuzzug beider Könige von England und Frankreich Richard I., und Philipp II. konnte bei der Verschiedenheit der Charaktere und Interessen dieser zwei Prinzen unmöglich einen Ersatz jenes Verlusts geben, er vermehrte die Schmach der Christen, und brachte den Krieg aus Palästina nach Europa zurück.

Ungeachtet der sichtbar unglücklichen Folgen wurde es doch jedem König, der die Hülfe des Römischen Hofs nöthig hatte, und besonders den Teutschen Königen zur Dankbar-

keitspflicht gemacht, die Christen in Palästina zu retten. Auch Kaiser Friedrich II. that endlich im Jahr 1229 einen neuen Zug, aber der Bann des Pabsts, den er vorher durch sein zehenjähriges Zaudern verdient haben soll, verfolgte ihn nun selbst nach Palästina, weil ein verbannter, ohne neue Erlaubniß des Pabsts das heilige Land zu erobern nicht hätte wagen sollen. Friedrich eroberte zwar Jerusalem, aber selbst durch eigene Angelegenheiten gedrungen eilte er zu schnell zurück nach Italien, als daß das durch innere Uneinigkeiten geschwächte Reich der Christen gegen die erneuerten Angriffe der Unglaubigen hätte ausdauern können. Nach vierzehn Jahren gieng selbst Jerusalem wieder verloren, und der Versuch König Ludwigs IX. von Frankreich, so viel auch sein veränderter Plan zu versprechen schien, hatte nach dem Unglück bei Mansura in Unterägypten nicht einmal so weit glückliche Folgen, daß die Morgenländischen Christen auch nur Erleichterung gewannen.

Sieben und zwanzig Jahre nach Ludewigs Tode, der 1297
auf einem zweiten Kreuzzuge in Afrika starb, gieng auch der letzte Ueberrest Christlicher Herrschaft im heiligen Lande, Ptolemais vollends verloren.

So war also nach zweihundertjährigen Bestrebungen mit dem Verlust mehrerer Millionen Menschen, wenigstens für den Zweck, auf welchen man zunächst losgestürmt hatte, gar nichts ausgerichtet worden.

Sonst macht der Fanatismus fast immer möglich, was nach ordentlichem menschlichen Unternehmen unmöglich schien, aber diesmal arbeitete ihm gar zu viel entgegen, und es kam hier nicht nur auf einen heftigen Anlauf, sondern auf ausdaurendes planmäßiges Verfahren an. Die treulosen Griechen thaten alles, was den Lateinern schädlich werden konnte, und zu ihrem Sectenhaß kam noch die Furcht, von diesen

Abendtheurern überwältigt zu werden, deren Sitten und ganze Art, Krieg zu führen, dem Griechen auffallend-schröcklich war. Schon die Veränderung des Teutschen Klima mit dem Syrischen mußte tausenden der Teutschen Ritter nachtheilig werden, und gewöhnlich nahm man auch einen Weg, der außer der damaligen geographischen Unkunde schon allein durch seine Länge die Armee bis zur Hälfte herabbringen mußte. Billig hätte immer Aegypten zuerst angegriffen, zuerst erobert werden sollen, um von dorther Herrschaft über die See und freieste Zufuhr aller Lebensmittel zu behaupten.

In Palästina selbst war also durch zweihundertjährige Kriege kein Land für die Christliche Religion erobert worden, aber der einmal rege Rittergeist hatte sich auch gegen andere Länder gewandt, welche bisher noch von den so genannten Unglaubigen besetzt waren, und daurende Besitzungen hier erworben. Die Ritterzüge nach Spanien und Portugal waren eine mächtige Unterstützung der dasigen Christlichen Königreiche. Heinrich der Löwe unterwarf sich die heidnischen Wenden in Meklenburg und Pommern, indeß Kaiser Konrad III. seine Kreuzarmee nach Syrien führte. Auch Preussen ist endlich Land der Kreuzzüge geworden, und eine Ritterconsociation, zu welcher Kaiser Friedrichs I. Kreuzzug die nächste Veranlassung gegeben, hatte sich dort durch gewaffneten Eifer für Christlichen Glauben ein Fürstenthum erkämpft.

Unter den vielfältigen Ritterconsociationen, zu welchen besonders die Kreuzzüge Veranlassung gegeben, haben sich vorzüglich folgende drei auf die Nachwelt berühmt gemacht.

§. 3.

Ritterorden.

Noch ehe die Kreuzzüge anfiengen, hatten sich einige Rit-

ter zu Jerusalem vereinigt, der armen Pilgrime in einem dasigen Hospitale zu pflegen. Der Schutzheilige des Hospitals gab ihnen den Namen Johanniter. Da dieser Krankenpfleger viele wurden, das Hospital große Reichthümer erhielt, so entschloß sich der Aufseher desselben mit seinen Brüdern auch im Felde gegen die Unglaubige zu dienen, einen Theil seiner Genossenschaft in den Hospitälern als Krankenwärter zurückzulassen, einen Theil zu Predigern in den Kirchen des Ordens zu bestimmen, und mit den übrigen auf eigene Kosten zu dienen. Der Pabst bestätigte die fromme Absicht, und als sich Palästina nicht mehr retten ließ, suchten sie von Cypern aus den Türken Schaden zu thun. Sie erwarben sich endlich Rhodis, und wie ihnen Suleiman II. auch diese Insel abdrang, so gab ihnen Karl V. Maltha.

Nicht für Krankenwartung sondern gleich anfangs allein für gewaffnete Vertheidigung gegen die Unglaubige — bestimmten sich die Tempelherrn. Das erste Haus, das ihnen König Balduin II. in seiner Residenz einräumte, lag ohnweit dem Tempel Salomons. Daher ihr Name. Nur kurze Zeit überlebte dieser Orden den unglücklichen Zeitpunct, wo jeder Ueberrest Christlicher Herrschaft in Palästina vertilgt wurde. Seine Reichthümer reizten die Begierde Philipps des Schönen, Königs in Frankreich, wie etwa vorher ihr Betragen in den Händeln mit Bonifacius seine Rache gereizt hatte, und der Pabst, der hier die ersten Folgen seines in Frankreich genommenen Aufenthalts kennen lernte, mußte endlich auf der Synode zu Vienne ein Opfer 1311
bringen, das Philipp noch vor dem richterlichen Synodalausspruch unbarmherzig genommen hatte.

Die Teutschen Ritter entstanden fast ein Jahrhundert später als beide erstere Orden, weil Teutschland viel später

als Frankreich und Italien an den Kreuzzügen Theil genommen hatte, auch einen eigenen Orden nöthig zu haben schien, da jene zwei ersteren Orden fast ganz von Französischen Rittern besetzt waren. Die Belagerung von Ptolemais gab die nächste Veranlassung zu Entstehung einer solchen Ritterverbindung, und Cölestin III. erhub sie zu einem Orden. Bloß Teutsche — so foderte es ihr Zweck — konnten in diese Verbindung kommen, und da sich gleich die ersten Ordensmeister gar nicht darauf einschränkten, bloß in Palästina sich behaupten zu wollen, so rief Herzog Konrad von Masovien dieselbe nach Preussen, wo ihr Schwert eben so bekehrte, wie Karl der Große die Sachsen bekehrt hatte. Der Orden war Anfangs äußerst strenge, und selbst auch da noch äußerst strenge, wie sich ihre Pflicht auf Vertheidigung der Christlichen Religion überhaupt erweiterte. Sie waren die einzigen Ritter, welche, auch nachdem es unmöglich war, länger in Palästina zu bleiben, der Ausbreitung der Christlichen Religion in Europa noch nützten. Die Preussen hatten sich gegen alle Predigten ihrer Apostel und besonders die der Cisterciensermönche eigensinnig gemacht, und konnten auch durch die Kreuzzüge der Dänen, Polen und Pommern nicht bezwungen werden. Herzog Konrad von Masovien bat sich also endlich vom Pabst die Teutschen Ritter aus, und diese machten den heidnischen Preussen zum Christen, zugleich aber auch zu ihrem gedrückten Unterthan. Eine fast ununterbrochene Reihe eines acht und fünfzigjährigen Blutvergiessens schwächte die Macht des Volks so sehr, daß es endlich an Kraft oder in manchen Gegenden an Menschen fehlte. Mit gleicher Grausamkeit erweiterten die Teutschen Ritter die Gränzen der Christenheit auch nach Litthauen hinein.

§. 4.

Dalai-Lonna. Dschingis-Chans Nachfolger. Litthauen für das Christenthum gewonnen.

Indeß der Römische Bischof, Moses und Aaron zugleich seyn wollte, und dafür selbst auch die Revolution der Kreuzzüge benützte, so kam ein sogenannter Nestorianischer Priester im östlichen Asien viel schneller zu diesem Zweck. Er machte sich nach dem Tode des Kenchans, Königs von Tibet, mit Gewalt der Waffen zum Herrn des Reichs, war Oberpriester und König, und spielte diese Rolle mit aller der Eitelkeit und Mißhandlung seiner Unterworfenen, welche man bei Asiatern gewohnt ist. Ob man dieses Phänomen in der Geschichte der Ausbreitung der Christlichen Religion für wichtig halten dürfe ist ungewiß. Kaum kann diese Religion des Dalaj-Lonna Christenthum heißen; denn ihr höchst ungereimter Aberglaube übertrifft alles dieser Art, was man sonst in der Geschichte der Christlichen Völker nicht weit suchen darf. Ueberhaupt war wohl dieser sogenannte Priester Johann nie ein so mächtiger Monarch, als man aus seinen eigenen Großsprechereien gegen Kaiser Friedrich I. geglaubt hat. Dschingischan, ein vielleicht noch größerer Held als Friedrich und Saladin, auf deren Zeitalter er unmittelbar folgt, unterwarf sich denselben, und die nachfolgende Wiedervereinigung der geistlichen und weltlichen Macht hat der Christlichen Religion keinen weitern Nutzen geschafft.

Aber Dschingischans Nachfolger wurden in Polen, Rußland und beinahe selbst auch einem Theile von Teutschland eben das für die Christliche Religion, was ehmals Normänner und Madscharen gewesen waren. Wie ein Heer verwüstender Heuschrecken verbreitete sich der Schwarm über den größten Theil des östlichen und westlichen Asiens, über Ruß-

land, Polen und Schlesien; und im ersten Flug wurde in China, Indien und Persien der Christen so wenig geschont als in Europa. Nirgends war Hülfe, dieser tobenden Eroberer sich zu erwehren. Die Teutschen Ritter thaten zwar ihre Pflicht, aber dreißigtausend Mann blieben in der Schlacht bei Liegnitz. Kaiser Friedrich II. anstatt mit einer Armee zu marschiren, schrieb Briefe an die Europäischen Könige, voll Versicherungen was er thun wolle, und Pabst Innocenz IV. schickte ein Paar Bettelmönche an den Großchan, ihn zur Buße und Annahme des Christenthums zu ermahnen.

Es war, als ob Gottes Vorsehung nur zeigen wollte was sie thun könnte; denn so wenig sich auch Teutschland anders wehren konnte als mit Bußtagen und Messelesen, so sehr die Tataren diese Schwäche kennen gelernt hatten, so kamen sie doch nicht mehr, und die kleine Verbindung, welche durch die päbstliche Gesandtschaft zwischen den Europäern und diesen Tataren gestiftet wurde, brachte sogar der Christlichen Religion noch einigen Nutzen. Die päbstlichen Gesandten, Leute vom gewöhnlichen Missionariusschlag, sammelten hie und da Christliche Gemeinen im östlichen Asien. Johann von Monte Corvino übersetzte sogar das neue Testament und den Psalter in das Tatarische, wurde vom Pabst zum Erzbischof in Peking ernannt, und bekam mehrere Bischöfe subordinirt. Die Freude dauerte aber kaum ein halbes Jahrhundert, da wahrscheinlich eine Staatsrevolution in China den völligen Untergang der Christlichen Religion beförderte.

Außer dieser schnell wieder zernichteten Ausbreitung des Christenthums war Litthauen das einzige Land, das im vierzehnten Jahrhundert gewonnen wurde. Der Litthauische Fürst Jagello suchte König in Polen zu werden. Die jüngere

Tochter des letzten Piasten, Königs Ludwigs, deren Brautschatz die Krone Polen war, wollte nur einen Christen zum Gemahl haben, nun hielt Jagello, wie Heinrich IV., die Krone einer Messe werth, er bestieg den Thron unter dem Namen Wladislav II.; sein Volk mußte zugleich mit ihm tauschen.

§. 5.

Timur. Hauptrevolutionen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Höchsttraurig aber sind für die Kirchengeschichte die Begebenheiten der letzten Jahrzehende des vierzehnten und der Anfang des fünfzehnten Seculums. Timur, ein Tatarischer Bek von Kesch bei Samarkand hatte sich nach und nach mit so vielem Glück in die obersten Wesirstellen des Dschagataischen Chans geschwungen, daß er endlich Selbstherr wurde. Noch kriegerischer als Dschingischan stürmte er über Persien und Indien hin, unterjochte Astrakan und Kasan, drang in Rußland ein. Den Türkischen Sultan Bajeßid stürzte er vom höchsten Gipfel seines Kriegsglücks herab, und nur sein Tod rettete Sina von einer neuen Mogolischen Unterjochung. Timur war ein Muhamedaner von der Secte der Schijiten, und nahm als Glaubensartikel an, was auch die damalige Christliche Kirche dafür hielt, daß man die Genossen anderer Religionen und Secten mit Feuer und Schwert bekehren müsse. Christen und Türken verfolgte er deswegen mit unerhörter Grausamkeit, und sein Tod war für beide die größte Wohlthat.

Die wichtigsten Veränderungen der politischen Welt drängen sich gleichsam in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zusammen, und alle haben mehr oder weniger,

früher oder später den größten Einfluß auf den Zustand der Christlichen Kirche gehabt.

Im dritten Jahr dieser zweiten Hälfte des fünfzehnten Seculums wurde auch der letzte Ueberrest des Griechischorien-
1453 talischen Kaiserthums vollends vertilgt. Muhämmed II. machte die heilige Sophienkirche zur Moschee. Die ganze Griechische Kirche seufzt nun ohne Rettung in der drückendsten Sklaverei, und doch waren die Türken noch menschlicher gegen die Christen in ihren Ländern, als diese gegen den Muhammedaner, wo sie denselben ihren orthodoxkatholischen Eifer fühlen lassen konnten. Ferdinand von Castilien ero-
1491 berte Grenada, das dürftige Ueberbleibsel der ehmals fast über ganz Spanien verbreiteten Arabischen Oberherrschaft. Er hielt den Ueberwundenen die versicherte Religionsfreiheit, wie Ludwig XIV. das Edict von Nantes, und der Verlust vieler tausend Juden, der thätigsten seiner Unterthanen, welche er mit Gewalt vertrieb, wurde ihm vom Pabst unendlich reich vergolten, durch den Titel katholischer König. Wie traurig für den, der in großen Männern der vorigen Jahrhunderte die Würde der Menschheit verehrt, daß selbst Ximenez, Spaniens Richelieu, alle diese Entwürfe gebilligt und so viel in seinen Kräften war mit ausgeführt hat.

Mit dem letzten Jahrzehend des fünfzehnten Seculums eröffnet sich endlich ein ganz neuer Schauplatz. Zwei Welthälften, zwischen welchen vielleicht seit mehreren Jahrtausenden keine Verbindung war, bringt das unternehmende Genie eines Genuesischen Seefahrers in die entscheidendste wechselsweise Wirksamkeit. Unter den Waaren, welche der Europäer und besonders der Spanier sogleich an alle fremde, ihm neu bekannt gewordene Völker absetzen wollte, war eine der ersten — seine Art des Gottesdiensts. Schon die Portugie-

sen hatten bei ihren allmäligen Entdeckungen der kleinen Königreiche auf der Afrikanischen Küste dem Christenthum einige Colonien gewonnen; sie hatten dieses dem Pabst versprechen müssen, da ihnen derselbe mit unerhörter Großmuth alle Länder schenkte, welche sie entdecken würden, und durch gleiche Pflicht der Dankbarkeit waren auch die Spanier gefesselt, welchen Alexander VI. eine so schöne Portion zutheilte, da er durch Ziehung seiner Demarkationslinie über mehr als die Hälfte der Welt wie über eine Kirchenpfründe disponirte.

Zur Ehre der Spanischkatholischen Geistlichkeit muß man rühmen, daß sie im Anfang den armen Amerikanern den Genuß der Menschheitsrechte nicht nur gestattet, sondern selbst mit vielem Eifer gegen die Habsucht der Spanischen Großen verfochten hat; daß sie nicht gewaltsam bei ihrer Bekehrung verfahren, sondern den Weg allmäliger Aufklärung selbst nach häufigem Mißlingen versucht hat. Fast schien auch dieser bei der natürlichen Indolenz und Stumpfheit der Americaner wenigstens für den, der den Fortgang nach Proselytenköpfen zählte, ganz unbrauchbar zu seyn. Der Spanische Klerus wurde endlich müde, und bekehrte zuletzt mit eben der Fertigkeit, deren er im mittlern Zeitalter gewohnt war. Der Pabst kam den Unglücklichen doch noch zu Hülfe, er erklärte sie in einer eigenen Bulle für vernünftige Geschöpfe, für solche, die zu allen Vorrechten eines Christen berechtigt seyen.

§. 6.

Seit Gregors Zeiten zog sich also der Hauptschauplatz der Christlichen Kirche immer mehr nach Europa herüber, und die merkwürdigsten fortdaurenden Besitzungen, welche sich die Christliche Religion erwarb, waren im Europäischen Norden. Der Pabst war zwar nicht unthätig für die Ausbreitung derselben gewesen, und hatte auch die Bettelorden als

die brauchbarsten Werkzeuge seiner mehr politischen als theologischen Absichten genutzt, aber doch war jener Eifer noch nicht da, welchen der durch die Reformation erlittene Verlust weckte, und so lange Europa noch so allgemein gehorsam war, suchte man nicht sehr mühsam, in Asien und America sich zu entschädigen. Was es aber überhaupt wohl für ein Christenthum gewesen seyn mag, das in dieser Periode neubekehrten Völkern gepredigt wurde? Gewöhnlich gehen nicht die aufgeklärtesten Theologen auf Missionen; und was waren selbst auch die aufgeklärtesten dieses Zeitalters? Der Schüler des Missionarius konnte denn doch nicht mehr Christliche Religion wissen als sein Lehrer selbst, und Heiden des vierzehnten, fünfzehnten Jahrhunderts konnten ihren Aberglauben nicht schneller aufgeben, als die des achten und neunten.

Es wäre dabei noch einer eigenen Untersuchung werth, ob nicht die immer mehr steigende Kostbarkeit des katholischen Gottesdiensts der allgemeinen Ausbreitung des Christenthums schädlich gewesen sey, und ob überhaupt eine Religionspartie, unter welcher die Wissenschaften mit Erfolg sich zu entwickeln anfangen, großen Missionseifer noch haben könne.

Geschichte der Hierarchie und ganzen gesellschaftlichen Einrichtung der Christlichen Kirche.

§. 7.

Investiturstreit und Concordat.

Am Ende der vorigen Periode hatte die große merkwürdige Revolution angefangen, durch welche vorzüglich in Teutschland das Verhältniß der Kirche zum Staat entschieden werden sollte. Die Kaiser hatten den Bischöfen Reichthümer und Macht zugeworfen, und wieder die weltlichen

Großen dieselbe als Gegenmacht zu brauchen gesucht; nun sollten mit einemmal alle diese so mächtig und reich gewordenen Geistlichen aus allen Lebensverhältnissen mit dem Kaiser herausgerissen werden, künftighin keinen Vasallendienst thun, und auf die Ersetzung dieser wichtigen Stellen sollte der Kaiser keinen Einfluß mehr haben; er, der sich durch wirkliche Ertheilung oder gemachte Hoffnung derselben ehedem so manchen treuen Diener erworben hatte.

Man sieht im ganzen Streit deutlich, die Päbste wußten selbst nicht recht was sie wollten, oder die Nachfolger faßten den ganzen Plan und die Gesinnungen dessen nicht, der zuerst den Streit rege gemacht hatte. Paschal II., der zu Anfang des zwölften Jahrhunderts regierte, war so einfältig, dem Kaiser Heinrich V. den Vorschlag zu machen, daß, wenn er sich der Investitur begeben würde, die Bischöfe alle weltliche Güter herausgeben sollten. Wie der Kaiser ohne Bedenken einschlug, denn auf einmal wäre er dadurch wenigstens auf einige Zeit zum Despoten Teutschlands und Italiens geworden, so entstand allgemeiner Tumult der Bischöfe und weltlichen Fürsten; man sah den Pabst für den zweiten Judas an, er konnte nicht schnell genug zurücktreten.

Unter Calixt II., der nach Gelasius II. Tod auf Paschal folgte, endigte sich endlich der ganze Streit in dem bekannten Wormser Concordat, aber auf eine Art, über welche wir uns nun nach sechs Jahrhunderten nicht genug wundern können, und wo wir es uns aus Verwunderung beinahe abläugnen möchten, daß wir es recht wüßten. Der Vergleich wurde so geschlossen, als ob bisher bloß über die Zeichen der Belehnung gestritten worden wäre, der Kaiser versprach nur, auf die bisherige Art nicht zu investiren. Die Wahlfreiheit der Stifter hatte er oft vorher versichert; hierinn geschah also

nichts neues; außer daß die Versicherung itzt allgemeiner wurde, und nicht bloß Privilegium war, sondern Vertrag, zwischen dem geistlichen und weltlichen Oberhaupt der Christenheit auf das feierlichste errichtet. Aber dabei war das ganze Vereinigungsinstrument der so lange entzweiten Partien so auf Schrauben gesetzt, daß es nicht zehn Jahre anstand, so fieng der Streit hie und da wieder von neuem an.

Fast eben so gieng es in Frankreich und England. Die Partien drehten sich zwischen unbestimmten Forderungen und ungleichförmigen Weigerungen herum, doch sieht man deutlich, daß es dem Klerus darum zu thun war, die Lehensverbindungen ganz aufzuheben, und mit denselben auch der Last loszuwerden, daß der König die Einkünfte des vacantgewordenen Bisthums und die Hinterlassenschaft des verstorbenen Bischofs erben sollte. Im Concordat des Pabsts mit Teutschland stand von allem diesem kein Wort, aber Anselm, der berühmte Nachfolger Lanfranks in der Stelle des Englischen Primaten, ist hier gewiß ein eben so gültiger als deutlicher Zeuge der Hauptabsichten des Klerus.

Teutschland hatte zwar im zwölften Jahrhundert an Lothar II. Konrad III. und Friederich I. drei Kaiser, von welchen immer der Nachfolger seinen Vorgänger an Muth und Einsicht übertraf, und da vollends Friedrichs Sohn und Nachfolger Sicilien erheurathete, Teutschland beinahe Staufisches Erbreich zu werden schien, so war, dem ersten Anblick nach, der Zeitpunct sehr nahe, daß bei der ohnedieß steigenden Aufklärung des Zeitalters die Macht des Römischen Bischofs wieder zum bloßen Ansehen des ersten Prälaten der Christenheit herabsinken mußte. Doch neben dem, daß der Staufische Stamm gerade im Zeitpunct seines schönsten Flors innerhalb eines Jahrzehends fast völlig verdorrte,

und daß gerade im Jahrzehend dieses Verblühens ein Mann auf den päbstlichen Stuhl kam, der alle seine Vorgänger und Nachfolger in planmäßigem Pabstverfahren übertraf, so lagen im Ganzen der damaligen Verfassung, selbst in der ganzen Art der damaligen Aufklärung mehrere der stärksten, unlenkbarsten Hindernisse, welche das Aufkommen der weltlichen Macht hinderten, und selbst im Zeitalter der größten mächtigsten Könige den päbstlichen Thron unerschütterlich erhielten. Die wichtigsten derselben waren diese.

§. 8.

Entstehung der Universitäten.

Die ganze Litteratur und mit ihr alles auf was Litteratur Einfluß haben kann, hatte in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts durch ein zufälligentstandenes Institut die merkwürdigste Veränderung erlitten. Schon lange war nehmlich ein vorzüglicher Zulauf zu gewissen Städten, wo sich einzelne damals merkwürdigere Lehrer unter dem Schutz des Bischofs zum öffentlichen Unterricht niedergelassen und durch ein glückliches Zusammentreffen mehrerer äußern Umstände hie und da einen größern Haufen Schüler gesammelt hatten, als bei Kloster- und Domschulen sich fanden. Unter den mehreren dieser Städte zeichneten sich vorzüglich Paris und Bologna aus. In Paris fanden sich Grammatiker und Theologen und Dialektiker zusammen: in Bologna aber, vielleicht weil sich in diesem Theile Italiens, selbst durch die Jahrhunderte der Unwissenheit hindurch, immer die meiste Kenntniß des Römischen Rechts erhalten, schien vorzüglich eine Schule der Rechtsgelehrsamkeit zu entstehen. Wenigstens zeichneten sich alle große Männer, welche diese Schule hatte, immer fast einzig von dieser Seite aus.

So bald sich an einem solchen Orte ein großer Haufen von Lehrern und Lernenden versammelte, so schlossen sich diese bei ihren gemeinschaftlichen Zwecken und bei gewissen gemeinschaftlichen Bedürfnissen in eine Gesellschaft zusammen. Sie bildeten vereinigt einen kleinen Staat unter sich, der bald auch von dem Regenten gewisse Privilegien erhielt, und durch Vervollkommnung seiner innern Einrichtung in kurzem vor allen noch übrigen Kloster- und Domschulen auf das vortheilhafteste sich auszeichnete. Alle diese verödeten allmälig, und diese Veränderung der Sammelpuncte der Studirenden hatte auf Litteratur und Teutsche Kirchenverfassung einen Einfluß, dessen ganze Größe erst nach einem Jahrhundert übersehen werden konnte.

Der letzte Ueberrest des gemeinschaftlichen Lebens der Domherrn war hie und da noch das Zusammenwohnen der Scholaren gewesen, aber seitdem die Domschule verödete, verschwand auch vollends diese letzte Erinnerung an die alte Verfassung und besonders in Ansehung des Kirchenrechts brachten die Jünglinge von Bologna ganz andere Kenntnisse zurück, als sie auf einer benachbarten Kloster- oder Domschule geholt haben würden. Italiänische Kirchenverfassung war das Muster, das sie in Bologna vor Augen hatten, Italiäner waren ihre Lehrer, der Römische Hof das Muster in der Nähe, dessen usus modernus durch die Vorlesungen der Professoren vorzüglich bekannt und unvermerkt als einzige Richtschnur angesehen wurde.

Kein anderer Canal hätte auch erwünschter den Päbsten sich öffnen können, um jedes ihrer neuen Gesetze unbemerkt dem ganzen Europäischen Publicum mitzutheilen, als dieses zufällig entstandene Institut in Bologna war, und wie die Römischen Bischöfe mit allem Bewußtseyn der Wichtigkeit der Sache auf dieses neue Institut zu wirken, dasselbe in ihrem

Interesse zu erhalten suchten, so wirkte auch das Institut selbst wieder auf die Römische Hierarchie zurück, scharfsinnige Kanonisten wurden Päbste, und was vorher oft bloß nur einzelne Gewaltthätigkeit oder Prätension war, wurde nun ausgebildetes System.

Eben so sichtbar war endlich auch der Ein u dieser neuen Institute auf das Ganze der theologischen Litteratur. Da sich nun die scharfsinnigsten und thätigsten Köpfe ganzer Zeitalter an einem Orte vereinigt fanden, da neben der nothwendigen Verschiedenheit ihrer Denkart der wechselsweise Widerspruch derselben auch durch persönliches Interesse, durch Ruhmsucht und Eigennutz gereizt wurde, so arteten bald alle Disciplinen in einen casuistischen Skepticismus aus, und weil über allem disputirt wurde, auch sowohl Wahrheit als Größe des Genies nach dem siegreichen Disputiren geschätzt ward, so entstand schon mit der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts eine höchst ausgeartete theologische Scholastik, neben welcher unmöglich, wie bisher Grammatik und classische Litteratur noch blühend bleiben konnten.

Offenbar that es ohnedieß schon der theologischen Litteratur keinen geringen Schaden, daß bei der großen Concurrenz von Lehrern an einem solchen Orte bald neue Lehrfächer, neue eigene Disciplinen entstanden, von welchen die besten Köpfe folgender Zeitalter so angezogen wurden, daß ihre Bemühung für Religion und Theologie, ihr Ansehen für die Christliche Kirche verloren gieng. Die zwei wichtigsten Disciplinen dieser Art, welche sich zuerst von der Theologie abschieden, waren Römisches und kanonisches Recht.

§. 9.

Römisches Recht.

Das Römische Recht war in Italien seit Kaiser Justinians Zeiten, ungeachtet so vieler alles zerstörenden Revolutionen besonders in den Provinzen des Exarchats nie außer Gang gekommen, und selbst auch außer den zuletzt sehr verengten Gränzen des letztern hatte sich dasselbe hie und da in andern Gegenden erhalten, weil Longobarden und Franken der freien Willkühr eines jeden überließen, nach welchen Gesetzen er leben, nach welchen Gesetzen er gerichtet seyn wollte. Unstreitig war zwar die große Barbarei des zehnten Jahrhunderts der Kenntniß eines geschriebenen höchst bestimmten Rechtes sehr nachtheilig, aber so bald bei Wiederherstellung einiger allgemeinen politischen Ruhe alte Schriften wieder hevorgesucht, Rechte sorgfältiger erörtert wurden, so wachte auch Angedenken an Römisches Recht wieder auf. Da denn auch die ganze Beschaffenheit desselben den spitzfindigen Disputirgeist des Zeitalters nährte, da ein bestimmtes geschriebenes Recht in der Collision mit unbestimmten Observanzen leicht die Oberhand gewinnen mußte, auch schon von Heinrich V. die Römischen Rechtsgelehrten vorzüglich geschätzt wurden, so erhielt dasselbe in kurzem ein solches Ansehen, daß das Schicksal ganzer Städte und Länder fast allein nur nach seinen Grundsätzen entschieden wurde.

Niemand scheint damals bei der unerwartet großen Allgemeinwerdung desselben eingefallen zu seyn zu fragen, wozu das fremde Recht? denn Römisches Recht hielt man nicht für fremdes Recht, Justinian war Römischer August, und Friedrichs war's auch; also galt Justinian als Friedrichs Regimentsvorfahre, der Nachfolger brachte nur vergessene Reichsgesetze in Gang. Auch nahm daher nicht nur der

Teutsche, sondern Spanier, Franzosen und Engländer das neue Recht an; denn es war eine der Partialideen der neuen Entdeckungen des Zeitalters, daß alle Europäische Könige eigentlich nur Provincialkönige seyen, und wie Gott der Kirche ein geistliches Haupt gesetzt, so habe die Christenheit auch nur ein weltliches Oberhaupt, unter welchem alle übrige Häupter vereinigt seyen.

Die Päbste merkten früh genug, wohin endlich das neue Recht führen möchte, aber gegen den herrschenden Ton eines Zeitalters, zu dessen Hervorbringung und Erhaltung so viele zufällige Umstände sich vereinigt hatten, vermochten päbstliche Befehle eben so wenig, als die wiederholten Klagen der Kirchenpatrioten, welche mit äußerster Wehmuth alle Kenntnisse der alten Kirchengesetze gegen das neue Recht verschwinden sahen. Glücklicherweise wurde gerade noch in der höchsten Krisis des entscheidenden Zeitpuncts ein Gegenmittel gefunden, wodurch selbst der herrschende Hang des Zeitalters zum Vortheil des Kirchenrechts gegen das neuentstandene Recht benuzt werden konnte.

§. 10.

Decretum Gratiani. Seine nähere und entferntere Folgen. Wie der Pabst die Bischöfe immer mehr unthätig macht.

In einem Kloster zu Bologna compilirte ein Mann, Namens Gratian, eine Sammlung von Kirchengesetzen, die so ganz nach den literarischen Bedürfnissen dieses Zeitalters eingerichtet war, daß es nicht fehlen konnte, sie mußte besonders gerade an diesem Orte und bei den häufigsten Empfehlungen der Freunde des kanonischen Rechts eine glückliche Nebenbuhlerinn der Römischen Rechtskunde werden. Der ganze Plan des Werks war so angelegt, daß man eine Casuistik vor sich hatte, bei welcher man recht gelehrt fra=

gen und für oder wider eine Meinung mehrere Gründe anführen lernte. Das Werk war nicht so stark, als manche vorhergehende ähnliche Sammlungen, und doch zugleich auch nicht zu mager, um als Innbegriff des Kirchenrechts angesehen werden zu können. Auch konnte im damaligen Zeitalter demselben nicht schädlich seyn, daß es voll historischer, chronologischer und kritischer Fehler war; denn selbst von dieser Seite betrachtet, war es doch sehr viel vollkommner als die meisten vorhergehenden ähnlichen Werke.

Die Päbste und alle, so noch einige Liebe zu den alten Kirchengesetzen hatten, beförderten die Ausbreitung desselben. Es stand auch kaum dreißig Jahre an, so theilten sich die Juristen schon in zwei große Factionen, Legisten und Decretisten. Der kanonischen Sammlungen wurden mehrere, aber wenigstens die wichtigsten derselben schlossen sich langehin nur als Supplemente an Gratians Decret an.

Unstreitig hat dieses Buch der päbstlichen Hierarchie viel genützt. Das Kirchenrecht ist zufällig durch dasselbe zur eigenen Disciplin gemacht worden, und hat als eigene Disciplin in kurzem die Verfeinerung und Entwicklung erhalten, welche bei den sonstigen Grundsätzen, auf welchen Gratianeisches Recht beruhte, immer mehrere Gelegenheit zu Kirchenprocessen, zu Appellationen nach Rom und Entscheidungen des Römischen Hofs gaben. Das Band der Römischen Hierarchie wurde merklich stärker angezogen, und Angelegenheiten, welche man ehmals zum Sprengelrecht einzelner Bischöfe und Erzbischöfe oder zur Jurisdiction von Provincialsynoden gerechnet hatte, wurden nach Rom gebracht.

Beweise hievon giebt die Geschichte der Kanonisationen und der Exemtion der Mönchsorden.

Bis ins zehnte Jahrhundert hatte jeder Bischof in seiner Diöcese das Recht, einen Mann, bei dessen Grabe vielleicht Wunder geschahen oder der überhaupt im Geruche der Frömmigkeit gestorben, für einen Heiligen zu erklären, welchem zu Ehren Kirchen und Capellen errichtet werden, den man als einen himmlischen Schutzpatron anrufen dürfte; doch galt es immer nur in der Diöcese dieses Bischofs. Im zehnten Jahrhundert hatten einmal die Augsburger Domherrn den unglücklichen Stolz, ihren Bischof Ulrich nicht nur zum Augsburgischen Diöcesheiligen, sondern auch zum Universalheiligen der ganzen Kirche erklären lassen zu wollen. Sie baten den Pabst um seine Heiligsprechung, und dieser bediente sich anfangs des neuangebotenen Rechts höchst selten, und bloß in der fortdaurenden Concurrenz der alten Besitzer desselben, daß nie Eifersucht oder Streit darüber entstehen konnten. Da aber seit dem zwölften Jahrhundert der Römische Bischof immer mehr Mittelpunct alles Rechts und aller Gnade in der abendländischen Kirche wurde, so erklärte er endlich auch das Heiligsprechen für sein Monopol, und Alexander III. verbot allen übrigen Bischöfen das Kanonisiren.

Eben so stieg der Mißbrauch der Klosterexemtionen. Schon war in der vorigen Periode Klage gewesen, wenn auch nur einzelne Klöster von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe sich frei sprechen ließen, und gegen einen jährlichen Tribut dem Römischen Stuhl unmittelbar sich unterwarfen. Schon in einzelnen Klöstern wurde daher ein Zerfall der Zucht und Ordnung empfunden, aber nun wagten es ganz neue Ordensfamilien schon gleich bei ihrer Stiftung von allen gewöhnlichen Diöcesanbanden sich loszumachen. Auch glaubte man wohl den daraus befürchteten Schaden zu verhüten, indem man

die Klöster solcher neuentstandenen Ordensfamilien unter einander selbst in ein hierarchisches System verflocht, wodurch Kloster- und Kirchenzucht in denselben erhalten, die Mönche gegen den Despotismus des Abts, der Abt gegen den Ungehorsam der Mönche geschützt werden könnte. So geschah es bei der am Ende des zehnten Jahrhunderts gestifteten Familie des Benedictinerordens zu Clugny. So auch bei der Stiftung des Cistercienserordens, zu dessen Ausbreitung der Ruf des thätigen Bernhards von Clairvaux so viel beitrug. Aber aller dieser neuer Institute war immer ein und eben dasselbe Ende, bei einem und eben demselben Fehler, der gewöhnlich schon in der ersten Constitution lag. Der erste Ruf einer neuen Mönchs- und Ordensheiligkeit zog freigebige Bewunderer herbei; die armen Mönche wurden reich, und verwandelten sich also wieder in die gewöhnliche Welt, noch mit dem stärksten Zusatz aller der Fehler, welche vom Kloster und Mönch unzertrennlich sind.

§. 11.
Laienbrüder.

Außer den Exemtionen, in welchen immer die erste Ursache des Zerfalls der Kirchen- und Klosterdisciplin war, lag eine zweite Hauptveranlassung in der Entstehung der so genannten Laienbrüder. Nach der ersten Einrichtung in dem Kloster wurde alle Handarbeit durch die Mönche verrichtet. Sie waren Zimmerleute und Maurer, und Becker, und sorgten für alles, was zur Erhaltung der Klosterökonomie nöthig war. Vielleicht Bequemlichkeit, vielleicht Liebe zum ungehinderteren Studiren veranlaßte aber im Anfang des elften Jahrhunderts erst nur in einigen Klöstern die Veränderung, daß Laien ins Kloster aufgenommen wurden, deren Fleiße der vornehmere Mönch alle diese niedrige Verrichtungen

überließ, die er dafür mit dem Brudertitel beehrte, und mit dem reichesten Seegen seiner Klostergebete und seiner Klostermessen.

Zu Hirschau in Schwaben hatte ein redlichgesinnter Abt einen Anfang dieser Art gemacht, aber in kurzem wurde es allgemeine Klostersitte, weil das neue Institut den Stolz und die Bequemlichkeit der Mönche zu sehr begünstigte, und für die Klosterökonomie eine Ausbreitung erlaubte, welche sie nach der alten Einrichtung nie hätte erhalten können.

§. 12.

Genauere Einrichtung der Pabstwahl nebst den Wirkungen derselben auf Teutschland.

Den bisher bemerkten hierarchischen Veränderungen größtentheils gleichzeitig, entwickelten sich genauere Bestimmungen in Ansehung der Form der Römischen Bischofwahl, wodurch die Unabhängigkeit derselben von dem Einfluß des Kaisers versichert, die Gefahr einer streitigen Wahl
vermindert wurde. Zwar hatte schon Nikolaus II. hier einen 1059
wichtigen Schritt gethan, indem er die Laien oder große Ministerialen der Römischen Kirche völlig ausgeschlossen, die Wahl einzig in die Hände der sieben Römischen Diöcesanbischöfe und des größten Theils der übrigen Römischen Geistlichkeit gespielt hatte. Noch war aber theils Eifersucht mancher ausgeschlossenen Römischen Geistlichen rege, theils auch die Form der Wahl selbst so unbestimmt, daß man nicht wußte, ob Mehrheit der Stimmen entscheiden dürfte und welche Mehrheit der Stimmen entscheiden sollte. Eine Verordnung von Alexander III. erfüllte diese Bedürfnisse, setzte die nöthige Mehrheit der Stimmen auf zwei Drittheile, und bestimmte das Wahlceremoniel mit einer Genauigkeit, welche für diese Zeiten hinreichend war.

Neben dem allgemeinen Einfluß, welchen diese bestimmte

Wahlform auf die ganze Kirche hatte, hatte sie noch einen besondern auf die Teutsche. Kein Land hatte nehmlich so innige Verbindungen mit dem Römischen Hof und mit Italien als Teutschland, und in keinem Lande wurden die Italiänischen Einrichtungen, besonders was die Geistlichkeit betraf, schneller und allgemeiner nachgeahmt als in Teutschland, besonders wenn noch der Stolz dazu kam, daß man glaubte vornehmer zu werden, wenn man sich nach Römischer Sitte richtete. Wie sich also zu Rom nach und nach ein geschlossenes Wahlcollegium gebildet, und die Laien keinen Theil mehr an der Wahl ihres Bischofs hatten, so geschah es nun bald auch bei den einzelnen großen Teutschen Stiftern. Die Capitel näherten sich immer mehr ihrer heutigen Verfassung; ihr gemeinschaftliches Leben hörte fast ganz auf; sie wurden geschlossene Gesellschaften, und der Zutritt zu diesen geschlossenen Gesellschaften, bei welchen die Anzahl der Mitglieder hie und da bestimmt wurde, ward bloß auf gewisse Bedingungen und bei gewissen, in der That höchst zufälligen Eigenschaften der Adspiranten gestattet. Die Ministerialen verloren ihren Antheil an der bischöflichen Wahl; und konnten auch in der That unmöglich mehr lange im Genusse desselben bleiben, weil seit der neuaufgekommenen Universitätsaufklärung das ganze Wahlceremoniel, das sich vorher einzig nach Sitten und Herkommen gerichtet, mit einer rechtlichen Kenntniß und Genauigkeit beobachtet werden mußte, deren selten ein schlichter Teutscher Ritter fähig war. Daher auch seit dieser Zeit, wie es gewöhnlich in der Periode erster juridischer Aufklärung zu gehen pflegt, so viele Processe über Form und Gültigkeit der Wahlen, so viele Bewegungen im einzelnen, bis die Ministerialen ihr Recht aufgaben.

Das bestimmte Wahlceremoniel des Römischen Bischofs hatte endlich unstreitig auch auf die Art, den Teutschen König zu wählen, einen bildenden Einfluß. Auch hier sieht man seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts ein geschlossenes Wahlconclave, und wenn schon vielleicht damals noch nicht die Zahl sieben auch hier als heilige Zahl angenommen wurde, so war doch bald auch hier der Unterschied zwischen wählenden Hauptstimmen, Consultationsstimmen und Stimmen des Beifalls so genau bestimmt, als bei Bischofwahlen.

So war also bei der auf Alterthum und neue bessere Einrichtungen sich gründenden Macht des Römischen Bischofs, da selbst die ganze Art der damaligen Aufklärung dieselbe begünstigte, da sich in der Römischen Hierarchie alles immer mehr zur festern zusammenhängendern Monarchie bildete, in Teutschland hingegen die großen Vasallen sich immer mehr von der Abhängigkeit losarbeiteten, so war es also nicht anders möglich, als daß die geistliche Macht immer mehr über die weltliche siegte. Selbst der mächtige Friedrich I. wie viel Mühe hatte er nicht, seine Teutsche Vasallen zu häufigen Zügen nach Italien zu bewegen, und Italien gehorchte dem mächtigsten Kaiser nicht, wenn nicht jeder seiner Befehle von einer Armee unterstützt wurde. Wie viele der Teutschen Ritter, deren Schwert vielleicht die Römer Gehorsam gelehrt hätte, büßten in Palästina ihr Leben ein? Die großen Vasallen zogen nach und nach alle Güter der kleineren Herrn an sich; denn diese, wenn sie nach Palästina zogen, glaubten in Teutschland keinen Fuß breit Landes mehr nöthig zu haben. So vergrößerten sich die mächtigen Herzoge in Teutschland, die Macht des Kaisers nahm immer ab, und unter allen Europäischen Monarchen war doch er der einzige, der den Pabst im Gehorsam halten konnte.

Daher jene Beweise der tiefsten Erniedrigung, welche selbst Friedrich I. von Alexander III. leiden mußte; daher die glücklichen Versuche des Pabsts gegen England, wo einer der weisesten Könige, Henrich II. regierte.

§. 13.

Henrich II. und Thomas Becket.

Henrich II. hatte mit eben so viel Klugheit als Standhaftigkeit die Usurpationen seines Klerus, unter dessen Begünstigung sich ehedem ein paar der Söhne Wilhelms des Eroberers unrechtmäßig in den Besitz des Reichs gesetzt hatten, durch die weisesten Gesetze einzuschränken gesucht. Er knüpfte das Vasallenverhältniß der großen Geistlichen, von welchem diese sich loszumachen suchten, unauflöslich fest. Er unterwarf seine Geistlichkeit auch der weltlichen Gerichtsbarkeit, und verbot, um sie zu entwaffnen, daß jemals ohne sein Vorwissen Bann ausgesprochen werden durfte. Ein großer Theil seines Entwurfs war schon ausgeführt, als Henrich selbst durch verfehlte Wahl eines Erzbischofs von Canterbury alle gute Wirkungen wieder vernichtete, und eine Reihe der prüfendsten Trübsalen sich zuzog.

Henrich hatte nehmlich einen Minister, Thomas Becket, der lange Zeit Mitgenosse aller seiner Vergnügungen und Vertrauter seines Herzens war; einer der ausschweifendsten Männer in ganz England, ein rechter Sohn der Freude. Wen sollte Henrich zum Primaten von England machen als diesen, um völliger Herr über die Kirchen seines Reichs zu bleiben?

1162 An dem Tage aber, da Thomas die erzbischöfliche Würde aus der Hand seines Königs empfieng, war er mit einemmal völlig verändert. In Eifer und äußerer Gebärde ein Heiliger strenglebend wie ein Carthäuser, und voll Ernsts

in Behauptung der Kirchenfreiheiten. So bald er wußte, daß ihm Pabst Alexander III. beistehen werde, fieng er mit dem König den Zank wegen der Kirchenfreiheit an, wurde lieber flüchtig aus England als daß er nachgab, kam endlich wieder, aber wie es scheint fast nur um dem König das Leben noch bitterer zu machen, und im Unwillen entfielen dem Könige die Worte: wenn er nur dieses Satans los wäre!

Vier Ritter hatten dieses kaum gehört, so eilten sie in die Kirche, wo sie den Bischof vermutheten. Der Bote des Königs, der nachgeschickt wurde, so bald man die Ritter vermißte, traf sie zu spät — vor dem Altar lag Thomas Becket ermordet. Heinrich war trostlos über die Folgen seiner Un- 1170
vorsichtigkeit, aber ein Römischer Bannstrahl folgte dem andern. In seiner eigenen Familie war der König seit dieser Zeit nicht mehr sicher, und selbst eine Kirchenbuße, fast so schmählich als Kaiser Henrichs IV. war, konnte ihm die Ruhe nicht wieder verschaffen.

So war die ganze Geschichte des Pabstthums durch das zwölfte Jahrhundert hindurch ein Zug von Gewaltthätigkeit. Bei Gregor VII. wunderte man sich, wie er sich unterstehen konnte, den Kaiser in Bann zu thun; wenn Alexander III. und Cölestin III. ein gleiches thaten, so schien die Sache schon viel bekannter, und doch hatte die Bekanntheit der Sache ihre Wirkungen nur um ein weniges gemildert.

Innocenz III. der zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts regierte, wurde endlich vollkommen was sich Gregor VII. zu werden gewünscht hatte. Die Teutschen zankten sich wer ihr König seyn sollte: ob Philipp von Schwaben oder Otto von Braunschweig? Innocenz spielte den Mittelsmann, versicherte sich der Vortheile von beiden Partien, und blieb

unausgesetzt seinem Plane treu, Rom und Italien von der Oberherrschaft der Teutschen völlig zu befreien. Das Staufische Haus war so herabgekommen, daß selbst Innocenz den Enkel Friedrichs I. unter seine schützende Vormundschaft nehmen sollte, und die Streitigkeiten der Könige von Frankreich und England, noch mehr aber die eben so unvorsichtige als niederträchtige Regierung des letzteren Königs bot dem Pabst eine nie noch so schön gefundene Gelegenheit dar, im höchsten Glanze des Gebers der Kronen sich zu zeigen.

Gregor VII. war gewaltthätig gewesen, aber Innocenz III. war planmäßig herrschsüchtig, und entspann aus einzelnen seiner Forderungen eine Theorie, die wie gewöhnlich, in ihren nach und nach hervorgesuchten Folgen gefährlicher war, als sie oft dem ersten Anblick nach zu seyn schien. Seine kanonische Rechtserfindungen, betreffend die Translation der Bischöfe und die sogenannte evangelische Denunciation sind zwei Hauptbeweise seines herrschsüchtigen Geistes, so wie das unter ihm gangbargewordene Interdict deutlich genug zeigte, wie schlau er die gewöhnlichen Waffen des heiligen Stuhls zu schärfen wußte.

Ein schauervoller Anblick, wenn ein ganzes Land mit dem Interdict belegt wurde. Aller äußere Gottesdienst mußte mit einemmal aufhören, die Altäre wurden entkleidet, alle Statuen der Heiligen, alle Kreuze wurden zu Boden geworfen, keine Glocke tönte mehr, kein Sacrament wurde ausgetheilt, kein Todter kam auf die heilige Erde des Gottesackers, er wurde ohne Gebet und Gesang in unheiliges Land eingescharrt. Ehen wurden nicht vor dem Altar sondern auf dem Kirchhofe eingesegnet. Niemand durfte einander auf der Straße grüßen. Jeder Anblick sollte verkündigen, daß das ganze Land ein Land des Fluchs sey. Welchen unauslösch-

lichtiefen Eindruck muß diese Ceremonie auf ein Zeitalter voll Aberglauben gemacht haben, das den ganzen Gottesdienst in jene äußere Ceremonien setzte? Wie muß ein Volk seinen Regenten verflucht haben, der durch seine Sünden ein ganzes Land um zeitliche und ewige Glückseligkeit brachte?

So war's möglich, daß es Innocenz III. dahin bringen konnte, wohin es bisher noch kein Pabst gebracht hatte, daß er von den Teutschen Kaisern wie von seinen Lehensleuten sprach, oder wie von Bischöfen, deren Würdigkeit er erst sorgfältig untersuchen müßte, ehe er dieselbe in ihrer Würde bestätigen könnte, daß er das Königreich England bald an Frankreich verschenkte, bald wieder mit scheinbarer Barmherzigkeit seinem König zurückgab.

Gregor VII. hatte doch noch vor den Synoden einigen Respect bezeugt, und seine gewaltthätigsten Gesetze durch einigen Synodalschein zu heiligen gesucht. Innocenz III. hielt im Jahr 1215 im Lateran eine große allgemeine Kirchenversammlung, aber er achtete die versammelten Bischöfe nicht einmal einer scheinbaren Berathschlagung würdig, sie mußten gern oder ungern alles unterschreiben, was er ihnen dictirte.

Bisher war das Schwert nur gegen Muhamedaner und Juden gerichtet: itzt wurde das Kreuz auch gegen die Ketzer gepredigt, und da Graf Raimund von Toulouse die freimüthigen Albigenser nach der Willkühr des Pabsts nicht verfolgen wollte, so schenkte der Pabst seine Länder dem Grafen Simon von Montfort, und gab jenem den zeitlichen und ewigen Fluch.

§. 14.

Entstehung der Dominicaner und Franciscaner.

Nichts fehlte vollends — als Bettelmönche und Inqui=

sition. Man lachte schon lange über die eifrigen orthodoxen Geistliche und Mönche, welchen ihre Orthodoxie und ihr Eifer so reichliche Nahrung und Kleider gab. Selbst auch der Pabst beschwerte sich über sie, daß es ihnen kein Ernst sey, Gottes Wort zu predigen und das Volk zu unterrichten, und gewöhnlich gaben die Anführer der mißvergnügten Partien ihre Armuth und ihre Blöße als den redendsten Beweis an, wie aufrichtig es ihnen einzig um Gottes Sache zu thun sey.

Einen vornehmen Spanier Dominicus Guzmann rührte der Schaden Josephs. Er warf seine Chorherrnkleidung hinweg, zog einen Bettlersrock an, bettelte sein Brod von Haus zu Haus, und predigte überall, wo er hinkam. Das war nun einmal auch wieder ein heiliger Apostel, der ohne Silber und Gold ausgieng; seine apostolische Bemühungen waren besonders im südlichen Frankreich nicht ohne Erfolg. Wie gern erlaubte ihm der Pabst im Jahr 1216 einen Orden von Mönchen zu stiften, dessen Zweck nicht sowohl, wie bei allen bisherigen Mönchsfamilien, auf verschiedene Uebungen und Anstalten zur eigenen sogenannten höhern Vollkommenheit gieng, sondern auf Wirksamkeit unter dem Volk, auf Predigen und Unterweisung desselben, uneingeschränkt auf irgend eine Diöcese.

Freund und Zeitgenosse des Dominicus war ein Italiäner Franz von Assisi, ein Mann, dem man alle Ehre an thut, wenn man glaubt, es habe ihm im Kopfe gefehlt. In der Jugend lebte er unordentlich, und da ihm einmal in einer Krankheit die Nähe des bevorstehenden Todes alle Schrecken der Zukunft zeigte, so verfiel er in eine moralische Schwärmerei, die sich nach damaliger Denkart durch völlige Verläugnung aller Bequemlichkeiten des Lebens äußerte, Profe

lyten suchte, und unter dem großen Haufen bald Proselyten fand. Auch diese Asceten wurden endlich 1223 mit Bewilligung des Pabsts Honorius III. ein eigener Orden, der sich aus Demuth fratres minores nannte, und von jenem erstern der Dominicaner anfangs fast nur durch Kleidung und reizbarere Schwärmerei unterschied.

Diese zwei Orden haben sich in unglaublicher Schnelle ausgebreitet, und zum beschleunigteren Verderben des innern Zustandes der katholischen Kirche viel beigetragen. Die Stiftung eines Franciscaner- und Dominicanerklosters war viel leichter, als vorher die Stiftung jedes andern Klosters. Wenn nur der Klosterbau fertig war, die künftigen Bewohner desselben erhielten sich von selbst wie die Bienen. Den Brüdern beider Orden wurde vom Pabst erlaubt, überall zu predigen, überall Beichte zu hören und Indulgenzen so reichlich zu ertheilen als sie kein Bischof ertheilen konnte. So verloren die Bischöfe als Seelsorger ihrer Gemeinen, und jeder Dorfpriester in seinem kleinen Sprengel alle Liebe und alles Zutrauen, und endlich selbst auch alle Kenntniß der einzelnen Mitglieder ihrer Gemeinen; alles eilte dem Pater Franciscaner zu, wenn er ins Dorf kam. Das rohe Volk lachte der Seelsorge und der Ermahnungen seines Pfarrers; der Pater Franciscaner absolvirte für leichtere Strafen oder beichtete man wenigstens lieber bei dem, der als ein Fremder im Ort über die Vollständigkeit und Wahrheit der Beichte minder gewiß urtheilen konnte.

Wollte von dieser Zeit an ein Pabst Unruhen in irgend einem Reiche anrichten, wer war ihm dazu geschickter als diese Bettelmönche? Kein anderer Geistlicher und kein anderer Mönch kam so unter dem niedrigsten Volk und so weit und breit herum als Franciscaner und Dominicaner. Bischöfe

und reiche Benedictinermönche konnten bei so vielen liegenden Gütern, die sie hatten, gegen die Gnade und Ungnade der Könige nicht ganz gleichgültig seyn, sie wagten es also nicht, nach jeder Laune des Pabsts sich zu empören, aber der Mönch, dessen ganzes Vermögen eine braune Kutte oder ein Bettelsack war, konnte nichts verlieren; er konnte trotzen wie Diogenes in seiner Tonne.

Durch sie wirkte der Pabst selbst auch auf die Universitäten, welche sich sonst bald als geschlossene privilegirte Gesellschaften fühlen gelernt hätten, und bei der glücklichen Unabhängigkeit, welche ihnen theils ihr Ruf theils auch die ganze Art ihrer Einkünfte versicherten, entschlossene Gegner des päbstlichen Despotismus geworden waren. Aber Bettelmönche drangen sich in die theologischen und philosophischen Facultäten, widersetzten sich jedem einmüthigen Schlusse, der gegen eine päbstliche Usurpation gefaßt werden sollte, und beschwuren jede Facultätsstatuten und jede Universitätsgesetze immer nur salva ordinis regula, in welcher Gehorsam gegen den Pabst immer mit begriffen war.

Selbst auch die Wissenschaften, für welche doch sonst hie und da noch die Stiftung eines neuen Ordens und neuer Klöster vortheilhaft war, litten durch diese neue Mönchsgattung in der ersten Zeit großen Schaden. Bei der rastlosen Thätigkeit, womit sie sich überall eindrangen, und aller Fächer bemeisterten, entstand nicht nur bei allen übrigen Orden eine Art von Muthlosigkeit, deren erste Quelle zwar in dem eigenen Zerfall eines jeden solchen Ordens lag, deren unheilbare Verschlimmerung aber die unglückliche Thätigkeit dieser Bettelmönche veranlaßte, sondern die Wissenschaften selbst litten auch eine Veränderung, welche bei diesen neuen Lehrern unvermeidlich erfolgen mußte. Sie brachten ihr Or=

densinteresse in die Wissenschaften, und zu dem gewöhnlichen Lehrersansehen, deren Folgen für dieses Zeitalter schädlich genug waren, kam noch gewöhnlich die Liebe zum Mitgliede des Ordens, dessen Ruf für die Ehre des ganzen so vortheilhaft schien, daß jeder seiner Aussprüche orakelmäßig erhoben wurde. Daher kommen in diesem Zeitalter die doctores seraphici, angelici und irrefragabiles. Daher verlor sich ganz die alte nicht ungeschickte Scholastik. Thomas von Aquino und Bonaventura wurden allmälig die Quellen der Tradition. Auch mußte nothwendig die ganze Scholastik in eine unglückliche casuistische Disputirsucht ausarten, je mehr man sich bloß auf diese Quellen einschränkte.

Ueberhaupt mußte wohl selbst auch schon der Mönchscharakter, wie er sich in Bettelorden bildete, auf die Gelehrten dieser Orden Einfluß haben. Mehr als bei irgend einem andern Mönchsorden lag Fanatismus bei diesen zum Grunde, und führte zu der gereiztesten Disputirsucht, deren Folgen in der eigenen Geschichte dieser Orden sich zeigten, und oft auch in den Bemühungen mancher gelehrten Männer derselben sichtbar wurden, womit sie ungereimten Volksaberglauben, den einmal ihr Orden ergriffen, zur wissenschaftlich passenden Hypothese zu machen wußten.

§. 15.

Ursprung der Inquisition.

Der Orden des heiligen Dominicus bekam schon siebzehn Jahre nach seiner Stiftung noch einen besondern Auftrag, der nach der Denkart des damaligen Zeitalters mit seiner Lehrer= und Predigerpflicht zusammenhängend zu seyn schien. Wenn der heilige Eiferer und seine Gehülfen, die ausgegangen waren, Ketzer zu bekehren, mit Ermahnungen und Beweisen gegen die Halsstarrigen nicht fertig wurden,

so zeigten sie es der weltlichen Obrigkeit des Orts an, welche schon seit dem Jahr 1226 strenge königliche Edicte vor sich hatte, nach welchen sie verfahren sollte. Doch bald war dieser Weg zu langweilig, und bei der Mildigkeit der Laien gegen die Ketzer unbrauchbar. Man setzte deshalb in den vornehmsten Städten des südlichen Frankreichs ein eigenes Inquisitionscollegium nieder, das aus einem Prälaten und drei weltlichen Personen bestand, das aber eben so wenig nach aller Erwartung von Strenge seine Pflicht erfüllte, so daß endlich Gregor IX. im Jahr 1233 Ketzerinquisition und Predigerpflicht unmittelbar mit einander verknüpfte.

Er dispensirte die Bischöffe ganz von der Sorgfalt die Ketzer aufzuspähen, setzte Dominicaner dazu ein, und überließ die ganze Art des Verfahrens, ohne ihnen selbst hierüber bestimmte Vorschriften mittzutheilen, der eigenen sinnreichen frommen Grausamkeit derselben. Peter Cellani und Wilhelm Arnald waren die zwei ersten Ketzerrichter, welche nach dieser Verordnung gesetzt wurden.

Wie diese ganze neue Anstalt mit dem alten Kanon Ecclesia non sitit sanguinem zu vereinigen seyn sollte, war schwer zu sagen. Gedult, sagten sie, sey die Gabe der ersten Kirche gewesen, nun sie zu reiferem Alter gekommen, müsse sie den Kindern den Ernst zeigen. Sie glaubten sich damit zu schützen, daß sie den Ketzer gewöhnlich nicht selbst verbrannten, sondern die Vollziehung der Obrigkeit überließen, aber die Obrigkeit war doch verbunden, auf ihre Anklage zu exequiren. Die Nachricht des heiligen Augustin, daß der Kaiser die Donatisten wegen ihres unbeugsamen Eigensinnes der Erbschaft und aller Besitzungen unfähig erklärt habe, stand zum Unglück in Gratians Decret; was dort aber bloß von den Donatisten gesagt war, wurde auf alle Ketzer über-

getragen. Der Proceß, nach welchem man mit diesen Unglücklichen verfuhr, war gerade das Gegenspiel von aller sonst menschlichen Gerechtigkeit, es war als ob sich die Kirche nicht nach den Regeln des gemeinen Menschenverstands zu richten hätte.

Von denen, welche in Teutschland Dominicanerinquisition in diesem Zeitalter einzuführen versucht haben, ist der verrufenste der Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, Konrad von Marburg. In einem Lande, wo bisher zu wenig Licht und zu wenig Thätigkeit war, als daß leicht Ketzer hätten entstehen können, entdeckte er unter Adel und Volk mit einemmal ganze Schaaren solcher Unglücklichen. Edelleute, Bauren, Geistliche, Mönche, nichts war vor ihm sicher. Selbst die Ermahnungen der Teutschen Bischöfe konnten ihn nicht zur Menschlichkeit bewegen. Er wurde endlich von dem erbitterten Volk todtgeschlagen, aber sein Tod konnte den einmal gemachten Anfang, daß man in Teutschland das Verfahren des südlichen Frankreichs nachahmte, nicht völlig verhindern. Der Erzbischof von Bremen ließ gegen seine Stedinger Bauren als Ketzer das Kreuz predigen, weil sie ihm und dem Bischof von Minden den Zehnten nicht geben wollten. Die Schwäbischen Bauren bei Halle hatten ähnliches Schicksal, und Kaiser Friedrich II. der wegen seiner eigenen Händel mit den Päbsten nicht orthodox genug erscheinen konnte, bewaffnete den Eifer der Geistlichen mit Reichsgesetzen, welche leider bis auf Luthers Zeiten herab wirkten.

So wirkte alles von außen und von innen gleichsam auf den einzigen Punct hin, dem Pabst die unabhängigste Oberherrschaft über Kirche und Staat zu verschaffen, und sein Regierungsrecht über alle einzelne Reiche der Christenheit selbst in die Verfassung dieser Reiche zu verweben.

Schwerlich war irgend auch ein Zeitpunct nach dem ganzen politischen Synchronismus so geschickt, als die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. In Italien genoß der Pabst in Beziehung auf weltliche Herrschaft alle Vortheile des Anfangs, welchen Innocenz III., gemacht hatte, einen Kirchenstaat zu bilden, und gegen die Versuche Friedrichs II. wenn diesem überhaupt nicht allgemeiner Haß der Italiäner entgegen gewesen wäre, fand er immer in dem Bunde der Lombardischen Städte einen bereitwilligen Alliirten, dessen damalige Macht Kaiser Friedrich nicht einmal so weit schwächen konnte, als ehedem sein Großvater gethan hatte. Ohnedieß hatte auch mit Friedrichs Tode die ganze, den Päbsten oft so furchtbar gewordene Macht des Staufischen Hauses ein Ende; denn achtzehn Jahre nach Friedrichs II. Tode starb sein Enkel, der einzig übrige des ganzen Hauses, nach dem Gutachten des Pabsts zu Neapel durch die Hand des Henkers. In Teutschland war nach dem Zerfall des Staufischen Hauses, besonders bei den entstandenen zwistigen Königswahlen, auf lange Zeit hin keine Macht da, deren Furcht oder Unternehmungen zum Schutze der Teutschen Kirche hätten dienen können. Die Wittelsbacher, welchen die letzten Ueberreste der Staufischen Güter zugefallen, schwächten sich wie die Welfen und Ascanier, durch Theilungen und innerliche Fehden. Die Habsburger traten erst fünf Jahre nach jenem traurigen Ende des letzten Staufens in ihre glänzende Periode ein, und Frömmigkeit war immer der Charakter ihres Hauses gewesen, dessen gleichförmig fortgehendes Emporkommen ohnedieß wie bei allen übrigen Fürstenhäusern schon bei den Enkeln Rudolfs von Habsburg zwei Jahrhunderte lang durch Theilungen gehindert wurde.

In England und Frankreich fanden sich ein paar

Regierungen, welche für den übrigen Zustand von Europa zum Vortheil des Pabsts vortrefflich sich schickten. In England war auf den päbstlichen Vasallen Johann ohne Land sein schwacher Prinz Henrich III. gefolgt, dessen drei und fünfzigjährige Regierung ganz jener Zustand fortdaurender politischer Schwäche war, in welchem die Päbste von jeher am sichersten wirken konnten. Ludwig IX. der Heilige sorgte zwar in Frankreich durch mehrere weise Gesetze für die sichere Gründung der königlichen Gewalt, für die Unabhängigkeit und Ruhe seiner Kirche und für die bessere Verfassung derselben, aber zwei unglückliche Kreuzzüge verhinderten ihn, einen Plan durchzuführen, dessen Grundlinien er bloß zeigte, und nie ist es wohl überhaupt noch ein König der Heilige gewesen, der Staat und Kirche ins rechte Verhältniß gesetzt, und durch planmäßig ausgeführte Veranstaltungen die Kirche seines Reichs von der Römischen Abhängigkeit zu befreien gewußt hätte.

So gesichert war demnach Roms Hierarchie in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nach allen äußern Verhältnissen, aber wie bei allen Regierungen, deren Wohlstand doch immer mehr auf persönlichen Verhältnissen als auf innern Einrichtungen beruht, der Zeitpunct des Zerfalls mit dem Zeitpunct des höchsten Flors unmittelbar zusammengränzt, so folgten unmittelbar auf diese herrlichen hierarchischen Einrichtungen Mißhandlung des Pabst Bonifacius und siebzigjährige Gefangenschaft des heiligen Vaters in Frankreich.

§. 16.

Geschichte der Händel Philipps des schönen mit Bonifaz VIII.

Pabst Bonifaz VIII., gewaltthätig ohne politische Einsicht, und mehr von Leidenschaft als von planmäßigem Ehr-

geiz getrieben, hatte gleich mit dem Antritt seiner Regierung gegen König Philipp IV. von Frankreich einen Krieg erklärt, dessen Ursache vielleicht mehr in kleinen Geschichten zu suchen ist, welche der Pabst vier Jahre vorher als päbstlicher Legat in Frankreich gehabt hat, als in Veranlassungen, welche Philipp gegeben, oder der Pabst Würde halber nehmen mußte.

Um die Kosten eines mit England entstandenen Kriegs zu bestreiten, foderte König Philipp Steuren auch von seiner Geistlichkeit, deren vermeinte Immunitätsrechte Bonifacius unaufgefodert durch eine Bulle schützen wollte. Die Bulle schien noch schonend zu seyn, weil sie des Königs Namen nicht nannte, sondern nur unbestimmt alle Besteurung der Geistlichkeit *) verbot. König Philipp antwortete aber sogleich durch Befehle, welche nach eben derselben scheinbar schonenden Politik abgefaßt waren, und nannte bei seinem Verbot, Geld außer Lands zu schicken, Rom nicht ausdrücklich, aber unter einem allgemeinen Verbot war doch auch Rom mit begriffen.

So wechselten die ersten Stöße und Gegenstöße, aber nachdem beide Theile sich gegen einander versucht hatten, so entstand ein kurzer Friede, zu welchem offenbar der Pabst den Weg gebahnt, den aber eben so offenbar auch der Pabst absichtlich wieder zu brechen anfieng, als ob in ihm wieder erwacht wäre, was er bloß auf einige Zeit unterdrückt hatte. Den Anfang machte die Mißhandlung des päbstlichen Legaten, des Bischofs von Pamiers, die zwar nicht unverdiente Strafe der Kühnheit dieses Prälaten war, aber von Bonifacius so hoch empfunden wurde, wie man nur Beleidigungen eines gekannten Feindes aufnimmt. Zwischen Pabst und König entstand eine Correspondenz, welche weit unter der Würde von beiden war, und von der Seite des Pabsts die ungemessensten Pabstfode-

*) wider deren Willen, (s. Planck a. a. O. S. 326) A. d. H.

rungen enthielt, von der Seite des Königs in recht profane und den Römischen Bischof entweihende Ausdrücke ausbrach. Bonifacius schrieb von völliger Immunität der Geistlichkeit von aller weltlichen Regierung, behandelte die Französische Kirche, deren Bischöfe für den König sich erklärt hatten, als eine wahnsinnige Tochter, sprach von der päbstlichen Machtvollkommenheit in Absetzung der Könige; Philipp schrieb in solchen gesucht harten, beleidigenden Ausdrücken, und setzte so kühn jeden Wohlstand bei Seite, als ob er jedes Mittel einer künftigen Wiedervereinigung zernichten wollte. Offenbar wollte er auch mit diesem Pabst nie mehr Friede schließen, wie vollends sein letzter Schritt bewies, da er seinen Canzler Nogaret mit Geld nach Italien schickte, ein kleines Corps daselbst zu werben, und ihm den Pabst unter Beistand der Colonnen zu liefern. Bonifacius, nachdem er zu Anagni die persönlich härtesten Beleidigungen von diesem Gesandten Philipps erlitten, starb in der äußersten Erbitterung.

§. 17.

Innere Streitigkeiten der Franciscaner.

Niemand hatte auf eine solche Veränderung, die so schnell und gerade im Zeitpunct des höchsten päbstlichen Flors sich ereignete, mehr vorbereitet, als gerade die größten Lieblinge des Pabsts die Franciscaner. Kaum war der Orden acht Jahr alt, so fieng schon ein großer Theil der Mönche an, allerhand Auslegungen der Regel zu machen, und mit einem gefährlichen deutlenden Scharfsinn nicht mehr auf den Buchstaben der Regel sondern auf den Geist derselben sehen zu wollen. Franz hatte befohlen, nur so viel zu betteln, als sich nicht durch Arbeit verdienen lasse. Seine Mönche thaten nun aber in allweg gar nichts als betteln. Franz hatte alle Erklärungen seiner Regel auf das nachdrücklichste verboten: so machten sie also

Glossen darüber, denn von Glossen hatte Franz namentlich nichts gesagt. Nach den deutlichen Worten der Regel sollten weder einzelne Mönche, noch das ganze Kloster, noch der ganze Orden etwas-eigenes haben: ehe aber acht Jahre vergangen waren, hatten sie schon die Distinction erfunden, das Eigenthum aller der Sachen, welche sie brauchen wollten, gehöre dem heiligen Stuhl, aber ihnen sey die Nutznießung. So hätten sie sich bald so viel schenken lassen können, als Benedictiner, bald so herrlich gelebt als alle übrige Mönche, und immer versichert, sie seyen bettelarm, das Eigenthum aller ihrer ausgebreiteten Besitzungen gehöre dem Pabst. Mit diesen fleischlichen Exegesen war ein großer Theil der Mönche selbst gar nicht zufrieden, sie wollten die Strenge des Franz von Assisi beibehalten wissen: aber Pabst Innocenz IV. sprach im Jahr 1245 für die wollüstigere Partie.

Königreiche ab- und zusprechen, Kaiser excommuniciren und ganze Länder mit dem Interdict belegen, dies konnte damals der Pabst ohne alle Schwierigkeit thun; aber über eine neuerfundene Distinction der Franciscaner zu entscheiden, lag außer den Gränzen seiner Macht. Die Spiritualen widersetzten sich mit dem größten Eifer. Sie hatten im Jahr 1247 das Glück, einen Ordensgeneral von ihren Gesinnungen, Johann von Parma, zu bekommen, der es unternahm, dem päbstlichen
1260 Befehl gerade zuwider, den ganzen Orden zu reformiren. Der Pabst wiederholte seinen Befehl, die strengen Franciscaner erneuerten auf einer Ordensversammlung ihren Widerspruch, und ihre Erbitterung wuchs noch durch theologisch apokalyptische Streitigkeiten.

Schon lange nehmlich und noch ehe die Welt einen Franciscaner sah, circulirten in Italien Prophezeihungen eines gewissen Abbt Joachims, die wie meistens alle solche Weissa-

gungen voll Klagen über gegenwärtige Zeiten und voll schö-
ner Hoffnungen auf die Zukunft waren. Drei große Perio-
den seyen für die Welt bestimmt: die zwei erstern, noch sehr
mangelhaft und unvollkommen, die Regierungsperiode des Va-
ters und des Sohns; die dritte, in welcher der heilige Geist re-
gieren werde, sey viel herrlicher, und frei von allen den drük-
kenden Lasten, unter welchen sie itzt seufzen müßten. Die
Römische Kirche sey das Babel, das erst noch zerstört wer-
den müsse, und ihr Fall, der bald bevorstehe, sey der Anfang
der Heiligengeistsperiode.

Da die Päbste nicht nach dem Sinne der strengern
Franciscaner sprachen, so ergriffen diese die Prophezeihung
des Abbts Joachim, und schilderten es als die letzte Wuth
des antichristlichen Thiers, daß man den Franciscaner nicht
arm seyn lassen wolle. Sie fanden in ihrem heiligen Franz
von Assisi den apokalyptischen Engel, der ein neues Evange-
lium, das ist, die Franciscanerregel verkündigend, mitten
durch den Himmel fliege. Einer der strengen Franciscа-
nermönche schrieb eine Einleitung in diese Weissagungen des
Abbt Joachim, welche noch fanatischer war, als Joachims
Prophezeihung selbst. Vorher hatte man den heiligen Franz
dem Herrn Christo nur an die Seite gesetzt, aber Gerhard
in seiner Introduction prophezeihte, daß das Evangelium Chri-
sti nur noch bis auf das Jahr 1260 halten könne, alsdenn
werde das vollkommenere Evangelium des Franz von Assisi
eingeführt werden, und die Apostel des neueren Evangeliums
seyen die strengeren Franciscaner.

Des Pabsts wurde in allen diesen apokalyptischen Com-
mentarien gar nicht ehrenvoll gedacht, und so oft wieder eine
Bestätigung der gelindern Exegese von Rom kam, so fanden

die strengeren Franciscaner wieder ein neues Kennzeichen, daß der Pabst bestia apocalyptica sey.

Die Inquisition wüthete gegen diese Spiritualen, und dem Dominicaner war es eine herzliche Freude, so manchen Franciscaner den Scheiterhaufen besteigen lassen zu können. Aber aus dem Blute dieser Märtyrer entsprang wie immer eine neue Phönixbrut: und die Päbste erfuhren, daß Könige durch den Bann erschröckt, aber nicht Fanatiker überwunden werden können.

So bekam das Pabstthum von zwei ganz verschiedenen Seiten her seinen ersten Stoß, und jeder dieser zwei ersten Stöße war offenbar tödtlich. Bis gegen die Zeiten der Reformation hin, hörten die strengen Franciscaner nicht auf, dem Pabst ins Antlitz zu widersprechen, ihn der Ketzerei und des antichristlichen Sinns zu beschuldigen und Kaiser Ludwig, der Baier, fand nachher selbst bei manchen seiner gewagtesten Schritte so bereitwillige Vertheidiger in ihnen, als kaum selbst gedungene Schriftsteller hätten seyn können.

Philipp der schöne, nicht zufrieden den Pabst durch Nogaret und Colonna gestraft zu haben, suchte für künftige ähnliche Fälle den heiligen Vater näher bei sich zu behalten, und verschaffte seinem eigenen Feinde, dem Erzbischof von Bourdeaux, unter der Bedingung die Krone, daß die päbstliche Residenz disseits der Alpen nach Frankreich verlegt werden müßte.
1305 Clemens V., so nannte sich sein neuer Pabst, sah entweder die Folgen dieser Bedingung nicht, oder machte die sogleich creirte große Anzahl Französischer Cardinäle das frühe zurückkehren unmöglich; acht Päbste nach einander mußten in Frankreich ausharren.

§. 18.

Avignonische Päbste.

Zwei und siebenzig Jahre dauerte diese Verlegung des päbstlichen Sitzes von Rom nach Avignon, und eine bloße Residenzveränderung hatte auf die ganze Römische Hierarchie einen so nachtheiligen Einfluß, daß die Gewalt des Römischen Bischofs, nach einigen scheinbar fortgehenden Vergrößerungen, gerade selbst um dieser willen endlich abnehmen mußte.

In Italien giengen wegen der Abwesenheit des Regenten alle weltliche Besitzungen des Pabsts nach und nach verloren. Zu Rom erhoben sich politische Partien, welchen der Traum aufstieg, Rom wieder die Hauptstadt der Welt werden zu lassen. Im Kirchenstaat wimmelte es von kleinen Tyrannen, die einzelne Städte und Districte an sich rissen, und man schickte dem Pabst kein Geld nach Avignon, der sich also durch Noth und Luxus gezwungen, neue Quellen täglicher Einkünfte eröffnen mußte.

Daher kamen in diesem Zeitalter so viel neue Erfindungen, von welchen allen weder Gregor VII. noch Innocenz III. gewußt hatten. Der Pabst empfahl bisweilen einen seiner treuen Diener zu einer Stelle in ein Capitel oder auch selbst bei der Bischofswahl: auf so vornehme Empfehlungen wurde geachtet, besonders wenn sonst keine Schwierigkeit eintrat. Aus der Empfehlung und Bitte wurde bald ein Befehl, und der Pabst schickte endlich ohne weitere Anfrage den Mann, den das Capitel zu seinem Bischof nehmen sollte.

Die Capitel waren aber oft eilfertig genug, ehe nach Avignon die Nachricht von dem Tode des vorigen Bischofs kam, zugleich auch die Nachricht von der Wahl des neuen zu überschicken; so war also der Pabst überrascht und außer

Stand gesetzt, seine Candidaten zu produciren. Doch auch hier wußte sich der sinnreiche Pabst zu helfen. Noch ehe der Bischof todt war, schickte er eine Bulle, daß er auf diesen Fall einen Mann im Herzen habe, bei welchem die Kirche recht wohl versorgt seyn würde; sie sollten also nicht wählen, es sey schon vorläufig dafür gesorgt.

So zärtlich besorgt waren die Päbste anfangs nur hie und da für einzelne Bisthümer oder andere ansehnliche große Stellen; endlich aber reservirten sie sich ganze Classen von Beneficien, schickten den Mann nicht einmal an Ort und Stelle hin, sondern conferirten die reichsten Bischofsstellen ihren Cardinälen und diesen mußten die Einkünfte nach Avignon geschickt werden. Bisthümer und Abteien, und was irgend ansehnliche geistliche Stellen waren, wurden zu Avignon verauctionirt, und weil der Erlös doch noch nicht hinreichend war, alle Bedürfnisse des glänzenden päbstlichen Hofs zu bestreiten, so bat sich der Pabst einen Theil der Einkünfte der vacirenden geistlichen Stellen aus. Jeder, den der Pabst zu einer Stelle beförderte, konnte doch nicht viel dagegen einwenden, wenn er ein halb Jahr oder ein Jahr umsonst dienen, und die Einkünfte dieser Zeit dem Pabst lassen sollte.

Die Klagen über den päbstlichen Hof und das Aergerniß an den Sitten desselben wurde von dieser Zeit an allgemein. Der Pabst hatte itzt nicht mehr bloß die Fürsten gegen sich, sondern die Geistlichkeit klagte und wünschte sich die Hülfe der Fürsten, um solcher Bedrückungen los zu werden. Die Kirchen wurden wegen den schweren päbstlichen Tributen verschuldet. Die kurze Regierung eines manchen Bischofs reichte kaum so weit, um die Gelder zu gewinnen, welche er zu Ausfertigung der päbstlichen Confirmation und

zu Erhaltung des Palliums bezahlen mußte. Fremdlinge erhielten die wichtigsten Bischofsstellen, die Gelder giengen außer Landes, und wenn der Bischof nicht zugegen war, so häusten sich Zänkereien und Streitigkeiten ohne Ende.

§. 19.

Unter allen Ländern war aber Teutschlands Schicksal das unglücklichste während dieser Avignonischen Periode. Der Pabst war Sklave des Königs von Frankreich, und mußte nach dessen Gefallen mit dem Bannstrahle spielen. Da der König von Frankreich das Teutsche Reich gern für sich oder seinen Bruder gehabt hätte, so mußte der Pabst den Kaiser Ludwig den Baier in den Bann thun, und durfte sich durch die tiefste Erniedrigung des weichmüthigen Ludewigs zur Absolution nicht bewegen lassen. Die ganze Teutsche Kirche gerieth durch das Interdict in die größte Verwirrung. Doch durfte der Pabst das Interdict nicht aufheben, denn Philipps Nachfolger drohten, den zweiten Act der Bonifaciusischen Tragödie spielen zu lassen. Die Teutschen bewiesen zwar, daß endlich auch die Gedult des Gedultigsten ermüden könne: sie faßten einen feierlichen Reichsschluß, daß ein Teutscher König um Teutscher König zu seyn, nicht erst der päbstlichen Confirmation nöthig habe, sondern allein vermöge der Wahl der Churfürsten als König gelte. König Ludwig hatte auch ein Paar Schriftsteller auf seiner Seite, welche recht männlich seine Sache vertheidigten, und die strengeren Franciscaner, welche besonders über Johann XXII. mißvergnügt waren, erhielten das Volk bei gutem Willen. Aber es war doch, als ob die Mönche das Volk nicht so lange in der ihm unnatürlichen Lage der Gesinnungen erhalten könnten, als die Französische Hofkabale erforderte. Bald wurde dasselbe durch Interesse, bald durch erregtes irriges

Gewissen aufs neue zum Anhänger des Pabsts. Was vermag nicht ein religiöser Hang, der uns mit den ersten Jahren der Erziehung beigebracht worden, und der durch Gegenstände die uns beständig umgeben, verstärkt wird! Man wußte in ganz Teutschland, daß die päbstliche Excommunication bloß Werk des Königs von Frankreich sey, der Teutschland zu Grund zn richten, Italien von Teutschland abzureißen suche: die Erzählung von der Lebensart der Päbste in Avignon war nicht nur unter den Großen bekannt, sondern sogar Volkssage, und es war unerhört, daß sich Johann XXII. nicht einmal so weit herab ließ, seine Excommunication dem Kaiser kund zu thun, sondern dieselbe bloß an den Kirchenthüren zu Avignon anschlagen ließ. Siebenmalige Gesandtschaften Ludwigs nach Avignon waren fruchtlos, und doch hatte der päbstliche Bann in Teutschland Folgen, welche selbst auch ein entschloßnerer Kaiser als Ludwig war, nicht würde haben verhindern können.

§. 20.

Pisanische und Costnitzer Synoden.

1377 Da man sich endlich dem glücklichen Zeitpunct nahe sah, daß der Pabst wieder beständig in Rom bleiben würde, so entstand eine zwistige Pabstwahl, welche der Welt erst zwei Päbste schenkte, und das einzig wirksam scheinende Hülfsmittel, das man versuchte, wurde die Mutter eines dritten. Einer dieser Päbste blieb gewöhnlich in Italien, der andere war in Frankreich, und ein dritter verkroch sich endlich in einen Winkel von Spanien. Ein Pabst that den andern in Bann. Wen der eine Pabst segnete, dem fluchte der andere, und die Menschen wurden endlich zu der Einsicht gezwungen, daß Segen und Fluch eines Pabsts keine besondere Kraft haben müsse. Aber wer sollte sich des Zu-

standes der Kirche annehmen? Die Universitäten und besonders die von Paris machte den Päbsten die dringendsten Vorstellungen, durch Resignationen der Kirche den Frieden zu schenken; aber wenige Menschen sind so edel, um des Friedens willen eine Krone aufzuopfern. Man suchte die alte längst vergessene Lehre von den Universalsynoden und ihrem Ansehen wieder hervor, und die Universitäten sprachen den Cardinälen das Recht zu, eine solche Synode auszuschreiben.

Die erste dieser Synoden war die Pisanische vom Jahr 1409. Doch gerade dieß gab der Welt den dritten Pabst, ohne daß sie die zwei Päbste, von welchen die Christenheit schon verwüstet wurde, zernichten konnte. Mit der Reformation der schröcklichen Mißbräuche, welche sich nach allgemeinem Geständniß bei der großen und kleinen Geistlichkeit eingeschlichen hatten, blieb es wieder bei dem Alten: es war zu viel Verläugnung von dem neuerwählten Pabst gefodert, daß er sich selbst reformiren sollte.

Fünf Jahre nach der Pisaner Synode, kam die größere und angesehenere zu Costnitz durch Kaiser Sigismunds Betriebsamkeit zu Stande. Es kostete die mühsamsten Tractaten, bis man einen Pabst zur Resignation bewegte, dem andern seine Anhänger abspenstig machte, und den dritten endlich feierlich entsetzte. Der feierlich entsetzte Pabst wurde mit Beschimpfungen belegt, sein lasterhaftes Leben mit einer so actenmäßigen Publicität behandelt, daß man hätte glauben sollen das größte Hinderniß, das der hierarchischen Umschaffung entgegen stand, sey endlich völlig gehoben. Aber doch wurde auf eben dieser Versammlung von eben denselben Richtern Johann Huß als Beleidiger der hierarchischen Majestät verbraunt, und die Einigkeit der größten Männer des

Zeitalters gieng bloß so weit, der Kirche wieder ein Haupt zu geben.

Ein wichtiger Satz wurde zwar durch die Costnitzer Synode neu aufgestellt, daß der Pabst dem Ausspruch eines solchen allgemeinen Conciliums unterworfen sey: aber was nützte ein Richter, der wie man selbst in der Geschichte der Costnitzer Synode sah, nur mit der äußersten Mühe in Thätigkeit gesetzt werden konnte, und welchen die Kunstgriffe des Pabsts mit der leichtesten Politik unschädlich machen konnten. Man erwartete von dem auf der Synode neu gewählten Pabst Martin V. eine Reformation, er versprach sie, aber wie Leute von bösem Gewissen, nur nicht sogleich, sondern erst in fünf Jahren. Als Palliativ sollten einige Concordate dienen, die er einzeln mit verschiedenen Nationen schloß.

§. 21.

Geschichte der Basler Synode.

Die Klagen der Nationen aber und besonders der Teutschen waren zu dringend, als daß sie das Versprechen des Pabsts hätten vergessen sollen, allein da fünf Jahre verflossen waren, so sammelte sich eine so elende Synode zu Siena, daß der Pabst selbst sein Versprechen nun noch einmal wiederholte; nur wurde der Termin der Erfüllung diesmal auf sieben Jahre verlängert. Unterdessen starb Martin V. und sein Nachfolger Eugen IV. mußte 1431 die Synode zu Basel eröffnen.

Die versammelten Prälaten hatten diesmal nicht weniger Entschlossenheit als die Costnitzer. Mit der Reformation schien es endlich Ernst zu werden, Reservationen, Annaten, Exspectativen und andere neuerfundene Künste der Päbste wurden für unrechtmäßig erklärt, der Pabst, weil er sich

nach dem Sinn der Synode nicht fügen wollte, sollte Johannes XXIII. Schicksal haben. Aber Sigmund lebte nicht mehr, der dem Synodalschluß hätte Nachdruck geben können. Alberts Regierung war viel zu kurz, und gewiß hätte er keinen Nachfolger haben können, bei welchem man ihn mehr vermissen mußte, als den schläfrigen Friedrich III.

Schon hatte Teutschland die vortheilhaften Basler Decrete feierlichst angenommen, Annaten, Reservationen und Exspectativen verworfen, so zernichtete der Kaiser selbst, vom schlauen Aeneas Sylvius gelenkt, die nützlichsten Wirkungen dieses Entschlusses. Man räumte durch seine Vorsorge, in Concordaten zu Wien geschlossen, dem Pabst Entschädigun- 1447
gen ein, wodurch ein großer Theil des gewonnenen wieder aufgegeben wurde, und man vergaß noch überdieß in kurzem, daß jene Wiener Concordate bloß Ausnahmen von den wahren Concordaten Teutschlands, von angenommenen Basler Decreten seyen.

Die Französische Kirche behauptete sich eine Zeit lang bei ihrer ungekränkten Annahme der Basler Decrete auf der Versammlung zu Bourges; aber hier zernichtete doch endlich 1430
auch königliche Politik das Werk, das in Teutschland die Schläfrigkeit des Kaisers hatte zu Grunde gehen lassen.

§. 22.

So hatte man demnach dem Pabst wohl gezeigt, was man thun konnte, und sowohl der Schrecken solcher Versuche als auch der Einfluß der endlich wieder emporkommenden schönern Wissenschaften schienen die päbstliche Regierung zuletzt so glücklich mildern zu müssen, daß sich die beklagtesten Mißbräuche leichter durch die Zeit selbst verlieren würden als durch versuchte Reformationen. Aber gerade in keinem Jahrhundert saßen schändlichere Menschen an der Stelle des Chri-

stusstatthalters als in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Gerade nie wurden die heiligsten Verträge dreister verletzt, nie wurde des Menschenverstandes mehr gespottet als damals. Der Pabst sammelte beständig Geld zum Türkenkrieg, und doch waren nur seine Nepoten die Türken. Wurde über Verletzung der Concordate geklagt, so war es noch über Erwartung, wenn der Pabst versprach, es nicht mehr zu thun. Pius II. durfte es wagen, dem Erzbischof von Mainz zu verbieten, ohne seine Einwilligung einen Churfürstentag zu halten, und weil er neben andern noch drückendern Bedingungen auch diese nicht versprechen wollte, so verlor er durch den päbstlichen Bann sein Erzstift.

Paulus II. übte den schändlichsten Geiz aus, und wurde in seinem ganzen Zeitalter von niemand als von seinem Nachfolger Sixtus IV. darinn übertroffen. Es war doch für die Christenheit erbaulich, daß der Statthalter Christi zuerst für eine kleine Abgabe öffentliche Hurenhäuser in seiner Residenz erlaubte. Innocenz VIII. lebte kaum so lange, um seine sechzehn Hurenkinder versorgen zu können, und der Name Alexander VI. ist längst so verabscheut, daß man ihn neben Tiberius und Nero stellt. Julius II. war seine ganze Regierung hindurch nichts als Soldat, und die Wahl Leo X. soll durch eine höchst schändliche Krankheit desselben beschleunigt worden seyn.

Die schönen Geister in Teutschland, Frankreich und Italien spotteten über diese Sitten der Päbste, aber es war noch ein fürchterlicher Schritt vom Spotten und Klagen bis zum kühnen Erschüttern dieses riesenmäßigen Staats. Man schien der Sache so gewohnt zu seyn, daß man seinen Unwillen durch Spotten und Klagen genug ausgießen zu können glaubte, und weder Kaiser Maximilian noch alle Zeitgenossen von

Königen, hatten Muth oder Einsicht genug, das drückende Joch abzuwerfen. Auch war mit manchen gerade der drückendsten Kirchenmißbräuche ihr eigenes Interesse zu sehr verbunden, als daß eine Reformation von ihren Veranstaltungen hätte ausgehen können. Schon allein die Spanische Inquisition ist ein Beweis, wie Könige gegen die Macht des Pabsts und des Klerus sich zu schützen suchten, und Erfindungen der Kirche für sich brauchen lernten, um ihren Despotismus desto sicherer zu gründen.

Wie mit Gottes Geist gewaffnet trat endlich ein Augustinermönch auf, und machte, in weniger als vierzig Jahren mehr als der Hälfte der bisherigen katholischen Christenheit begreiflich, daß der angebetete Römische Pabst nicht mehr als erster occidentalischer Pfarrherr seyn soll, und daß der Pfarrherr zu Rom jedem andern Pfarrherrn nichts mehr zu befehlen habe, als sie sich befehlen lassen wollten. Hat er aber seinen Collegen nichts zu befehlen, was mag er sich vollends über die Könige herausnehmen?

§. 23.

Uebersicht der ganzen Periode.

Man kann den ganzen Zeitraum von Gregor VII. bis Luther nicht ohne innigste Rührung überschauen, wie schwach und wie stark der Mensch zugleich ist, wie selbst in den dunkelsten Perioden, selbst in den drohendsten Zeiten der vollendetesten päbstlichen Hierarchie immer Stimmen der Wahrheit ertönten, der natürliche Menschenverstand nie ganz sich unterdrücken ließ aber wie doch auf jeden Versuch desselben, sein Recht zu behaupten, Recidive von Schwachheit erfolgten, die nicht so wohl aus der Lage der wiederkehrenden Umstände oder aus der ganzen Beschaffenheit des Zeitalters entsprangen, als vielmehr aus der eigenen Schwäche der Reforma-

toren, denen entweder die nöthige unverschonende Beharrlichkeit oder eine das ganze umfassende Einsicht fehlte. Man wollte einzelne Theile eines Gebäudes untergraben, das ganz gestürzt werden sollte, und man fürchtete den Einsturz des Ganzen weil man keinen Begriff des Zustandes hatte, der alsdenn entstehen müßte.

Ganze Zeitalter und einzelne Männer, wie die Geschichte dieses Zeitraums nicht nur in einem Falle beweist, konnten zugleich Proben eines geübten Verstandes und einer ganz unerwarteten Sinnlosigkeit geben. Nie wuchs auch das Pabstthum mehr, als gerade in dem Zeitalter, da sich der menschliche Verstand durch die feinsten scholastischen Untersuchungen übte, da man mit dem spitzfindigsten philosophischen Scharfsinn an allem zu zweifeln anfieng, da Handel und Künste seit den Zeiten der Kreuzzüge zu einem immer wachsenden Flor kamen, da selbst auch die beschleunigtere Communication der Nationen unter einander gegen das Vorurtheil hätte abhärten sollen, daß ein Mensch in Rom, dessen Jugendgeschichte man wußte, dessen Stuhlbesteigung bekannt war, dessen tägliche Künste man sah, ein untrüglicher Mensch, ein Halbgott sey.

Geschichte der Glaubenslehre in der Periode von Gregor bis Luthern.

§. 24.

Scholastik und Kreuzzüge, zwei coexistirende Phänomene, die einander so entgegengesetzt zu seyn schienen, daß man ihre Coexistenz gar nicht vermuthen sollte — wirkten noch weit mehr auf Dogmatik und Religion als auf die Hierarchie, und brachten gegen alle historisch analoge Erwartung in beide ein Verderben, das oft in seinen Wirkungen zusam=

menfloß, aber bald mehr in der Religion als in der Dogmatik, bald mehr in der Dogmatik als in der Religion sichtbar war.

In dem ersten Jahrhundert dieser Periode war die Scholastik, ehe noch das neu entstandene Institut der Universitäten seine ganze Wirkung auf dieselbe äußerte, in der glücklichen ersten Ausbildung, welche für das systematische Nachdenken, für die vollständige Entwicklung aller Folgen der Lehrsätze und für die passende Zusammensetzung der letztern höchst vortheilhaft war. Die Unterscheidungen der Begriffe wurden noch nicht so verfeinert, daß die Sprache ein unverständliches Chaos willkührlich erfundener Ausdrücke geworden wäre. Die Neigung, alles aus der Vernunft zu beweisen, wuchs zwar, wie in jedem philosophisch theologischen Zeitalter zu geschehen pflegt, mit der Ausbildung der Scholastik, und schon Abälards Beispiel beweist, daß oft die ersten Beispiele dieser Art schon zu den kühnsten dieser Art gehören. Aber noch war doch diese Sitte weit nicht allgemein, und man verweilte sich viel lieber dabei, daß man über einer Mannigfaltigkeit neu ausgesonnener Fälle disputirte, wie sich z. B. die Geschichte des Menschengeschlechts entwickelt haben würde, wenn bloß Eva und nicht auch Adam von der verbotenen Frucht gegessen hätten.

Offenbar hat auch, für die letztere Hälfte des ersten Jahrhunderts dieser Periode, der ganzen Entwicklung der Scholastik ein Buch, das eben so zu rechter Zeit kam, wie Gratians Decret für das Kirchenrecht, ihre völlige Richtung gegeben, die selbst unter allen nachfolgenden Veränderungen bis auf Luthers Zeiten hin unverkennbar blieb.

§. 25.

Peter Lombardus, einer der berühmtesten Lehrer zu Pa-

ris, schrieb nehmlich vier libros Sententiarum, eine Sammlung patristischer Excerpte nach den Materien geordnet, und diese Materien unter einander selbst, so viel bei der Schwäche erster Versuche dieser Art zu erwarten war, in systematische Verbindung gesetzt. Hier hatte man in aller Kürze beisammen, was gegen die mannigfaltigen Ketzer verschiedener Art brauchbar war, Kenntniß der Kirchenväter war mit einiger Philosophie vereinigt; und die große Menge Fragen, welche in einzelnen Artikeln aufgeworfen worden, konnte hier mit einemmal übersehen werden.

So viel Ansehen hat vielleicht noch kein theologisches Buch erhalten wie dieses. Sie haben drei Jahrhunderte lang darüber gelesen, commentirt, Glossen gemacht, zwar hier und da auch kleine dogmatische Unebenheiten darinn finden wollen, aber im Ganzen sich doch immer daran gehalten. Selbst auf die Ordnung der Artikel unter einander, hat dieses Buch bis auf die Zeiten der Reformation hin Einfluß gehabt, und alle Beweisstellen, welche dieser Verfasser, sowohl aus den Kirchenvätern als aus der Bibel führte, behielten lange Zeit immer Observanz für sich. Die Theologen nannten sich lange Zeit von diesem Buch Sententiarii.

Wie beschwerlich mußte alsdenn ein Irrthum werden, der einmal in einem solchen durch Zeit und Umstände auctorisirten Buch aufgenommen war! An sieben Sacramenten zweifelte itzt niemand mehr, so wenig man auch vorher in Festsetzung dieser Zahl einig war; denn es stand in Lombardus. Die Lehre von der so genannten Concomitanz, wie manche andere ähnliche Hypothesen einzelner Kirchenväter oder Scholastiker wurden nun herrschend; in den Sentenzen war ihrer mit Beifall gedacht. Die Päbste mischten sich zwar noch immer nicht mit Eifer darein, Glaubensartikel zu

machen, aber eine durch Peter Lombard entstehende Observanzorthodoxie gab doch nicht nur eine Veranlassung dazu, und die Mißbräuche, welche aus Gelegenheit der Kreuzzüge entstanden, boten schon einträgliche Gegenstände dar.

Zuerst war dieses fühlbar in der Lehre von den Indulgenzen. Die Sitte war zwar alt und ungeachtet der Gegenbemühungen eifriger frommer Männer schon seit einigen Jahrhunderten angenommen, daß man einzelne Sünden nicht mit körperlichen Leiden büßte, sondern statt dessen Geld an die Armen oder an die Kirche gab. Aber Aufzählung einzelner Sünden war dabei doch immer noch nothwendig geblieben, und diese konnte von Geistlichen, welche ihr Amt auch nur halb verstanden, zur allgemeinen Beförderung der Moralität trefflich genutzt werden. Allein seitdem nun die Reise nach Palästina als vollgültigste Abbüßung und vollgültigster Ablaß angesehen wurde, so verlor sich nicht nur alle Möglichkeit der Wiederherstellung der alten Kirchenzucht, sondern der Ablaß wurde auch so summarisch, das Angedenken, daß er sich bloß auf Kirchenstrafen beziehe, verlosch so völlig, das gewählte Mittel seiner Sündenverschuldung los zu werden, führte fast unvermeidlich zu so vielen neuen Sünden, daß erst seit dieser Zeit allgemeines Verderben unter dem Volke einriß. Nicht zu gedenken wie viel Aberglauben der Kreuzfahrer bei dem betriegerischen und betrogenen Griechen holte; wie viele heilige Knochen als Reliquien aus dem Orient gebracht wurden; wie sehr die Verehrung der Maria seit dieser Zeit bis zum kindischen Aberglauben stieg; wie Haß und Nachahmung der Griechen auf Volksglauben und auf Dogmatik so sichtbar und so verschieden wirkten!

Innocenz III. machte auf seiner Lateransynode im Jahr 1215 die Lehre von der Brodverwandlung und von der Ohren-

beichte zu Glaubensartikeln. Beide Gesetze entstanden mehr aus einzelnen Veranlassungen, deren vielleicht die wichtigste in der Geschichte der Albigenser zu suchen ist, als daß man dieselbe für letzte Resultate des ganzen damaligen dogmatischen Zustandes ansehen könnte.

§. 26.

Wie Peter Lombard seit dem zwölften Jahrhundert das Orakel der Theologen war, so kam im dreizehnten Jahrhundert der Dominicaner Thomas von Aquino und der Franciscaner Johann Bonaventura neben ihn zu stehen, und niemand machte ihnen diesen Rang streitig, bis Johann Duns Scotus im vierzehnten Jahrhundert erschien. Der litterarische Charakter jener zwei höchst wirksamen Zeitgenossen war sehr verschieden, und Bonaventura kam weder in philosophischem Scharfsinn noch in dogmatischer Unparteilichkeit, so weit sie damals erwartet werden konnte, dem Dominicaner gleich. Bei beiden vereinigte sich das Lehransehen mit dem Ordensinteresse. Beide wirkten auf einer Scene, waren von
1274 gleichem Alter, starben in eben demselben Jahre; nur war Thomas nie zu der hohen Stufe von äußerer Würde gestiegen als Cardinal Bonaventura, der achtzehn Jahre lang General seines Ordens gewesen, und durch sein Ansehen selbst Streitigkeiten im Pabstconclave entschied.

Niemand wußte bald mehr, was Wahrheit oder was Irrthum seyn sollte, seitdem diese zwei Männer der philosophischen Bearbeitung der Dogmatik und mancher Religionsmeinungen eine Fruchtbarkeit verschafft hatten, welche schädlicher war, als gerade einzelne Meinungen werden konnten. Die disputirenden Scholastiker hatten sich eine Distinction erdacht, zwischen philosophischer und theologischer Wahrheit, um nie durch die Furcht vor Verketzerungen in ihrem Disputiren

gestört zu werden. Die Kirche, sagten sie, hat befohlen, was als theologische Wahrheit gelten soll, aber es kann theologisch wahr seyn, was philosophisch falsch ist; wir lassen die theologischen Wahrheiten unberührt, und disputiren nur über die philosophischen. So wurden die ersten Grundsätze der natürlichen Religion, Existenz Gottes, seine Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele, in öffentlichen Schriften und Hörsälen bestritten, und man achtete des Verbots der Päbste nicht, wenn sie eine Kühnheit untersagten, welche durch die übersetzten Schriften der Arabischen Philosophen immer mehr genährt wurde.

Die Päbste selbst und auch der Klerus, der nicht Kenntnisse genug hatte, sich in jenen scholastischen Labyrinthen zu verlieren, giengen zugleich in dreister Abänderung der wesentlichen Religionspuncte immer weiter. Sie waren zu bequem, das Kind durch Untertauchen zu taufen, philosophirten also darüber, ob es denn gerade die Quantität des Wassers ausmache, es werde genug seyn, wenn nur Wasser auf den Leib hinkomme: so führten sie die Besprengung ein, statt der Untertauchung. Viele Kinder starben ganz ungetauft, wenn die Aeltern die Taufkosten nicht auftreiben konnten; und doch wurde nach den Begriffen des damaligen Zeitalters kein ungetauftes Kind selig. — Waren es reicher Leute Kinder, so taufte man sie, wenn sie schwach zu seyn schienen, oft noch ehe sie ganz auf die Welt kamen.

Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fieng man auch an, den Laien, und zwar zuerst nur dem großen niedrigen Haufen den Kelch zu entziehen, Könige durften ihn noch im vierzehnten Jahrhundert trinken, denn die ganze Religion gewann um der Habsucht der Priester willen immer

mehr die Gestalt, als ob für die Vornehmen und Reichen ein besonderer Himmel zu erwarten wäre.

Man hatte im dreizehnten Jahrhundert hie und da sowohl in Teutschland als Frankreich und England Uebersetzungen der Bibel in die Muttersprache erhalten, und da die Laien mit Begierde auf ein Buch hinfielen, das, großentheils Geschichte in natürlicher Einfalt erzählt, auch auf den unwissenden Haufen wirken konnte, da jedem der nur einen Blick in dieses Buch warf, der Gegensatz seines Innhalts mit der ganzen damals herrschenden Religion auffiel, so wurde auf Concilien verboten, daß ein Laie die Bibel in der Muttersprache lesen solle.

Ein irrthumvolles Gewebe von Sätzen, deren praktischer Theil größtentheils ganz darauf abzweckte, die Clericos als Deos minores zu zeigen, alles für sie einträglich zu machen, sollte Religion seyn? Und so war das, was etwa mehr zur bloßen Lehrmeinung gerechnet werden konnte, nichts anders als unsinniges Fragen über Dinge, in welchen man nicht klug werden kann, wenn man Jahre lang disputirt, weil sie gar nicht Object menschlicher Nachforschung seyn können. Sie zerbrachen sich die Köpfe um ausfindig zu machen, wie es möglich sey, daß Christus ohne Sünde habe geboren werden können, und geriethen darauf, seine Mutter müsse ohne Sünden gewesen seyn. Ohne wirkliche Sünde gab ein Theil zu, aber nicht ohne Erbsünde; auch ohne Erbsünde behaupteten die Franciscaner, und es war ihnen dabei so ernst, daß sie es recht zum charakteristischen Dogma der vollkommenen Orthodoxie machten.

Was konnte Volksunterricht in der Religion seyn, da die wichtigsten Religionshandlungen in einer Sprache vorgenommen wurden, welche das Volk gar nicht verstand, da zu

Predigten in den Muttersprachen im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert so fast ganz keine Veranstaltung gemacht war? Das von blinden Leitern geführte blinde Volk mußte freilich Irrtritte thun, die uns itzt äußerst lächerlich sind. Schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts zeigte es sich an einzelnen Beispielen, welchen Ausgang ein solcher Zustand der Sachen endlich bekommen werde. In Frankreich war ein Mann Namens Eon: er hörte in der gewöhnlichen Exorcisirformel adjuro te per eum, qui venturus est judicare vivos et mortuos. Das hielt er für eine deutliche Prophezeihung auf sich, gab sich für den Richter der Lebendigen und Todten aus, bekam einen großen Anhang, mit welchem er so lange vom Raube der Kirchen und Klöster lebte, bis man mit Feuer und Schwerdt gegen ihn wüthete. Gerade die zwei Jahrhunderte, in welchen das verderbte System der großen Kirche gleichsam vollendet wurde, sind voll Bewegungen des Volks, das sich zu helfen suchte, und nicht zu helfen wußte.

Weil auch die Geistlichkeit so ganz alles auf den äußern Gottesdienst setzte, so war es gemeinschaftliche Meinung aller sonst noch so sehr von einander abgehenden Ketzer, den äußern Gottesdienst und ein ordentliches Kirchenregiment zu verachten, selbst die Sacramente zu verwerfen, denn wie konnten sie die Sacramente für etwas anders halten, als für einen Fund der Geistlichen, um Geld zu schneiden? Bei diesen mißvergnügten Partien waren die strengsten Büßungen eingeführt, denn für ein Stück Geld, das die Geistlichen in Ueppigkeit zu verprassen hatten, seiner Sünden los werden, war dem gemeinen Menschenverstand etwas gar zu ungereimtes, und für die Schrecken der Ewigkeit gar zu unbefriedigen-

des, als daß man nicht auf tausend andere Mittel hätte verfallen sollen.

Ein großer Theil der mißvergnügten Apostel dieser Zeitalter war zwar von Sünden der Unzucht gar nicht frei, und ihre gemischte Versammlungen hatten nicht immer alle Unschuld. Aber auch hieran war die große Kirche schuld. Sie setzte auf Ehelosigkeit und Mönchsfrömmigkeit einen so erhabenen Werth, daß der natürliche Widerspruchsgeist gegen die Meinung der großen Kirche zu allen andern Veranlassungen noch hinzu kam und eben die zerrüttete Einbildungskraft, welche ihnen die ganze Religion so sehr versinnlichte, auch hier oft zu Ausschweifungen hinriß. Noch muß zu ihrer Entschuldigung gesagt werden, daß überhaupt dieses ganze Zeitalter die lebhafte Empfindung von der Schändlichkeit dieser Sünde nicht hatte. In den Klöstern herrschte nicht nur Unzucht, sondern Sünden, über welchen sich die Menschennatur entsetzt, Selbstbefleckung und Päderastie mit allen den Gräueln, welche gewöhnlich ein so tiefer Verfall der Menschheit nach sich zieht. Beispiele dieser Art mußten nothwendig auf die Moralität solcher Zeitalter sehr wirksam seyn.

Die große Kirche machte in ihrer Dogmatik die albernsten Schlüsse: kann es also unerwartet seyn, wenn diese kleine mißvergnügte Partien oft durch nicht weniger alberne Schlüsse gerade das Gegentheil herausbrachten. Die große Kirche lehrte das Kreuz anbeten als heiliges Erinnerungszeichen dessen, was Christus für uns gethan habe: einige der kleinen mißvergnügten Partien zerschlugen alle Kreuze, weil ein Kreuz, Marterwerkzeug Jesu gewesen sey.

Spinozistische oder pantheistische Gesinnungen waren unter diesen mißvergnügten Partien sehr herrschend. Wie leicht verfällt aber auf diese der Mensch, dessen natürlich

wilde Einbildungskraft durch Abstraction nicht geleitet wird! Fast mit jedem Jahrhundert und in jedem Lande erschienen Leute solcher Art unter einem andern Namen*): das Phänomen ist aber ganz nur immer eben dasselbe, dessen bloße Benennung sich geändert hat. Die einzigen Waldenser verdienen billig eine ausführlichere Anzeige.

§. 27.

Waldenser.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts lebte zu Lion ein Französischer Kaufmann, Peter Waldus, den der Zustand der Kirche jammerte. Er ließ einige Bücher der heiligen Schrift vornehmlich die vier Evangelisten in das Französische übersetzen, verkaufte alle seine Habe, vertheilte seine Güter unter die Armen, und gieng selbst als Lehrer aus. Mit fast unerwartetem Erfolg verbreitete sich die Partie, die er gewann, durch ganz Frankreich und Italien; denn ihre Lehre hatte etwas so viel mehr eindringendes als die Lehre der damaligen Pharisäer und Schriftgelehrten. Sie suchten die ganze Einrichtung und Lehre der Kirche auf den, ihrer Meinung nach ersten, ursprünglichen Zustand derselben zurückzubringen. Weil in der Bibel von keinem Pabst und von keinem großen mächtigen Bischof vorkam, so wollten sie nichts vom Pabst, nichts von großen mächtigen Bischöfen wissen, die Bischöfe sollten ihrer Meinung nach wie Paulus ihr Brod mit Handarbeit verdienen. Und sie konnten überhaupt nicht begreifen, warum nicht, auch noch im dreizehnten Jahrhundert wie im ersten,

*) Nachrichten von den Albigensern und den verschiedenen Partien, welche man unter diesen Namen vermischt. Gleiche Vermischungen bei der Benennung der Beghardenund Beguinen. Stedinger. Fratres liberi spiritus. Swestriones. Apostler.

ein Bruder den andern ermahnen und lehren dürfe, warum man gerade ceremoniös ordinirt seyn solle, um seinen Freunden und Nachbarn etwas erbauliches sagen zu können. Vom Ablaß hielten sie gar nichts, Gebet, Almosen und Fasten waren ihre Büßungsmittel. Sünden vergeben könne ohnedieß nur Gott, und jene Mittel seyen bloß guter Rath, die ein Freund dem andern geben könne, man habe keinen Geistlichen dabei nöthig. Vom Fegfeuer stehe nichts in der Bibel: aber was in Jesu Bergpredigt so deutlich gesagt worden, auf das Acht zu haben und das treulich zu halten, sey wichtigere Pflicht eines Christen, als sich mit Gebeten für Verstorbene und dergleichen Aberglauben mehr zu beschäftigen.

Die ganze Kirchenverfassung, die sie sich gaben, war so eingerichtet, wie sie glaubten, daß apostolische Kirchenverfassung gewesen sey. Ihre Lehrer — arme ungelehrte Handwerksleute. So viel sich thun ließ, eine Gütergemeinschaft unter ihren Gemeinen, wie nach ihrer Meinung die in der ersten Kirche zu Jerusalem. Sie sprachen deswegen dem Christen das Recht nicht ab, Eigenthum zu besitzen. Der Laie genoß bei ihnen den Kelch; sieben Kirchensacramente kannten sie nicht als Glaubensartikel. Die Wahrheit schien sich zu diesen guten edlen Menschen zu flüchten; denn dieser Separatistenhaufen sollte für künftige Jahrhunderte ein redendes Denkmal seyn, wie viel Wahrheit in der großen Kirche noch zu Ende des zwölften Jahrhunderts war.

§. 28.
Wiklif.

Das Volk mochte unterdeß immerhin über seine Lehrer und ihre Finanzdogmatik murren, es hatte keine Wirkung auf Umbildung derselben, vielmehr wurden ihm von Zeit zu Zeit immer noch mehrere Rechte entrissen; der Sclave, der

mit seiner Kette klirren wollte, wurde nur noch fester geschlossen. Ein Mann auf einer Universität mußte aufstehen, wenn der Ton des ganzen Zeitalters geändert werden sollte, da alle Weisheit und alles, was das Zeitalter glauben sollte, nach der ganzen damaligen Einrichtung von den Universitäten ausfloß.

Johann Wiklif, Professor der Theologie in Oxford, trat 1360
endlich auf, und griff das ganze damalige hierarchische und dogmatische System mit einer Stärke und Einsicht an, daß man billig ihn allein unter Luthers und Zwingli's Vorgängern als Vorgänger nennen sollte.

Die Bettelmönche hatten ihn zuerst in seinen persönlichen Verhältnissen beleidigt, und seinen Eifer durch politische Usurpationen gereizt, welche vom Pabst begünstigt wurden. Was kann es aber sowohl hier als in Luthers Sache der Wahrheit schaden, daß ihr Rächer nicht zunächst durch den Anblick ihrer eigenen Unterdrückung, sondern durch hierarchische Mißbräuche geweckt wurde. Sobald aber Wiklif einmal aufmerksam gemacht worden, so schritt er viel kühner fort, und ununterbrochener bis an seinen Tod fort, als keiner aller übrigen sogenannten Zeugen der Wahrheit. Er griff die Transsubstantiation an, von welcher damals der größte Theil des Messegepränges und außerdem so manche auch ökonomisch wichtige Ceremonie abhieng. Er suchte der Bibel Publicität und allgemeinen Gebrauch zu verschaffen, und würde vielleicht hiedurch eben so viel gewirkt haben als Luther, wenn damals schon Buchdruckerei gewesen wäre, wenn ein Melanchthon ihm zur Seite gestanden hätte, und Englands politische Ruhe gesicherter geblieben wäre.

In wenig Artikeln läßt sich zwar bestimmen, was Wiklif geglaubt oder geläugnet haben mag; seine Ueberzeugungen

waren wie bei jedem Manne in solchen Umständen, fast in beständiger Ebbe und Fluth, und er gieng, wie einzelne Vorfälle seines Lebens zeigen, oft von der Wahrheit auf den Irrthum zurück, oder vermengte seine neu erkannte Wahrheit mit neuen Irthümern. Doch Glück genug, daß nur einmal solche Veranlassungen zum Nachdenken gerade an dem Ort gegeben wurden, wo sie ein Publicum fanden, das weniger noch für Vorurtheile eingenommen war, und immer mehr Liebe zum Neuen als zum Alten hatte. In dreißig, vierzig Jahren mußte man nothwendig Wirkungen der ausgestreuten Wahrheit sehen, und Schriften eines beliebten Universitätslehrers konnte auch päbstliche Tyrannei nicht unterdrücken, denn sie giengen unter den Schülern von Hand zu Hand, und welche Menge von Schülern mußte nicht ein Mann von Wiklifs Feuer haben, wenn er gerade auf dem rechten Platz steht?

Die Geschichte der Schüler Wiklifs führt zu der Geschichte der Böhmischen Religionsunruhen, welchen zwar Huß den Namen, aber außer dem Namen kaum viel weiter als eine Hauptveranlassung des heftigern Ausbruchs gab. Das eigentlich Dogmatische bei denselben war nicht sowohl seine eigene als seiner Freunde Sache.

§. 29.

Böhmische Unruhen.

Johann Huß war schon nach Costnitz abgegangen, dort gegen die Beschuldigungen seiner Feinde sich zu vertheidigen; auch sein treuer Gehülfe Hieronymus, der Wiklifs Meinungen in England gelernt hatte, war bereits auf dem Weg, als der einmal bei den Böhmen geweckte Untersuchungsgeist eine Spur der unterdrückten Wahrheit entdeckte deren augenblickliche Benutzung so viel größeres Aufsehen machen

mußte, weil sie auf das Aeußere des Gottesdiensts Einfluß hatte.

Durch Zufall erfuhr nehmlich ein Prediger in Prag, der kleine Jakob von Mieß, daß es bloß Mißbrauch neuerer Zeiten sey, im Abendmahl dem Volk den Kelch zu versagen, und mit einer Gierigkeit, womit man sich gewöhnlich für lange Unterdrückung rächt, fieng er sogleich selbst an, den Laien den Kelch auszutheilen. Neuheit und allgemein fühlbare Wahrheit verschafften ihm alsbald einen großen Anhang, und seine Partie, selbst durch Hussens Schicksal gewarnt, wollte den klaresten Mißbrauch der Kirche nicht erst auf die Beurtheilung der damals zu Costnitz versammelten Synode 1415 ausgesetzt seyn lassen.

Diese Synode aber fand weder nöthig noch nützlich, was Christus befohlen hatte, und machte mit unerhörter Kühnheit zum Kirchengesetz, was vorher bloß schlimme Observanz war. Die Basler Synode wollte zwar mit einem kargen Privilegium die Sache wieder gut machen, aber die Böhmen hatten nicht erst auf Erlaubniß gewartet. Ziskas Tapferkeit gab ihrer Gewissensfreiheit mehr Versicherung als päbstliche Bullen und Synodalvergünstigungen thun konnten oder wollten.

Schade, daß der erste reine Religionseifer der Hussiten durch die Intriguen einiger vornehmern sehr früh in politischen Sectengeist und elenden Fanatismus ausartete; kaum blieb noch unter manchen schändlichen Partien ein kleiner guter Haufen übrig.

Nie ist diese Böhmische Partie auf eine so beträchtliche Stufe dogmatischer Besserung gekommen, daß man sie gern als Vorläufer der großen Reformation ansehen möchte; sie steht auch in keinem historischen Zusammenhang mit den

Sächsischen Reformatoren, und hat leider kaum das wenige bewahrt, was sie anfangs als Wahrheit entdeckt hatte.

§. 30.

Verdiente aber wohl eine Dogmatik noch den Namen Christlicher Glaubenslehre, die sogar das Gesetzgeber-Ansehen Christi nicht mehr zu erkennen schien? Bisher hatten sie nur zu dem, was Christus befohlen, hinzugethan, nun fiengen sie an davon zu thun, und wenn, wie man damals erwarten konnte, mehrere solcher ökumenischen Synoden sollten gehalten werden, so war wenig Hülfe zu hoffen; denn die Professoren und Scholastiker, des alten Gangs schon einmal durch Beruf und viele eigene Bestrebungen gewohnt, waren auf diesen Synoden Partie und Richter. Selbst ein Mann von Gersons Frömmigkeit sah die wichtigsten Glaubensfragen immer nur im Nebel seiner Atmosphäre.

Doch fand sich gerade in dem Zeitalter, wo das Verderben in Theologie und Religion aufs höchste gestiegen zu seyn schien, fast noch reichlicher als vorher manches Gute, das demselben entgegen wirkte. Die Mystik bekam schnell nach einander einige große Schriftsteller, das Predigen in den Muttersprachen wurde gangbarer als vorher; hie und da standen Eiferer für das praktische Christenthum auf, welche, selbst wenn sie auch so viele Fehler begiengen als Hieronymus Savanarola, doch in der Sphäre, in der sie sich befanden, viel gutes wirkten. In der Dogmatik waren noch immer viele Irrthümer einzig durch Herkommen und Namen großer Lehrer, nicht durch Kirchengesetze geheiligt; ein kluger Freund der Wahrheit konnte mancher unterdrückten Wahrheit still ans Licht helfen, nur wehe wenn sie als streitige Frage zur Entscheidung nach Rom oder für eine Synode kam!

Ueberhaupt befand sich seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die ganze Christenheit wie in Ansehung der Hierarchie so besonders auch in Ansehung der Dogmatik in einer sehr wichrigen Krisis, ob zur endlichen Enthüllung der Wahrheit oder ihrer mehrern Verdunklung, war damals noch gar nicht vorauszusehen. Wohl wurde durch die erfundene Buchdruckerei die allgemeine Ideencirculation unendlich mehr beschleunigt, als vorher auch bei den engsten und häufigsten Verbindungen der Menschen möglich gewesen war; aber alles hieng alsdenn doch davon ab, welche Ideen in einen so allgemeinen Umlauf gebracht wurden, und ob nicht die Päbste und der Klerus, wie es doch bald schien, Gewalt bekamen, diesen Strom zu hemmen und zu leiten, wohin er ihren Absichten gemäß fließen sollte.

Durch die in Italien und Frankreich wieder hervorbrechenden Wissenschaften wurden zwar die Köpfe aufgeklärter, aber diese Aufklärung schien dem Laster oft nur mehr Verfeinerung, der Philosophie nicht mehr Wahrheit, sondern nur mehr Skepticismus zu geben. Fegfeuermährchen und Marienthorheiten waren zwar zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das Thema der witzigsten Köpfe geworden, aber die Geistlichen vergalten den Spott mit Feuer und Schwerdt, und wenn es auch nicht so weit kam, so hätten wir doch durch allen diesen Spott höchstens eine verfeinertere päbstliche Religion bekommen. Die Wirkung aller solcher Hülfsmittel war ohnedieß immer zu langsam; wie viele Umstände konnten dazwischen kommen, bis sie nur zu einiger Vollendung kam. Wenn je einmal die Wahrheit in ihre ganze Rechte wieder eingesetzt werden sollte, so schien so viel günstiges zusammentreffen zu müssen, als kaum von dem glücklichsten Zufall erwartet werden konnte.

Die Vorsehung erbarmte sich, und ließ zu gleicher Zeit zwei Männer geboren werden, welche gleich groß an Muth und an Verstand, an Wahrheitsliebe und an Fähigkeit, ihrem Zeitalter dieselbe mitzutheilen, gerade in die Lage versetzt wurden, welche zur Wirkung auf ihr Zeitalter die bequemste war.

§. 31.

Bemerkungen über das Ganze dieser Periode.

Es macht in der Geschichte solcher dunkeln und verdorbenen Jahrhunderte eine der rührendsten Betrachtungen aus, an welche sich der unparteiische Historiker nicht früh genug gewöhnen kann, in dem historischen Zusammenhange ganzer Zeitalter nachzuforschen, wie aus der Uebertreibung gewisser Fehler, aus der allzudrückend gewordenen Last gewisser Uebel immer auch wieder Vortheile unmittelbar entsprangen, wodurch die Natur einen Ersatz gab und ein Glück schenkte, das sie vielleicht bloß gerade in diesem Zustande mittheilen konnte.

So war die Scholastische Theologie das unerklärbarste Gewebe unverständlich spitzfindiger Sätze geworden, das durchaus bloß in der barbarischen selbstgemachten Lateinischen Sprache vorgetragen werden konnte. Ein Glück für das Volk. So konnte mancher dogmatische Irrthum nicht bis zum Volksunterricht durchdringen. So blieb in den Gemüthern des Volks jene Leerheit, aus welcher so nothwendig Sehnsucht und Fähigkeit zur Reformation entspringt, eine Fähigkeit, die dem gelehrten Manne oft selbst durch seine Gelehrsamkeit genommen wird.

Parteigeist und Observanzorthodoxien waren zwar durch das Ansehen großer Scholastiker emporgekommen, aber eben dadurch war auch der Römischen Entscheidungssucht in

Glaubenssachen ein Ziel gesetzt, und bei dem Untrüglichkeits=ehrgeiz, womit der Römische Bischof jede seiner Entscheidungen auf ewig behaupten mußte, waren doch Partiegeist und Observanzorthodoxie immer noch erträglichere Uebel als päbstliche Decrete, weil jene einer Abwechselung von Zeit und Umständen unterworfen waren.

Die Hierarchie hatte sich zwar auf Kosten des Staats vergrößert, die Kloster = und Weltgeistlichkeit war offenbar zu reich und zu mächtig geworden, aber unstreitig gab doch das hieraus entspringende Uebel dem drückenden Feudalsystem, unter welchem die ganze Gesellschaft litt, ein so vortheilhaftes Gegengewicht, daß gerade aus der Mischung zweier Uebel ein allgemeiner Nutzen entsprang. Der Klerus war doch noch immer selbst zum Theil auch aus Interesse Pfleger und Beförderer der Wissenschaften; bei der fortdaurenden entschiedenen Uebermacht desselben wurde also auch immer ein Keim für die Nachwelt erhalten, der so schwach er auch war, doch immer wieder einen ersten starken neuen Reiz zur Aufklärung geben konnte.

Die Vorsehung mißt mit bewunderungswürdiger Weisheit verschiedenen Zeitaltern bei allem Schein der schröckendsten Verschiedenheit vielleicht doch fast gleich zu. Die Menschen schätzen gewisse Zeitalter nach gewissen in die Augen fallenden großen Uebeln und großen Vortheilen, ohne aufmerksam zu seyn, wie sich oft jene durch mehrere gleichzeitige kleine Vortheile ersetzen, und diese durch gleichzeitige kleine Uebel geschwächt werden.

1095 Synode zu Piacenza. Das folgende Jahr zu Clermont. Was nicht der einfältige Peter Einsiedler ausgerichtet.

1099 Gottfried von Bouillon, Herr von Jerusalem.

1109 Durch Anselms Tod wird endlich in England einige Ruhe zwischen Staat und Kirche. Schade für den scharfsinnigen Kopf!

1119 Conc. des P. Calixt II. zu Rheims. Investiturkrieg. Priestercölibat.

1121 Der arme Castrat Abälard fühlt auf der Synode zu Soissons den ganzen Haß der unaufgeklärten Geistlichkeit. Mit allen Classen von Menschen hatte dieser neurende Kopf Händel.

1122 Wormser Concordat, dessen den nachfolg. Kais. Lothar II. wieder hat reuen wollen.

1130 Aufblühen der Schulen zu Bologna, Paris. Schon ist in fünf und zwanzig Jahren die daher entstehende Revolution allgemein fühlbar.

1147 Kreuzzug gegen die Wenden.

1150 Seit der Mitte dieses Jahrhunderts Provincialsynoden immer seltener. Verlöschen der aristokr. Hierarchie. Die Kirche wird Monarchie.

1153 Bernhard von Clairvaux hat den Regierungsantritt Kais. Friedr. I. kaum noch erlebt. Sein Gegner Peter der Ehrwürdige starb das folgende Jahr. Ihr Zeitgenosse ist der Stifter des Prämonstr. Ord. der h. Norbert.

1160 Peter der Lombarde, B. von Paris. Alexander III. rächt sich durch kräftige Excommunication an K. Fried. I.

1170 Anfang der Waldenser. Ermordung des Englischen Hildebrands, Thomas Bekket.

1187 Saladin erobert Jerusalem. Unglücklicher Entschluß Friedrichs I. zum Kreuzzug.

1198 Innocenz III. ist Pabst, Kirchen und Klöster entledigen sich ihrer Advocaten.

1200 Capitula clausa. Streitigkeiten wegen der Bischofwahlen werden selten mehr vor einer Synode, oder vor dem Metropoliten entschieden, alles eilt nach Rom. Laien von der Bischofwahl ausgeschlossen.

1204 Das acht und fünfzigjährige Reich der Lateiner zu Constantinopel fängt an.

1208 Albigenser. Inquisitoren.

1213 England Lehen des Pabsts. Kais. Fried. II. güldene Bulle von der Kirchenfreiheit. Verlust des dürftigen Ueberrests der kaiserlichen Kirchenrechte.

1215 Innocenz befiehlt, daß man Transsubstantiation und Nothwendigkeit der Ohrenbeichte glauben solle. Orden der Dominic. und Franciſc. bekräftigt.

1227 Gingis Chan.

1230 Teutschherren in Preussen.

1245 Vierte Lyoner Syn. von Innoc. IV. Kais. Fried. II. in Bann.

1248 Kön. Ludewig IX. von Frankreich geht nach Aegypten.

1250 Im Todesjahr Kais. Fried. II. ist die Sorbonne gestiftet worden.

1256 Wilhelm de S. Amore unversöhnlicher Patriotismus wieder die Bettelmönche.

1269 Ludwigs des heil. Pragmatische Sanction vor Antritt seines letzten Kreuzzugs.

1274 Wie froh sangen die Griechen auf der Lyoner Synode et filio. Todesjahr der Scholastiker, Thomas und Bonaventura.

1275 Der Sammler der fünf Decretalbücher stirbt.

1300 Jubeljahr erfunden von P. Bonifacius VIII. welchem Nogarets Hand bald empfindlich schwer geworden ist.

1305 Päbstliche Residenzverlegung.

1308 Todesjahr des Jo. Duns.

1311 Syn. von Vienne. Tempelherrn der königl. Raubsucht preisgegeben.

1316 Geldbedürfnisse P. Johann XXII. Damals blühte zu Paris der Schriftforscher Nikolaus von Lyra.

1324 Bettelmönche sind der Hauptschutz des excommunicirten Kaisers Ludwig.

1338 Churverein zu Rense.

1340 Thomas Bradwardin und Jo. Tauler.

1348 Prag die erste Univer. in Teutschland. Carl IV. und Petrarch.

1350 Die Römischen Finanzen können nicht auf ein hundertjähriges Jubiläum warten.

1360 Wiklif über die Bettelmönche. Der liber conformitatum S. Francisci erschien bald nachher.

1376 Der Pabst ist wieder in Rom: aber kaum zwei Jahre, so hat man ihn in Rom und Avignon zugleich.

1386 Jagello, Herzog von Litthauen, erhält durch Annahme des Christenthums die Polnische Krone.

1408 Der Avignoner Pabst flüchtet sich nach Catalonien. Die Synode von Pisa macht den dritten Pabst noch dazu.

1414 Costnitzer Synode. Huß. Jacob von Mieß. Ein Pabst.

1417 Conc. nat. German. Constantiensia.

1431 Basler Synode. Aeneas Sylvius.

1438 Pragmatische Sanction der Französ. Kirche.

1447 Aschaffenburger Modificationen der Teutsch. Concordate, der angenommenen Basler Decrete. Damals war Lorenz Valla in seinem grösten Flor.

1453 Die Sophienkirche zu Constantinopel eine Moschee.

1462 Bei der Eroberung von Mainz werden die Buchdrucker aus einander gejagt.

1471 Im Todesjahr Thomas von Kempis wurde der schändliche Sixt IV. Pabst.

1491 Christoph Colon gieng auf die Reise nach Guanahani, nachdem Granada erobert war.

1495 Maximilian auf dem Reichstag zu Worms. Carl VIII. in Neapel.

1511 Pisanersynode, die letzte Schröcksynode für den Soldaten, Pabst Julius II.

1516 Concordate der Französischen Nation. Sie sind keine Gallicaner mehr.

1517 Acht Tage nachdem der Bettelmönch Luther seine Theses angeschlagen, starb der Bettelmönch Ximenes.

Fünfte Periode;

von den

Zeiten der Reformation bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Nothwendige Aenderung des bisherigen Plans. Das ganze zerfällt nun in so viele递haupttheile, als verschiedene große Partien in der Christlichen Kirche sind. Die Geschichte der Griechischen und anderer Morgenländischen Partien läßt man ohne Schaden hinweg; das Leben eines Menschen, der nur vegetirt, wird kein Geschichtschreiber erzählen.

Es bleiben also übrig: Alte Kirche. Lutheraner. Reformirte. Die Geschichte der auf beiden Seiten abschweifenden Haufen, Schwärmer und Gegner der positiven Religion. Geschichte der Atheisten kann ein kleiner Anhang bey den letztern werden. Bei allen diesen Partien ihre Ausbreitung, ihre kirchliche Verfassung, ihre Dogmatik in besondern Capiteln erzählen, würde öfters nicht möglich seyn und immer eine unnütze Menge von Abtheilungen erzeugen.

Quellen dieser Geschichte.

Der Strom von Nachrichten fließt hier so voll, daß man dem, der nur kurzen allgemeinen Unterricht verlangt, kaum zu rathen weis. Seckendorf (historia Lutheran.) hat recht polemisch genau viel gesammelt und ist bei allem Reichthum des zweiten Sammlers, Salig, doch immer noch unentbehrlich. (Planks) Geschichte

der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs (Leipz. 1791. zweite verbesserte Aufl.) verbunden mit Robertsons Geschichte von Schottland und eben desselben Geschichte Karls V., wird die meiste Aufklärung verschaffen, und jeden gefühlvollen Leser auf die Briefe der Reformatoren aufmerksam machen. Burnets Reformationsgeschichte von England ist nach diesen das interessanteste Werk über diese Periode. Ohnedieß ist eine allgemeine Reformationsgeschichte immer ein minder nützliches und nur halb wahres Werk. Man muß alle in einander laufende Fugen der vorhergehenden politischen und kirchlichen Verfassung einen jedes einzelnen Landes wissen, wenn man ganz wahre Reformat. Gesch. haben will.

Weismanns Kirchengeschichte wird eigentlich erst von diesem Zeitpunct an recht schätzbar. Bossuet (histoire des variations) hat in böser Absicht viel gutes und wahres gesagt; unter seinen Widerlegern zeichnet sich Basnage vortheilhaft aus.

§. 1.

Luther eifert gegen den Ablaß. Kommt in Bann und Acht.

Auf der neuen Universität Wittenberg befand sich ein frommer Augustinermönch, als Professor der Theologie, D. Martin Luther, welchen, gleich wie er hier auftrat, sein Eifer gegen die damalige Philosophie und für Exegese, wie überhaupt für allgemeineres Bibelstudium, zum Schöpfer einer neuen Denkungsart seines Zeitalters zu machen schien. Wenn der eifrig fromme Mann Beichte saß, so brachten ihm oft seine Beichtkinder Indulgenzzettel von einem in der Nähe brandschatzenden Ablaßkrämer Tetzel, und glaubten damit ihrer Sündenschuld los zu seyn. Wie gewaltig das den

Mann gekränkt haben muß, der aus Schrift und Erfahrung ganz andere Begriffe von Vergebung der Sünden hatte, als solche Fuggerische Factors, die nur ihrem Herrn sein Pränumerationsgeld wieder zu verschaffen suchten!

1517 Er schrieb theses gegen diesen Unfug und predigte gegen diesen Unfug; was sollt' er schweigen? Kein vernünftiger Katholik billigte die Meinungen dieser Mäkler. Längst war auf Reichstagen über diese Blutigel geklagt worden, und fromme Leute hatten immer das Zutrauen, selbst der Pabst würde diesen ihm sonst so nützlichen Menschen steuren, wenn er alles recht genau wüßte. Die Ordensbrüder Tetzels aber, die Dominicaner, fielen über den Wittenbergischen Augustinermönch, wie über eine längst erwartete Beute her, daß es alle aufgeklärte Männer des damaligen Zeitalters erbarmte, selbst nach Reuchlins und Huttens Siegen diese Schutzpatronen der Dummheit noch so mächtig zu sehen.

Luther hätte auch nicht schneller nach Rom zur Verant-
1518 wortung gefordert werden können, wenn er gegen den Pabst selbst geschrieben hätte, als jezt bei dieser Dominicanerfehde geschah; aber gleich die erste Hoffnung, den Proceß zu Rom schnell geendigt zu sehen, mißlang seinen Gegnern. Doch selbst auch der päbstliche Legat, welcher Luthern zu Augsburg verhören mußte, war ein Dominicaner; und Luthers eben so demüthige als entschlossene Widersetzlichkeit gegen alle Schmeicheleien des Card. Thomas Vio von Gaeta machte schon ganz den Mann kenntlich, der es innigst fühlte, daß es keine höhere Pflicht gebe, als Gehorsam gegen Gott und seine Wahrheit.

Ein glücklicher Zeitpunct für den bedrängten Mann, daß gerade sein Churfürst Reichsvicarius wurde, und selbst auch der neugewählte Kaiser Karl V. schien für ihn der erwünsch-

teste Kaiser zu seyn. Durch wie viel Ränke hatte nicht Leo gesucht, Karln um diese Krone zu täuschen, welche ihm die uneigennützige Großmuth des Churfürsten von Sachsen überließ! In wie viele Streitigkeiten war nicht immer ein König von Neapel mit seinem Lehensherrn verwickelt!

Bis aber der neue Kaiser aus Spanien ankam, hatte sich durch eine öffentliche Disputation mit dem Hauptvertheidiger der Gegenpartie, mit Joh. Ecken, die Sache Luthers schon so verschlimmert, daß bereits von Rom die Bannbulle da war, und doch wollte Karl den excommunicirten Mönch auf seinem ersten Reichstag zu Worms noch einmal hören. Doch was half dieses Hören? Immer hat Luthers Sache auf Karln Eindruck gemacht, und immer hat er sie bloß nach Convenienz seiner gerade vorhabenden Projecte entschieden. Dem Pabst zu Ehren, kommt Luther in die Acht und Friedrichen zur Dankbarkeit wird gestattet, daß der von Staat und Kirche verworfene Mönch auf einem kleinen Schloß verborgen werden darf.

§. 2.

Zwingli wird durch gleiche Veranlassung Reformator. Karlstadts Unruhen.

Was nützte es aber den freimüthigen Augustinermönch so einzusperren? Der einmal laut gewordene Ton des Zeitalters ließ sich nicht dämpfen. Ueberall traten schon Männer mit ähnlichen Meinungen auf, besonders zu Zürich sprach Ulrich Zwingli noch bestimmter und aufgeklärter als Luther; schade für den edlen Mann, daß er nur so kurze Zeit auf der Scene blieb.

Selbst in Wittenberg war deswegen doch nicht Ruhe. Philipp Melanchthon reformirte zwar nicht, aber er schwang die Fackel der aufklärenden Wahrheit so mächtig, daß sich

anderen des Reformirens nicht enthalten konnten, und wäre doch nur Luther in Wittenberg geblieben — ein älterer College in der theologischen Facultät daselbst Andreas (Bodenstein von) Carlstadt warf sich unterdeß zum stürmenden Reformator auf, der Mann hatte viel Eifer, aber wenig Weisheit. Den Erasmussen war schon Luther zu viel Elias, der Churfürst selbst wollte geschont wissen, und die neuen Propheten hätten wahrhaftig keinen Anführer gebraucht. Unerwartet kehrte also Luther wieder nach Wittenberg zurück, nahm dankbar manches an, was sein College gethan, aber er sah sehr richtig, daß durch die Publication des N. T. das er auf der Wartburg übersetzt hatte *), unendlich mehr ausgerichtet werden würde, als durch Bilderstürmen; und wie viel gewann man nicht, wenn man langsam zu Werk gieng!

Ein großer Theil der Fürsten stand noch auf dem Scheide-
1522 wege. Die auf dem Reichstag zu Nürnberg übergebenen Beschwerden bewiesen genugsam, wie wenig sie Sklaven des Pabsts seyn wollten, aber allzurascher Fortgang der Reformation mußte sie alle zurückschröcken; kein weiser Augenarzt führt den Menschen ins helle Sonnenlicht, dem so eben der Staar gestochen worden. Immer zeigt sich anfangs ohnedieß bei solchen Totalrevolutionen des menschlichen Geistes als die Reformation war, wie manche Bahnen der erste Eifer sich zu brechen sucht, welche nur auf der entgegengesetzten Seite von der Wahrheit abführen und wie die richtigsten der neu gefundenen Ideen mißbraucht werden, weil die Köpfe nicht gereinigt genug sind, und die neue Wahrheit zum Werkzeug ihrer Lüste misbrauchen.

*) Diese Uebersetzung sollte dem Volk die Augen öffnen, wie Melanchthons loci theologici das Handbuch der Gelehrten wurden.

So hat es wohl Luthern manche Bekümmerniß erweckt, daß die Bauern, seufzend unter dem Drucke ihrer besonders damals sich häufenden Steuern, aus seiner trefflichen Lehre von Christlicher Freiheit ein Rebellenprivilegium gegen die 1524
Obrigkeit machten, und Zwingels neue Meinungen vom Abendmahl mußten ihm ein Probestück des menschlichen Geistes scheinen, der, weil ihm bisher so manches erlogene Geheimniß aufgeheftet wurde, nun alles allein nach seiner vernünftigen Einsicht richten, und nicht mehr blindlings dem Worte des Allwissenden glauben wolle.

§. 3.

Glücklicher Fortgang der Ref. unter Joh. dem beständigen.

So lange übrigens Churfürst Friedrich der weise lebte, so hielt sich Luther selbst in manchem zurück, und er konnte seinen neu entdeckten Wahrheiten so lange keine allgemeine Fortdauer und vollkommene Sicherheit versprechen, bis durch dieselbe recht sichtbare Veränderungen im politischen System würden hervorgebracht worden seyn, und die Teutschen Regenten auch aus persönlichem Interesse dieselbe begünstigten.

Dem weisen Friedrich folgte in der Regierung sein Bruder Johann der beständige, und unter dem Schutze dieses 1525
entschlossenern Fürsten fand Luther sich und seine Sache so vollkommen gesichert, daß er nun sogar zu heurathen sich unterstand, nachdem er schon das Jahr vorher die Kutte mit dem Weltpriesterrock vertauscht hatte. Politisch klug schien es wohl damals nicht zu seyn, den bittern Hohn seiner Feinde und die sorgevollen Vorstellungen seiner Freunde gerade zu einer solchen Zeit zu verachten, da die Schlacht bei Pavia den Kaiser zum Herrn seines einzigen furchtbaren Nebenbuhlers machte, und über die Veränderung in Preussen auf Reichstagen sehr viel geklagt wurde.

Albert ein Brandenburgischer Prinz, bisher Hochmeister des Teutschen Ordens in Preussen, machte nehmlich das Teutschordensland zum erblichen Herzogthum, wurde Polnischer Vasall, heurathete bald hernach, und führte evangelische Religion ein. Wie verführerisch mußte sein Beispiel für die Bischöfe seyn! Wie allgemein der Beifall der neuen Lehre, wenn ihre Annahme das Wahlfürstenthum zum Familiengut des Regenten machen konnte, wie geschärft mußte aber eben daher auch die Aufmerksamkeit der Altkatholiken werden, diesem drohenden gänzlichen Ruin zuvorzukommen.

Nichts war ihnen ohnedieß damals über die Freude, den großen Erasmus zu einer Schrift gegen Luthern gebracht zu haben, und selbst der heftige Ton, in welchem sich der Wittenbergische Reformator zur härtesten Antwort anließ, schien dießmal nicht die Wirkung haben zu können, welche fast niemals bei den Teutschen Schriften desselben fehlte.

1526 Der Reichstag zu Speier verschaffte endlich doch seiner Partie wenigstens so viele Religionsfreiheit, daß dem Gewissen eines jeden überlassen würde, wie er es bis zur Entscheidung einer allgemeinen Synode in seinem Lande halten wollte. Kaiser Karl bekam an dem losgelassenen König Franz einen heftigern Gegner, als er vorher gehabt hatte, und sein Bruder Ferdinand konnte bei dem besorglichen Verlust des ihm zugefallenen Königreichs Ungarn an eifrige Unterdrückung der neuen Partie gar nicht denken. Nie schien sich demnach alles glücklicher zu entwickeln, als gerade in diesem und dem
1527 folgenden Jahr. Pabst Clemens VII. wurde von Karls General so gezüchtigt, als kaum seit Nogarets Zeiten ein Pabst bedrängt worden seyn mag. Wittenberg war nun nicht mehr einziger Mittelpunct der Reformation, wo alle Theologen für dieselbe gebildet werden mußten. Durch die unermüdet

Sorgfalt des heroischen Landgraf Philipps von Hessen hob sich auch die neu gestiftete Universität Marburg, und überhaupt war durch den Beitritt dieses Fürsten, der damals ganz Hessen ungetheilt besaß, fast eben so viel gewonnen als durch den Beitritt eines Churfürsten, wenn schon oft seine aufbrausende Hitze, wie damals bei den halb wahren Packischen Nachrichten sich zeigte, der neuen Partie manchen Verdruß erweckt hat.

Luthers allgemeiner Beifall schränkte sich auch schon lange nicht mehr auf Teutschland ein. Nicht nur daß einzelne große Männer und ganze Volkshaufen in andern Ländern seinen Meinungen folgten, sondern selbst die beiden Könige in Norden, Friederich in Dänemark und Gustav Wasa in Schweden, erklärten sich feierlich auf Reichstagen für seine Partie. Ach! wie hat der uneigennützig redliche Luther so oft bedauert, daß sich in diesen beiden Reichen der ganze Gang der Reformation so fast einzig nach politischen Absichten hat müssen lenken lassen, und wie viel froher war er darüber, daß nun endlich sein Churfürst sich entschloß, die alte Hierarchie in seinem Lande zu zerstören, eine eigene Kirchen- 1526
visitation anzuordnen, und als Landesherr die von den Bischöfen mißbrauchten und versäumten Rechte zu ihrem gehörigen Zweck zu benützen.

Luther lernte bei dieser Visitation durch die traurigsten 1527
Erfahrungen, wie nothwendig die Abfassung eines populären Religionsentwurfs sey; eines etwas größeren für die unwissenden Leiter des Volks, und eines kleineren für den eigenen Gebrauch der Laien. Diesen zwei Katechismen hat die evangelische Lehre in der Sphäre, für welche sie bestimmt waren, eben so viele herrliche Wirkungen zu danken, als dem theologischen Grundriß Melanchthons unter den Gelehrten.

Zehen Jahre waren es nun, seitdem Luther seine theses angeschlagen, und schon hatten seine Meinungen in allen Theilen des cultivirten Europa den ausgebreitetsten Beifall. Schon hatten sich die Bekenner der neuen Lehre in eine eigene äußere Gesellschaft vereinigt. Schon existirte eine Kirche die seinen Namen mit eben so vielem Ruhme tragen konnte, als damals die katholische mit gerechter Schmach den Namen des Pabsts tragen mußte. Daß das Feuer, das er angezündet hatte, nun so helle brannte und daß selbst sein gekrönter Antagoniste in England aus Ueberdruß an seiner Gemahlin auch vom Ueberdruß an der Römischpäbstlichen Oberherrschaft befallen zu werden anfieng, dieß mußte den nur für Gottes Sache empfindenden Luther trösten, wenn er in seiner Nachbarschaft im herzoglichen Sachsen und in Brandenburg die Bekenner seiner Lehre verfolgt sah, und den noch kränkenderen Verdruß erfuhr, daß die Schweizerischen Reformatoren Zwingel und Oekolampadius von ihrer ihm so ganz widrigen Vorstellungsart der Lehre vom Abendmahl nicht abgebracht werden konnten.

§. 4.

Luther und Zwingli uneinig. Augsb. Conf.

1529 Der bisherige Genuß eines glücklichen Fortgangs schien durch einen Reichstagsschluß zu Speier unterbrochen zu werden. Ferdinand, der damals noch nicht fürchtete, daß Sulejmanns ganze Macht innerhalb fünf Monaten Wien belagern werde, brachte die nochmalige Erneuerung des Wormser Decrets zu stande, und die Lage der neuen Kirche schien, ungeachtet der damals eingelegten Protestation der protestantischen Fürsten, doppelt gefährlich zu werden, da Karl mit dem Pabst sich aussöhnte, und wahrscheinlich schon damals die muthigen Teutschen Fürsten zum Opfer der Ver-

söhnung bestimmte. Vom Könige in Frankreich war keine Hülfe zu erwarten; denn so eben hatte auch er, durch lange Kriege erschöpft, Friede mit dem Kaiser geschlossen. Ferdinand siegte mit Oesterreichischem Glück über die Türken, und was am gefährlichsten schien, mit jedem Jahr wurde die Trennung der Schweizerischen und Sächsischen Reformatoren größer.

Schon lange war es auch nicht mehr bloß Trennung einzelner Theologen, sondern der größte Theil der Reichsstädte in Schwaben und am Rhein hatte mehr Zwingels als Luthers Meinung angenommen, und wenigstens doch diesen innern Zwist zu heben, veranstaltete Landgraf Philipp von Hessen ein Gespräch zu Marburg zwischen den Häuptern bei, der Partien, aber sein Ausgang war bloßer Scheinfriede. Mit Schrecken sah man also der versprochenen persönlichen Ankunft des Kaisers entgegen, und so scheinbar gnädig auch das kaiserliche Ausschreiben zu einem Reichstag nach Augs- 1530
burg lautete, so kannte man doch Karls arglistige Schmeicheleien, und der einzige seiner Räthe, auf dessen milde Gesinnungen man noch zählen konnte, Canzler Gattinnara starb unterwegs.

Der Kaiser hatte versprochen, die Sache der protestantischen Fürsten selbst zu hören. Sie liessen also durch den sanftern Melanchthon einen kleinen Aufsatz entwerfen, welcher apologetisch und polemisch die Hauptstücke ihrer Lehre enthalten sollte.

Der 25. Junius war der Tag der öffentlichen feierlichen Verlesung dieses Aufsatzes vor Kaiser und Reich; man glaubte bei Karln den vortheilhaftesten Eindruck zu bemerken, aber in einer so projectvollen Seele, als die seinige war, konnten keine Wahrheitseindrücke bis zur Thätigkeit stark werden.

Er häßte die Fürsten, die im Stande waren, so unerschrocken sich zu widersetzen, und der Reichstagsschluß fiel so hart aus, daß die protestantischen Fürsten gleich darauf ein Vertheidigungsbündniß unter einander zu Schmalkalden schlossen, und sogar manche der katholischen Partie durch das despotische Verfahren aufmerksam gemacht wurden, wodurch K. Karl
1531 die Römische Königswahl seines Bruders Ferdinand zu stand gebracht hatte.

Einen symbolisch verpflichtenden Aufsatz für alle Lutherische Nachwelt hat Melanchthon bey Entwerfung seines Augs-
1530 burger Aufsatzes gewiß nicht machen wollen, und selbst nach der Absicht der Fürsten nicht machen sollen, sie wollten ohnedieß nur die vorzüglichsten Artikel bestimmen lassen: aber durch das Auflauren unserer Gegner und durch unsere eigene oft eifersüchtige Wachsamkeit gegen die Zwinglische Partie ist diese vortreffliche Localschrift zu einem Ansehen gediehen, das ihr selbst der Gegner aller symbolischen Verpflichtung unter allen Vorschriften dieser Art am willigsten gönnen wird.

§. 5.

Sogen. erster Rel. Friede. Verein der Schweizer und Sachsen. Henrichs VIII. Pseudoreformation.

Hätte nicht Karl Ungarn, das Königreich seines Bruders, gegen den siegreichen Sulejmann retten müssen, oder hätte er mehr auf den thätigen Beistand der katholischen Partie selbst zählen können, so würde Luther den Jammer eines Religionskriegs noch erlebt haben, den er so innig verabscheute; und
1531 Zwingels trauriges Schicksal, der gerade um diese Zeit auf der Wahlstatt bey Cappel starb, mußte bei ihm einen Eindruck machen, gegen dessen Folgen gewiß nur der unüberwindlichste Glaube schützen konnte.

Wie sehr auch Kleinmuth beschämt worden wäre! Gleich auf dem Nürnbergischen Reichstag des folgenden Jahres ge- 1532
stand man den Protestanten wieder eine Religionsfreiheit zu, welche zwar nichts weniger als bestimmter oder weniger karg war als die bisherigen Vergünstigungen, auch immer noch den fatalen Synodaltermin hatte, und gegen die Schweizerische Partie eine Gränzlinie zog; unterdeß doch eine neue Versicherung war. Das war auch die letzte Freude, die Churfürst Johann der beständige erlebte. Möchte er doch mehrere seiner Eigenschaften seinem Sohn, Johann Friedrich, hinterlassen haben, als die einzige Treue gegen erkannte Wahrheit.

Alles entwickelte sich übrigens im Ganzen immer noch besser. Die nothwendige Abwesenheit Karls in Spanien, das unwiederbringliche Zerfallen des Schwäbischen Bundes, der bisher dem vertriebenen Herzog Ulrich von Wirtemberg an seiner Wiederherstellung hinderlich war, die glückliche Unterdrückung des Münsterischen Fanatismus, der Tod des Churfürsten Joachim I. von Brandenburg, ein neuer Französischer Krieg wegen Mailand — alles traf wie bestellt zusammen. Selbst auch zwischen der Schweizerischen und Sächsischen Partie wurde zu 1536
Wittenberg Friede geschlossen, und man merkt schon an dem Tone des Aufsatzes, den Luther zu Schmalkalden machen mußte, wie viel seit sechs Jahren gewonnen worden seyn müsse. Wenn aus der von P. Paul III. so ganz nahe gezeigten Synode etwas werden sollte, so wollten die Protestanten freimüthig sprechen!

Dank für den Segen Gottes, der sie so allmälig ins freiere emporkommen ließ. Unendlich wünschenswerth waren solche läuternde Gefahren, die immer den Ausgang der Sache verherrlichten, — verglichen mit der Reformationsentwicklung, welche durch die Launen eines Königs bestimmt wurde.

König Henrich VIII. von England wollte von seiner Gemahlinn einer Tante Kaiser Karls V. geschieden seyn, weil seine Gewissenszweifel über die Rechtmäßigkeit einer Ehe mit des Bruders Wittwe durch Bekanntschaft mit der schönen Anna von Boleyn bis zur Ungedult verstärkt worden waren. Vergebens brauchte der Pabst gegen den hastig verliebten König alle politische Kunstgriffe seines ermü-
1531 denden Canzleiceremoniels. Thomas Cranmer gab Vorschläge zu einer auch ohne den Pabst gültigen Ehescheidung, und der König, der nun größtentheils unter dem Einfluß
1534 dieses vortrefflichen Mannes stand, machte, dem Pabste zum Trotz, sich selbst zum Pabst seines Reichs. Aber keine Partie wußte, ob sie unter ihm sich freuen oder trauren sollte. Die Katholiken ließ Heinrich verbrennen, weil sie ihn nicht als Pabst, nicht als rechtmäßig geschieden erkennen wollten, und die Protestanten mußten sterben, weil sie an Transsubstantiation und sieben Sacramenten zweifelten. Die Hierarchie hat Henrich zwar zerstört, aber die alten dogmatischen Irrthümer hat er stehen lassen. Die Klöster hat er geplündert, aber der Mönchswahn ist geblieben. Siebzehn Jahre lang hat dieser König mit dem Gewissen seiner Unterthanen gespielt, wie mit den Köpfen seiner Gemahlinnen, und die Vorsehung schien Cranmern recht wundervoll unter ihm erhalten zu haben, weil sie ihn auch noch unter dem Nachfolger, Eduard, zur bessern Vollendung des unvollkommenen angefangenen Werks brauchen wollte.

§. 6.

Fortgang der Ref. in Teutschland. Luthers Tod.

In Teutschland aber erfuhr man mit jedem Jahr immer mehr, wie glücklich die Zeit alles zur Reife bringt. Der Beifall der neuen Lehre wurde bei Fürsten und Unter-

thanen, bei Adel und Städten immer allgemeiner. Die alten dem Pabst ergebenen Fürsten starben nach und nach hinweg, und die, welche in jüngeren Jahren Luthern mit weniger Vorurtheil gehört, kamen empor. Schon mehrere Bischöfe waren der neuen Lehre beigetreten, und fast wäre sogar ein 1543 geistliches Churfürstenthum gewonnen worden.

Die Theologen schienen ruhig fortzupredigen, fortzuschreiben und fortzudisputiren, weil sie es doch einmal auf diesem Wege so weit gebracht hatten, aber in Landgr. Philipp von Hessen brausten Jugendeifer und politische Antipathien; besonders sein unruhiger Nachbar Herzog Henrich von Braunschweig hielt ihn unaufhörlich in Bewegung. Bündnisse und Liguen wurden gegen einander geschlossen.

Luther, erzürnt durch die irenischen Kunstgriffe der Schweizer, und um allen Schein des Melanchthonisirens von 1544 sich zu entfernen, fieng den Abendmahlstreit aufs neue an. Der Kaiser wartete nur auf den Frieden mit Frankreich und auf die wirkliche Eröffnung der schon lange vom Pabst versprochenen Synode, er wollte die unruhigen Fürsten seine Siegershand fühlen lassen. Auf den immer vergeblich versuchten Religionsgesprächen wurde stets das Ganze so eingerichtet, daß die Protestanten als eigensinnige erscheinen mußten, und die öftere Abwesenheit ihrer Fürsten von Reichstagen, auf welchen doch selbst der Kaiser zugegen war, schien diesem Vorwurf zu bekräftigen. Bald machte der Pabst den Frieden unmöglich; bald selbst die protestantische Partie. Luther starb vier Monate vor dem Ausbruche, als ob ihn Gott retten wollte. 28. Feb. 1546

§. 7.

Religionskrieg. Interim. Innere Streitigk. der Luther.

Der ganze lange gefürchtete Krieg dauerte nicht ein Jahr.

Bei Landgraf Philipps aufbrausender Hitze und bei Churfürst Johann Friedrichs phlegmatischer Unentschlossenheit konnte keine Eintracht seyn. Jeder der protestantischen Fürsten sah immer mehr auf das seine als auf die gemeine Sache, und besonders der Churfürst von Sachsen war ein Opfer treulo-
1547 ser und unverständiger Freunde. Die Schlacht bei Mühlberg entschied.

Moritz erhielt, was seine arglistige Politik gesucht hatte, aber den eifrigen Lutheranern war es ein Gräuel, daß er seinem guten redlichen Vetter den Churhut geraubt; und man sah alle diejenigen als Theilnehmer dieses Verbrechens an, welche aus Johann Friedrichs Diensten in Moritzens Dienste übertraten. Dem alten Melanchthon hätten sie es nicht so ganz übel nehmen sollen, er war einmal an Wittenberg gewöhnt; wenn auch die projectirte Universität Jena zu Stande kommen sollte, so war eine solche Versetzung immer unangenehm, und es foderte immer den Enthusiasmus junger Lehrer um die Sache in Gang zu bringen.

Moritz selbst erfuhr bald, was für ein beschwerlicher Wohlthäter sein allergnädigster Kaiser sey. Trotz aller seiner Vorstellungen wurde sein Schwiegervater, der arglistig gefangen genommene Philipp von Hessen nicht losgelassen, und da Karl, um sowohl die Protestanten als den Pabst zu demüthi-
1548 gen, auf dem Reichstag zu Augsburg einen dogmatischen Aufsatz publiciren ließ, wie es bis zur Entscheidung einer allgemeinen Synode, in Glaubenssachen und Kirchengebräuchen gehalten werden sollte, so sah man vorzüglich auf Moritzen, und versprach sich Gehorsam von dem neuen Churfürsten. Nichts traurigeres aber ist, als eine solche Convenienzreligion wie wir durch dieses Augsburger Interim bekommen sollten. Als ob man sich über die Wahrheit vergleichen könnte, wie

man sich über ein streitiges Stück Landes vergleicht, als ob wir uns fast zu allen dogmatischen Irrthümern der Altkatholiken hätten bequemen können, weil der Kaiser, der damals des Pabsts Freund nicht war, den Glauben an einen Römischen Pabst uns erlassen wollte.

Man kann nicht ohne innigstes Mitleiden sehen, daß sich selbst der gute Melanchthon verleiten ließ, den Hoftheologen zu machen, das Augsburger Interim zu Leipzig in ein anderes Interim umzugießen, und seinem neuen Herrn zu lieb so viel nachzugeben, daß er uns dem Abgrunde der alten Irrthümer aufs neue nahe geführt hätte. Karl ließ die Protestanten empfinden, wie man an der Spitze eines siegenden Heeres von der Wahrheit überzeugen könne, aber deswegen fiel nur desto heftigerer Haß der Patrioten auf Melanchthon, daß er nicht mit den übrigen für einen Mann stand, und die übrigen dem Vorwurf des Eigensinns auf eine so ungerechte Art aussetzte. Seinen strengen Präceptor Luther mochte damals Melanchthon manchmal ins Leben zurückgewünscht haben, daß er doch den unbändigen Eifer dieser sectirischen Schüler zurückhalten und gegen die Angriffe von Flacius, Osiander, Westphal ihn schützen möchte.

Schon nehmlich zu Luthers Lebzeiten hatte Melanchthon in manchen Lehren, besonders im Artikel von den moralischen Kräften des Menschen, etwas verschieden von Luthern gedacht, aber große Männer wissen einander zu ertragen, und fürchten auch keine Verdunklung ihres Ruhms. Den Schülern erscheint der todte Lehrer gewöhnlich noch größer als ehedem der Lebende, und wenn dabei die Gefahr noch so nahe ist, in alte längst verwünschte Irrthümer zurückgestürzt zu werden, so vergißt oft auch der theologische Eifer alle Schranken der Mäßigung. Vergebens suchte daher Melanchthons

Partie den gemachten Fehler zu übertünchen, indem sie behauptete, die aus dem Interim angenommenen Dinge seyen ganz gleichgültig (adiaphora), und Luthers eifrige Anhänger, ohne bloß bei dem Interimsstreit stehen zu bleiben, ergriffen noch außerdem jede Gelegenheit, um sich von den verdächtigen Melanchthonianern sichtbarer zu scheiden. Weil Ge. Major ob schon unter vielen richtig bestimmenden Einschränkungen den Satz äußerte, daß gute Werke nothwendig zur Seligkeit seyen, so behauptete Nik. Amsdorf, sie seyen schädlich zur Seligkeit. Weil die Schüler Melanchthons und besonders der gelehrte Victorin Strigelius zu Jena das Verderben der Erbsünde und ihren Einfluß auf die moralischen Kräfte des Menschen glimpflich beschrieben, so behauptete Flacius, die Erbsünde sey die Substanz des Menschen. In der Lehre von der Art der Gegenwart des Leibes und Bluts Christi im Abendmahl näherten sich Melanchthons Schüler den Calvinischen Redarten, die Schüler Luthers schrieben deswegen nicht mehr nur von der Allgegenwart, sondern von der Allenthalbenheit (ubiquitate) der menschlichen Natur Christi, und diese Vorstellungsart erhielt besonders in Schwaben unter dem Ansehen des berühmten Jo. Brenz in kurzem einen symbolischen Beifall.

Noch früher war zu Königsberg durch Andr. Osiandern eine Streitigkeit veranlaßt worden, deren Quelle zwar nicht in der verschiedenen Denkungsart der Schüler Luthers und Melanchthons lag, die doch aber beweist, wie alles zum unvernünftigsten Widerspruch reizbar war. Osiander behauptete, daß wir durch die wesentliche Gerechtigkeit Gottes gerecht würden. Der dunkle Kopf wollte wahrscheinlich nur die nothwendige Verbindung der Heiligung mit der Rechtfertigung ausdrücken, vermischte in seinen unbestimmten Aus-

drücken die mystische Union mit der Rechtfertigung, und weil er nun alles auf göttliche Natur Christi bei der Rechtfertigung bezog, so bezog ein anderer, Stancarus, alles auf die menschliche Natur Christi.

Noch kein volles Vierteljahrhundert, daß es Luther gewagt hatte, die Theologie vom Staube der tödtendsten polemischen Scholastik zu befreien, so fiengen seine unmittelbaren Schüler schon an, die wiederhergestellte Religion von ihrer vortrefflichen praktischen Abzweckung hinwegzudrehen, neue Streitfragen auf neue Streitfragen zu häufen, und das schon zu der Zeit, wie noch gar nicht entschieden war, ob sich das Ungewitter aufklären werde, dessen Ausbruch nicht mehr zu sehen, Luther so sehnlich wünschte.

§. 8.

Religionsfriede in Teutschland und Mariens kath. Eifer in England.

Moritz, erst das Werkzeug der Unterdrückung der protestantischen Freiheit, wurde ihr ruhmvollester Retter. Er überfiel den podagrischen Karl mit einer Schnelligkeit, die alles Besinnen nahm, drang ihm und seinem Bruder Ferdinand 1552
den Passauer Vertrag ab, und bahnte den Weg zum Augsburger Religionsfrieden, der ersten feierlichen 1555
Garantie der protestantischen Religionsfreiheit, die sich nicht auf den fatalen Synodaltermin gründete, und auch das weitere fast ganz unbeengte Wachsthum der protestantischen Partie zugab. Leider sieht man es aber doch in manchen Puncten dieses Religionsfriedens, daß Moritzens Ansehen nicht mehr dabei wirken konnte, daß er nicht mit den Waffen in der Hand geschlossen worden war. Für die Sicherheit der Schweizerisch gesinnten war er gar nicht bestimmt genug: den Besitz der bisher noch geretteten Kirchengüter

hatte man der altkatholischen Kirche durch eine Clausel versichert, welche den Fortgang der evangelischen Religion besonders unter den Großen nothwendig hindern mußte.

Wie freut man sich aber nicht, erst nur zu einigem Genusse zu kommen, und mit welchen Empfindungen des innigsten Danks gegen den rettenden Gott mußten nicht damals Protestanten tägliche Nachrichten aus England hören, wie Maria, Karls Verwandtin und Schwiegertochter, gegen ihre Brüder daselbst wüthe. Fünfthalb Monate nach dem geschlossenen Augsburger Religionsfrieden starb Thomas Cranmer den edelsten Märtyrertod, und Verfolgungen, wie sie gewiß in Neronischen Zeiten nicht waren, dauerten bis zu dem
1558 Tode der unaufgeklärt frommen Königinn.

§. 9.

Bemerkungen über die Hierarchie der Lutherischen Kirche.

Die Bildung und Entwicklung der Hierarchie der neuen Kirche weicht so verschiedentlich in den verschiedenen Provinzen von einander ab, daß sich fast gar nichts compendiarisch allgemeines davon sagen läßt. Bischöfliches Regiment ist bei Einrichtung der neuen Kirche mehr vermieden als gesucht worden. Eine völlige Gleichheit aller Geistlichen unter einander aufzustellen und das Ganze durch eine Synode regieren zu lassen, daran haben wenigstens die Sächsischen Reformatoren nicht gedacht. Wo die Landstände bei der Reformation mitwirkten, da haben sich meistens auch die Kirchengüter erhalten, die sonst fast in allen den Ländern, wo die Reformation vorzüglich ein Werk des Regenten war, gewöhnlich eine Beute der weltlichen Großen wurden.

Fast alle Reformation in Teutschland war nur — vom Regenten erhörte allgemeine Bitte des Volks; der Regent hat also nicht dem Volk die Religion gegeben, sondern er

hat sie ihm nur nicht genommen, und freilich hat die unvorsichtige Freude über den gnädigen Schutz des Regenten manchen solche Ausdrücke abgelockt, die sich mit den Grundsätzen eines nachher aufgeklärtern Kirchenrechts nicht vereinigen lassen.

Nicht alle evangelische Kirchenordnungen stammen von der Obersächsischen ab. Auch hier gab es einen Unterschied zwischen Melanchthonismus und Lutherthum, und das Interim, das in manchen Ländern nicht eingeführt wurde, in manchen Ländern vieles Ansehen behielt, vermehrte den Unterschied, der aber wie die Geschichte von Brandenburg am deutlichsten beweist, noch mannichfaltige Abwechslungen gelitten hat.

§. 10.

Ausartung der Schüler Melanchthons in so genannte Krypto-Calvinisten. Schwäb. Theol.

Fünf Jahre nach dem Religionsfrieden erhielt endlich 1560
Melanchthon die längst gewünschte Ruhe im Tode, aber sein Tod war nur das Zeichen zum Ausbruche größerer Unruhen. Auch seine Schüler schritten nun über die Gränzen hinaus, innerhalb welcher der Lehrer noch schüchtern geblieben war. Die Wirkungen von Calvins Thätigkeit wurden nun erst recht empfunden, und unter den mehrern Städten oder kleinen Provinzen, in welchen die Meinungen der Schweizer endlich über die der strengern Lutheraner siegten, war kein Verlust für die letztere empfindlicher, als der Verlust
der Churpfalz. Die Lutheraner schienen nehmlich auf Reichs- 1560
tagen und bei andern öffentlichen Verhandlungen immer den Katholiken gleich bleiben zu können, so lange die drei weltlichen Stimmen im Churcollegium protestantisch waren, und gegen die drei geistlichen Churfürsten bei seltener Theilneh-

inung von Böhmen Gleichheit der Stimmen behaupten konnten; aber nun war die Einigkeit getrennt und oft schienen Protestanten und Katholiken einander weniger tödtlich zu hassen, als Lutheraner und Reformirte.

Die Uneinigkeit, welche unter den letztern selbst in Ansehung einiger der wichtigsten Lehren war, gab den erstern manche gerechte Gelegenheit zu Vorwürfen; und da es schon zweideutig war, ob der Religionsfriede auch auf die so genannten Zwinglianer sich erstrecke, wie viel weniger konnte er den eigentlichen Calvinisten gelten. Jo. Calvin hatte nehmlich schon lange in der Dogmatik der so genannten Reformirten Kirche die wichtigsten Veränderungen gemacht, und außer einer kleinen Umbildung der Zwinglischen Abendmahlslehre auch einen zweiten großen Streit über Prädestination und Gnadenwahl erregt. Also auf Calvinisten schien der Religionsfriede gar nicht gehen zu können. Die Schüler Melanchthons näherten sich zwar hierinn noch nicht den Genfischen Meinungen, aber die eifrigen Anhänger Luthers wollten nicht auf die letzte Erklärung ihrer ganzen Gesinnungen warten, und von beiden Seiten mischten sich politische Absichten ein, welche besonders aus dem individuellen Verhältnisse des Albertinischen und Ernestinischen Sächsischen Hauses entsprangen. Die seit Moritz fortdaurende geheime Abneigung des herzoglich sächsischen Hauses gegen die Churlinie wurde unter Churf. August durch die Grumbachische Executionsgeschichte nicht wenig vermehrt, und wenn es der Melanchthonischen Partie gelungen wäre, die Churfürstinn Anna auf ihrer Seite zu behalten, so würde August von seinem Leibarzt Peucer und andern ihm immer nahen politischen Theologen oder theologischen Politikern endlich unvermerkt auf die Seite der Reformirten herübergeführt worden seyn.

Während daß die Meißnischen und Thüringischen Theologen durch Colloquien sich mit einander zu vergleichen suchten, durch Colloquien und Unterhandlungen erbitterter gegen einander wurden, so trat zwischen dieselben mit der Geschäftigkeit eines ehrgeizigen Unterhändlers der Tübingische Canzler Jakob Andreä. Ein Mann von unermüdetem Eifer und einer mehr populären als tiefen Gelehrsamkeit, der überdieß noch durch viele Privatverhältnisse, in denen er stand, zu einer strengen Behauptung der so genannten Schwäbischen Orthodoxie so gezwungen wurde, daß er zum großen Schaden seines Ruhms bei der Nachwelt weit weniger gelinde seyn konnte, als ihn vielleicht manchmal eigene Neigung bestimmt haben würde.

Unter wiederholten Bedrohungen des heftigsten Schisma hielt endlich doch noch einiger Friede bis eilf Jahre nach Melanchthons Tode.

§. 11.

Letzte Veranlassungen zur Entstehung der Bergischen Concordienformel.

Ein Katechismus, den D. Pezel zu Wittenberg her- 1571
ausgab, beschleunigte den Ausbruch des lange gesammelten Hasses. Die Theologen zu Jena und fast noch mehr die in den Niedersächsischen Reichsstädten hätten wohl kaum die Kühnheit ihrer bisherigen Gegner befürchtet, daß Luthers Katechismus selbst von Wittenberg aus durch einen neuen verdrängt werden sollte, und so genannte sacramentirische Gesinnungen sogar in öffentlichen Lehrbüchern erscheinen dürfen.

Mit Wehmuth sieht man auch Chemnitzen an der Spitze einer angreifenden Partie; ein solcher Mann hätte nie sollen mit Selnecker und Tilemann Heshusius

zusammentreten, und die Wittenbergischen Theologen würden sich die Achtung der Nachwelt erworben haben, wenn sie nicht in ihrer Grundfeste aus Philippistischem Eifer den aufgeklärtern Schüler Melanchthons gleich den übrigen gemeinen Streitern mißhandelt hätten.

Churfürst August von Sachsen, von dessen Entscheidung alles abhieng, fand sich in einem Gedränge, aus welchem sich selten ein frommer Fürst, bei einmal genommener Theilnehmung an theologischen Streitigkeiten, glücklich herauszufinden weiß. Seine Theologen klagten über neue Marcioniten, Samosatener, Arianer; und von andern protestantischen Höfen liefen gehäufte Klagschreiben ein, daß er doch Luthers Stuhl durch Calvinistische Lehrer nicht entweihen lassen solle. Umsonst hielt man Convente, umsonst versuchte man Vereinigungsschriften. Die Wachsamkeit der Niedersächsischen Theologen ließ sich nicht durch Zweideutigkeiten täuschen, und die Chursächsische Hofpartie hielt sich vielleicht ihrer Uebermacht gar zu versichert, so daß sie auch die auf dem Landtag zu
1574 Torgau abgefaßten Artikel nicht unterschreiben wollte.

Hier war aber die Epoche ihres Falls, welchen der Gegentheil ohne alles Erbarmen benützte. Nun kamen die Aufsätze des Tübingischen Canzlers, Jacob Andreä, willkommen, welche er als Entwürfe einer neuen symbolischen Schrift nach Sachsen schickte. Nur konnte man es unmöglich einem Manne überlassen, bei einer so großen Menge verschiedener Meinungen unter den Protestanten, die feinsten Bestimmungen der Lehre von der Person Christi nach seinem Gutdünken auszudrücken.

Bei wenigen Friedensschlüssen mag die Negociation so weitläuftig, die Aufmerksamkeit der Partien so eifersüchtig,
1577 die Kunst für alle alles zu werden, so mannichfaltig gewesen

yn, als bei Verfertigung dieser symbolischen Schrift, wo-
urch die Partien unter den Lutheranern vereinigt, und manche
:sher ungewisse Gränzen gegen die Reformirten festgesetzt
erden sollten.

Als sich endlich sechs der angesehensten Lutherischen Theo-
gen im Kloster Bergen bei Magdeburg versammelten, um
nen das Jahr vorher zu Torgau gemachten Aufsatz, der
nterdeß, Erinnerungen darüber zu hören, an den Höfen her-
mgeschickt worden war, vollends ins Reine zu bringen, so
:gte doch fast gewöhnlich der betriebsame Andreä, und von
n übrigen machte sich nur Chemnitz so wichtig, daß seine
Meinung in einigen Artikeln beibehalten wurde. Wie zuletzt
e Schrift bis zum Einsammeln der Unterschriften fertig
ar, ach so war es leider gar nicht Vereinigungs-
rmel.

§. 12.

Wirkungen der Bergischen Concordienformel.

Die Reformirten, welche sich bisher von vielen Luthera-
rn als Halbbrüder betrachtet sahen, konnten bei Aufstel-
ng eines solchen Symbols nicht gleichgültig bleiben, durch
elches sie von allem, was ächtlutherisch seyn sollte, so merk-
h ausgeschieden wurden. Melanchthons war offenbar in
r neuen symbolischen Schrift zu wenig gedacht; sollten seine
chüler über den Undank nicht trauern, den dieser große
ann, noch ehe er zwanzig Jahre lang todt war, von eifer-
chtigen Schülern Luthers erfahren mußte? Wie manche
emeine würde wohl nie ganz zur reformirten Partie über-
treten seyn, wenn man nicht alle Melanchthonische Neu-
alität zum Verbrechen gemacht hätte! Politische Eifersucht
r protestantischen Höfe unter einander gab vielleicht den
heologen in andern Ländern die nächste Veranlassung, sich

21*

dafür zu rächen, daß bei der letzten Revision ihre Erinnerungen nicht befolgt, zu der Ausfertigung selbst ihre Gegenwart nicht erbeten wurde. Und immer gieng es doch noch in Teutschland am besten. In Dänemark wurde dieses neue symbolische Buch als verbotenes Buch behandelt, und noch weniger wollte die kluge Königinn Elisabeth in England davon wissen, so wenig sie auch sonst die Genfische Partie liebte.

Der Historiker bekümmert sich nicht um die Richtigkeit der in diesem Buch feinbestimmten Sätze, aber die Bemerkung kann ihm nicht entgehen, daß nach der Entstehung allzugenaubestimmender Symbole der Zustand einer jeden Kirche immer höchst traurig ist. Die Geschichte der Lutherischen Kirche von den Zeiten der Concordienformel bis auf die Erscheinung des freimüthigern Kalixtus — welche dürre unfruchtbare Wüste ist sie nicht? und wie viel hat es nicht der so genannten reformirten Kirche genützt, daß sie erst ungefähr vierzig Jahre später zu einer gleich gesetzmäßigen Bestimmung gewisser dogmatischer Hauptpuncte schritt. Die nachfolgende Geschichte derselben kann in der Parallele mit der bisher erzählten Geschichte der Lutherischen Kirche zu manchen ähnlichen Bemerkungen Veranlassung geben.

Geschichte der Reformirten Kirche bis auf die Synode von Dordrecht 1618.

§. 13.

Scheidungen der Zwinglianer von den Lutheranern. Calvin Stifter einer neuen Kirche.

Ulrich Zwingli, der gewöhnlich als der erste Stifter der Reformirten Kirche angesehen wird, war eigentlich noch nicht Stifter einer besondern Kirche. Er war ein reformirender Theolog, der in vielen Puncten anders dachte als Luther

nd freilich dabei auch einen Hauptpunct traf, dem Luther icht kaltblütig widersprechen konnte. Der Streit dieser zwei roßen Männer hätte aber nach dem Tode des ersten ganz ahen können, wenn nicht gewöhnlich die Schüler über den deen des Lehrers noch hartnäckiger hielten als der Lehrer lbst, und wenn nicht die altkatholische Partie, vielleicht aus zahrer Abneigung, vielleicht Uneinigkeit zu unterhalten, den Schweizerischgesinnten allen Genuß der Religionsfreiheit treitig gemacht hätte. Unterdeß so lange diese nicht wieder inen gleich eifrigen und thätigen Mann, als Zwingli war, n ihre Spitze bekamen, so lange nicht ihre charakteristischen ehren gleichsam das Eigenthum einer besondern berühmten Universität wurden, so war die Fortdauer ihrer Existenz immer nur halb gesichert. Es kam wie in allen Perioden der Geschichte so auch damals nicht darauf an, wer am meisten Wahrheit hatte, sondern wer seine Wahrheit recht in den Strom des Zeitalters hineinzubringen wußte.

Fünf Jahre aber nach dem unglücklichen Ende des pa= 1536
riotischen Zwingli stieg ein Mann allmälig empor, der alles i sich vereinigte, was ihn zum glücklichen Stifter einer neuen Kirchenpartie machen konnte. Johann Calvin war eben o eifriger, durch Correspondenz und Vielschreiben eben so virksamer Mann als die Wittenbergischen Reformatoren, nd vielleicht ihnen allen an schöner, durch classische Littera= ur geübter, Feinheit des Geistes weit überlegen. Einen be= uemern Mittelpunct seiner Wirksamkeit hätte er auch nicht reffen können, als Genf; hier konnte der Sammelplatz aller Italiänischen und Französischen Flüchtlinge seyn. Viel leich= er ließen sich in einer solchen kleinen Republik seine neuen ierarchischen Ideen in Gang bringen, als wenn er wie Lu= her unter dem Schutz eines großen Fürsten gelebt hätte,

und indeß überhaupt in Teutschland selbst die Religionsfreiheit der neuen Partie noch gar nicht gesichert war, droht derselben wenig Gefahr mehr in den aufgeklärtern Cantons Auch schien Calvins Meinung in Ansehung der Abendmahllehre gerade ein Vereinigungspunct der Lutherischen und Zwinglischen Partie zu seyn; er genoß also auch manche Neutralitätsvortheile, die er desto trefflicher benützen konnte, da interimistische Streitigkeiten die Lutherische Kirche verwüsteten und der einzige Freund Luthers, der sich allgemeine Hochachtung durch seine Gelehrsamkeit erworben hatte, selbst von der Lutherischen Partie verläumdet wurde. Die neue Univer-
1558 sität Genf wurde also in kurzem, was ehmals Wittenber gewesen war, und selbst der melancholisch cholerische Eife Calvins, so inquisitorisch er zu seyn schien, hat dem Aufkommen derselben nicht so viel geschadet, als man befürchte sollte.

Calvin ist ein warnendes Beispiel eines Temperaments theologen. Daß ein so aufgeklärter Mann trotz seiner son vortrefflichen Exegese, trotz allem, was Verstand und Her jedem Menschen von Gottes Güte sagt, auf die Meinun einer göttlich willkührlichen Prädestination gewisser Mensche zum ewigen Verderben gerathen konnte, ist ein trauriger B weis, wie sehr oft unsere Ueberzeugungen durch viele zufälli äußere Umstände bestimmt werden. Noch trauriger abe daß eine solche Meinung je einen gewissen allgemeine Schwung bekommen konnte, und daß Calvin einen ihm a Gelehrsamkeit und großem Geiste fast gleichen Schüler fan welcher dieser Idee hartnäckig treu blieb. Theodor Bez vollendete, was Calvin angefangen hatte.

14.

Ausbreitung der Calvinischen Meinungen. Presbyterianer.

In den Ländern, wo sich eine neue Kirche bei dem Erscheinen Calvins schon siegend gebildet hatte, konnten weder seine theologischen Meinungen noch seine apostolisch scheinenden Grundsätze des Kirchenrechts bis zu einer gewissen Allgemeinheit emporkommen, aber in Frankreich, England und in den Niederlanden, wo sich die neue Partie erst unter dem Druck hervorarbeitete, mußte sich der Beifall leicht allgemeiner finden, da überdieß hier noch der Wirksamkeit der Wittenberger manches entgegenstand. Wie leicht konnte Calvin die Französischen Kirchen mit Genfischen Zöglingen besetzen? Er selbst und sein großer Schüler Beza waren geborene Franzosen, beide hatten unter den Großen und bei dem Volk seit den ersten Jahren ihrer Jugend die häufigsten Verbindungen, welche sie zu Erweckung und Unterstützung der neuen Gemeinen brauchen konnten.

Viel mehrere Schwierigkeiten hatte es in den Niederlanden. Doch Luther und Melanchthon waren längst todt, und mit diesen war die große Thätigkeit ihrer Partie, sich auszubreiten, verlöscht, Beza konnte hier seine Meinungen ungehindert herrschend machen. Prinz Moritz von Oranien, der Retter der Niederländischen Freiheit, war schon reformirt; fast schien es auch, als ob sich die nach Freiheit strebenden Niederländer am willigsten an die freien Schweizer anschlössen.

England hat über dem Eindringen der Genfischen Meinungen auf zwei Jahrhunderte hin seine Ruhe verloren. Elisabeth ließ bei ihrer Thronbesteigung alle die Unglücklichen wieder in ihr Vaterland zurückkehren, welche der tobende Verfolgungsgeist ihrer Schwester vertrieben hatte. Sie kehrten aber nicht mit dem Geiste des Friedens zurück. In Frank-

furth am Main, wo man den Vertriebenen eine ruhige Stätte gegönnt hatte, waren Streitigkeiten entstanden, ob man die alte Englische Liturgie beibehalten oder den ganzen Gottesdienst nach Genfischer Form einrichten sollte. Cranmer, weil er alle gewaltigen Veränderungen vermied, hatte wohl ehmals der Englischen Kirche manches gelassen, was ein uneingeschränkterer Reformator geändert haben würde, aber eine kleine Partie von Eiferern hielt es nun nothwendig, endlich einmal über solche Unvollkommenheiten sich zu erheben, welche doch von dem Gegentheil als ehrwürdige väterliche Sitte verehrt wurden. Die Heftigkeit der Eiferer fand sich gereizt, als sie bei ihrer Zurückkunft ins Vaterland fanden, daß Elisabeth, vielleicht aus politischen Gründen, vielleicht aus geheimer Anhänglichkeit an Pabstthum, den Freunden des alten Kirchenregiments vorzüglich günstig sey, und so bald
1563 vollends Elisabeth befehlen wollte, daß man sich nach den Eduardischen Kirchengebräuchen richten müsse, so bald einige Bischöfe, stolz auf den Schutz ihrer Königinn, von bischöflicher Hierarchie als einer göttlichen Ordnung sprachen, so raffte die Genfische Partie gegen solche Episkopalisten alle ihre Kräfte zusammen, und, gleichsam ausgestoßen von der großen Kirche, machte sie sich ein eigenes Kirchenregiment, und ließ ihre Versammlungen so viel möglich nach Altchristlicher Form durch Presbyterien und Congregationen regieren. Elisabeth mußte sich durch die Schicksale von Schottland gewarnt glauben, der gewaltthätigen Genfischen Partie nicht zu viel einzuräumen, und wenn diese Partie auch dort nur einen Johann Knox gehabt hätte, so war für Elisabeth auch nur ein solcher Mann fürchterlich, gegen welchen selbst Luther ein schüchterner Jüngling gewesen zu seyn scheint.

§. 15.

Entstehung des Arminianismus.

Was nicht zwei betriebsame große Männer in der Welt ausrichten können! Zwingli, Luther, Melanchthon, hatten nebst einer Menge Collegen der zweiten Ordnung unter anderem vielfältigen wechselsweisen Widerspruch doch mit großer Uebereinstimmung allgemeine Gnade Gottes gelehrt; Calvin und Beza brachten innerhalb fünfzig Jahren fast die Hälfte der neuen Kirche auf die gegenseitige Meinung, und verdrängten unter dem Schutz einiger Fürsten selbst in einem großen Theile von Teutschland den jedem Menschen faßlichern Lutherischen Lehrbegriff. Freilich war es unmöglich, daß nicht selbst aus der Schule dieser zwei Männer manche Jünglinge ausgehen sollten, deren natürlicher Verstand nicht zu betäuben, deren exegetische Kenntnisse nicht zu bestechen waren. Zwinglis Schriften und die polemischen Bücher der Lutheraner wurden doch noch von manchen gelesen; aber wer will, wenn einmal in der Kirche eine gewisse Partie übermächtig worden ist, seine Ruhe der gewaltigen Unternehmung, einen Lehrerdespotismus zu stürzen, aufopfern, wie wenigen kann ihre äußere Lage einen guten Erfolg versprechen?

Doch erlebte es noch Beza, daß Jakob Arminius, welchen er gar wohl als Studenten in Genf gekannt hatte, von Amsterdam, wo er mit dem größten Beifall als Prediger stand, nach Leyden als ordentlicher Prof. der Theologie 1603
berufen wurde. Der edle rechtschaffene Mann gieng unter vielen Beängstigungen auf eine Stelle, deren Gefahren er kannte, aber doch, wie der Erfolg bewies, nicht nach allen Seiten gefürchtet zu haben scheint. Nicht seine eigene Forschungsbegierde und einen daraus gar zu leicht entstehenden übertriebenen Skepticismus, sondern seinen stets entscheiden=

den Collegen Franz Gomarus sollte er gefürchtet haben; er war kaum einige Jahre da, so lernte er den Mann schon aus Erfahrung kennen. Die Studenten, welche wohl freilich bei einem Professor nicht immer gehört haben mögen, was sie bei dem andern hörten, die von Gomarus ganz in Calvinistische Ideen eingeweiht wurden, unter Anführung des Arminius aber freimüthiger zweifeln lernten, theilten sich bald zu Partien unter einander. Gomarus schickte Excerpte aus Collegienheften mit einem Klaglibell an die Staaten. Es
1608 bewährte sich aber in der auf obrigkeitlichen Befehl angestellten Disputation, daß Arminius nicht nur einsichtsvoller, sondern auch friedfertiger als sein College sey.

Wenn keine allzumächtige Partie bei dieser Controvers
1609 gereizt worden wäre, so hätte der Tod des Arminius den Frieden befördern müssen. In der Remonstration, welche die Freunde des seligen Mannes den Staaten übergaben, sprach auch der Geist des Friedens und der Mäßigung so rührend, daß selbst der Verdacht wegen des verrufenen Konr. Vorstius keinen weitern nachtheiligen Eindruck hätte machen sollen. Die Obrigkeiten ermahnten zum Frieden, den aber die Prediger nicht halten wollten, und welchen sie auch, bald unterstützt vom Prinzen Statthalter Moritz, dreist aus den Augen setzen durften.

So bald nehmlich Prinz Moritz sah, daß die patriotischen Staatsmänner, welche seinen ehrgeizigen Projecten am nachdrücklichsten entgegen waren, die Partie der Arminianer gegen die unruhigen Gomaristen vertheidigten, so trat er auf die Seite der letztern, und unter dem Schutze der Geistlichen, die für ihn predigten, konnte er es wagen, einige der größten dieser Männer gefangen nehmen zu lassen. Die Gomaristen opferten ihm das Leben des ehrwürdigen Oldenbarneveld, die

Freiheit des Hugo Grotius und anderer großer Männer auf, er versprach ihnen die Erfüllung ihres Hauptwunsches, die Entscheidung der entstandenen Streitigkeit auf einer Nationalsynode.

§. 16.

Dordrechter Synode.

Wär' es nicht auf dieser Synode eben so zugegangen, wie es, so lange Menschen Menschen sind, auf allen solchen Versammlungen gehen muß, so hätte es vielleicht doch große Mühe gekostet, bis man die Arminianer verurtheilt hätte. In den fünf Sätzen, welche diese als Summe ihrer bestrittenen Lehre in einer Remonstration angaben, fand sich kein Schatten von Socinischen Meinungen, durch deren Beschuldigung ihnen doch Haß erregt wurde. Calvins Grundideen waren zwar von ihnen verworfen; sie dachten sich den Plan Gottes bei Bestimmung der ewigen Schicksale des Menschen nicht so willkührlich, sie hielten die Bestimmung der großen Wohlthaten durch Christum für allgemein, und glaubten, daß man der bessernden Kraft der Gnade Gottes widerstehen könne. Aber selbst eifrige Schüler Calvins hatten sich schon in der Entwicklung der Grundideen ihres Lehrers getrennt, und manche vermutheten, den unbarmherzig scheinenden Gebrauch der Majestätsrechte Gottes mit seiner Güte besser vereinigen zu können, wenn sie den Allgütigen, erst nach dem Falle Adams, seinen ganz willkührlichen Plan entwerfen ließen.

Mit wie vieler Kunst man doch eine auffallend unrichtige Idee zu runden sucht! Gewiß würden die Arminianer von dieser Zwistigkeit Nutzen gezogen haben, wenn nicht ihr Verderben noch vor Eröffnung der Synode zu Dordrecht 1618 schon unwiderruflich beschlossen gewesen wäre. Simon

Episkopius, seit Arminius Tode nun das theologische Haupt dieser Partie, führte mit einem so bezaubernden bescheidenen Selbstgefühl von Unschuld vor der versammelten Synode das Wort, daß nur ein Mensch, wie Bogermann, den Eindrücken desselben widerstehen konnte. Die Arminianischen Lehrsätze wurden verdammt, Professoren und Prediger dieser Partie exilirt, der Calvinismus siegte vollkommen, aber die Theologen aus andern Ländern erzählten, wie sie nach Haus kamen, manches Geschichtchen von dem Verfahren dieser feinen protestantischen Synode; in vielen reformirten Ländern wurde sie deßwegen nicht angenommen.

Unterdeß verlöscht gewöhnlich allmälig das Angedenken an solche Begebenheiten, das dogmatische Resultat bleibt. Die Arminianer wichen immer mehr nicht nur von Calvinischen, sondern auch andern allgemein anerkannten Begriffen ab, es wurde zuletzt herkommliche Orthodoxie bei den meisten Reformirten, die Schlüsse der Dordrechter Synode anzunehmen.

§. 17.

Glücklicheres Wiederaufleben der Remonstranten.

Doch milderte sich auch gleich einige Jahre nachher das Schicksal der Arminianer, selbst am Orte ihrer ersten Verfolgung. Wenn schon der entflohene Grotius in die Dienste seines Vaterlands nicht mehr zurücktreten durfte, so gestattete man doch der ganzen Partie gleich nach Moritzens Tode eine — nur wenig eingeschränkte Duldung. Ihr Gymnasium zu Amsterdam hatte ein ganzes Jahrhundert hindurch die größten Theologen, und die Geschichte dieser Partie bewies in ihrer ganzen Entwicklung, welche Vortheile und welche Nachtheile mit einer durch Symbole gar nicht eingeschränkten Kirchenfreiheit verbunden sind.

Wer sollte wohl auch im Munde eines Lutheraners das Geständniß tadelhaft finden, daß wir den größten Theil unserer berichtigtern theologischen Kenntnisse den Arminianern zu danken haben? Wie lange Zeit hat es gebraucht, bis wir den Exegeten Grotius auch nur benützen lernten? Wie weit sind die Dogmatiker Episkopius und Limborch vor ihren Zeitgenossen unserm Gerhard und Calov voraus? und Clericus hatte in Rücksicht auf ganzen Umfang freimüthiger Gelehrsamkeit unter allen damaligen Reformirten und Lutherischen Theologen keinen seines Gleichen. Wetstein muß gewiß auch uns höchst schätzbar seyn, wenn schon unser Bengel, sein Vorgänger, noch größern Ruhm verdient. Eine Religionspartie, die so viele in einer Reihe fortgehende, aufgeklärte, große Männer hatte, zog fast unvermeidlich auch den übrigen Theil der theologischen Welt in ihre Grundsätze hinein, und die allmälig herrschend gewordene Abneigung gegen alles positive in der Religion, wenn schon mehrere Ursachen zusammentrafen dieselbe hervorzubringen, ist doch vorzüglich durch die Schriften der Arminianer auch unter uns ausgebreitet worden.

§. 18.

Bemerkungen über das Ganze der Gesch. der Ref. Kirche.

Die Reformirte Kirche macht, wie aus der bisherigen Erzählung erhellt, weit weniger ein Ganzes aus, als die Lutherische. Unsere Augsburgische Confession ist ein fast ganz allgemein geltendes Symbol; bei ihnen hat fast jede große Partikularkirche ihr eigenes und den übrigen oft ziemlich unähnliches Symbol. Zwingels Ideen in Ansehung des Kirchenrechts liessen sich noch viel schwerer als seine theologischen Lehrsätze von Calvinischen Ideen verdrängen; wo sie herrschend geblieben sind, da konnten zwar wohl einzelne

dogmatische Meinungen der Genfer gangbar werden, aber dem Geist dieser Partie blieben alle Zugänge versperrt.

Offenbar hat sich die Reformirte Kirche noch weiter von den Meinungen und Gebräuchen der Römischen Kirche entfernt als die unsrige, und doch hat sich bei ihr viel früher wieder etwas Pabstthumartiges entwickelt als bei uns. Alle Aufklärung der Lutherischen Kirche hieng einzig von Teutschland ab, die Aufklärung der Reformirten Kirche aber wurde durch die abwechslenden und vereinigten Bemühungen der Teutschen, Niederländer, Franzosen und Engländer befördert. Ist es ein Wunder, daß sie die Wirkungen der Dordrechter Synode nicht so lange fort empfanden, als wir die Entstehung unserer Concordienformel?

Möchte die alte Kirche, von welcher sich die zwei großen Partien trennten, nur diejenigen elenden Ueberreste von theologischer Freiheit behalten haben, welche sie noch zu Luthers Zeiten besaß: aber wie läßt sich dieses in einer Monarchie denken, wo sich der Regent gegen jede Gefahr der Erschütterung seines Throns gewöhnlich nur durch einen noch strengeren Despotismus schützt.

Geschichte der alten (Katholischen) Kirche bis zur Vollendung der Trienter Synode.

§. 19.

Wirkung der Reform. auf die Kath. Kirche. Leben der Päbste.

Die alte Kirche hätte von Luthers und Zwingels Reformation auch bei ihren getreuen Söhnen die wohlthätigsten Wirkungen erfahren können, wenn sie nicht ihrem alten unglücklichen Grundsatz gefolgt wäre, jede bisher gleichgültige Meinung, welche der Ketzer nach ihrer gangbaren Form nicht billigte, in einen unverletzlichen Glaubensartikel zu verwan-

deln. Manche wohlthätige Wirkung konnte wohl nicht gleich anfangs dadurch unterdrückt werden, die alte Kirche mußte sie vielmehr begierigst um ihrer Selbstvertheidigung willen benützen. So kam das Studium der Bibelsprachen auch in der alten Kirche mehr in Gang, man bekam auch Katholische Bibelübersetzungen in die Muttersprachen, neue Katechismusse, neue theologische Compendien. Einzelne Bischöfe und Lehrer suchten ohne Abfall von der Römischen Kirche viele bisher sehr geheiligte Mißbräuche außer Gang zu bringen. Auch fehlte es nicht an Versuchen, die bloß herrschende Dogmatik von der wahren Katholischen Orthodoxie zu unterscheiden. Aber das alles waren mehr Privatbemühungen als Veranstaltungen der Kirche selbst, Rom suchte sich mit Finsterniß, nicht mit Licht zu schützen, mit Waffen und List, nicht mit Aufklärung.

Ist es nicht traurig, daß in der ganzen Reformationsperiode kein einziger Mann auf Peters Stuhl saß, der als Theologe auch nur mittelmäßige Achtung verdiente. Leo X. ist schon selbst aus Luthers Geschichte bekannt genug. Sein Nachfolger Adrian VI. war zwar ein redlicher Mann, aber er erfuhr durch ein mühseliges Leben und durch einen frühen Tod, daß ein redlicher Mann nirgends unbequemer sitzt als im Vatican. Den Bastard Clemens VII. hat selbst Kaiser Karl V. für seine Italiänische Tücke gezüchtigt, und die unglücklichen Canzleistreiche in dem Ehescheidungsproceß König Henrichs VIII. von England sollen doch nicht als Beweise der päbstlichen Untrüglichkeit gelten? Für seine unehlichen Kinder hat Paul III. trefflich gesorgt, aber die Geschichte des Trientschen Conciliums, das er eröffnete, ist gar zu daurendes Denkmahl seiner Arglist und untheologischen Herrschsucht. Julius III. würde als gemeiner Landpredi-

ger wegen seiner allgemein bekannten schändlichen Lebensart abgesetzt worden seyn; zu Rom war er heiliger Vater. Und wenn auch der kaiserliche Kanzler Seld unrichtig vermuthet hat, daß Paul IV. nicht mehr bei Vernunft und Sinnen sey, so hat er doch das beste Mittel erwählt, seine Handlungen zu erklären. Pius IV. hat die Trienter Synode nicht christlicher geschlossen als Paul III. sie anfieng, und sein Nachfolger Pius V. war Conrad von Marburg auf dem Römischen Stuhl.

Der Geschichtschreiber soll stets kaltblütig bleiben, aber wer vermag es? Die Italiäner haben uns solche Menschen als Statthalter Gottes auf Erden hingeboten, und gerade zu der Zeit, da wir schon feierlich unsere Zweifel erklärt hatten, daß uns diese Statthalterschaft verdächtig scheine. Leicht begreiflich, daß ein solches Regiment nicht anders als mit Feuer und Schwert, mit Arglist und Trug behauptet werden konnte; die bedrängte Katholische Kirche, wenn sie doch nur vorerst nicht Römisch päbstliche Kirche wäre!

§. 20.

Mittel, wodurch sich die Katholische Kirche gegen ihren Untergang zu schützen suchte. Büchercensur. Inquisition. Neue Mönchsorden.

Bei der allgemeinen Ideencirculation, welche durch die Buchdruckerei so gefährlich veranlaßt wurde, war es für das päbstliche Interesse durchaus nothwendig, nur so viel Wahrheit und Geschichte bekannt werden zu lassen, als sich zu den Meinungen des Römischen Hofes passen mochte. Deswegen hatte schon Alexander VI. Büchercensoren aufgestellt, aber ganze Verzeichnisse von Büchern, die man entweder gar nicht oder nur unter der warnenden Vormundschaft der Kirche lesen sollte, gab zuerst Paul IV. ans Licht, und Sixt V. hat

dieses Geschäft einer eigenen Congregation von Cardinälen übertragen. Die ganze Geschichte dieser Verzeichnisse beweist, daß man nicht einmal gelehrte, verständige Männer zu solchen Ideenvisitatoren aufstellte. Oft zweifelt man, ob Bosheit oder Dummheit bei Verfertigung dieser Katalogen mehr geherrscht habe, ob mehr ungelehrte Grausamkeit bei ihrer Verfertigung oder mehr Unmenschlichkeit bei ihrer Vollziehung gebraucht worden sey.

Wo auch nicht Spanische Inquisition eingeführt war, da verfuhren oft Bischöfe und Obrigkeiten als ob sie beweisen wollten, wie überflüssig in ihren Gegenden eine Spanische Inquisition sey. In keinem Lande hat sich die Katholische Kirche als herrschend behauptet, wo es nicht unglaubliche Grausamkeiten gekostet hätte, bis sie wieder allein herrschend geworden. Da retteten kein Alter, keine Gelehrsamkeit, keine vorhergehende Verdienste um Staat und Kirche, und die niederträchtigste Grausamkeit, womit man den Ketzer oft fangen mußte, glaubte man durch ihre Absicht geheiligt zu haben. Nie vergißt wohl der unparteiische Geschichtforscher zu unterscheiden, was überhaupt Schwäche eines gewissen Zeitalters oder besondere Gesinnung einer einzelnen Partie sey: aber nun schon dritthalb Jahrhunderte lang ruft immer neu vergossenes Märtyrerblut gen Himmel, und selbst die deutlichsten Beweise vom politischen Nutzen einer christlichen Toleranz haben den Geist der Römischen Kirche noch nicht gebessert. Fast ebenso mit den Mönchsorden. Schon seit dem zehnten Jahrhundert drehte man sich im ewigen Cirkel, den Fehlern alter reich gewordener Orden durch Stiftung neuer Institute zu helfen, und diese den Bedürfnissen der großen Hierarchie immer mehr anzupassen. Die Menschheit behauptete immer, noch vor Absterben der ersten Generation, auch trotz

der neuen Ordensregeln ihr Recht, und der Römische Hof erfuhr, was jeder Despot erfährt, daß seine Garden, die einzigen Stützen seiner Macht, auch die furchtbarsten Gegner seiner Macht sind. Doch haben sich immer die Classen und Varietäten dieser Menschen vermehrt, die Päbste sind ihren eigenen Gesetzen nicht treu geblieben, und die beissendste Satyre der witzigsten Köpfe des Zeitalters hat den immer neu ausschlagenden Keim des alten Mönchswahns nicht tödten können.

§. 21.

Capuciner. Theatiner. Jesuiten.

Ein Italiänischer Franciscaner, Matthäus von Baßi, machte die große Entdeckung, daß der h. Franz von Assisi kein Scapulier, sondern eine spitze Capuze getragen, auch seinen Bart anders zugeschnitten habe, als damalige Franciscanermode erforderte. Es kam über das Wiederaufleben der alten Capuzen und über die Bartform zu einem großen innerlichen Krieg des Franciscanerordens, der mit der heftigsten Bitterkeit und nicht ohne Blutvergießen geführt wurde. Der
1528 Pabst ließ der neuen Capuze zu Ehren einen neuen Orden entstehen, der schon durch seinen Namen die ehrwürdige Veranlassung seines Ursprungs zeigt.

Fast jede oft noch so nothwendige Reformation eines Ordens war wie die Zerschneidung eines Polyps. Man bekam nur mehrere Ganze, deren jedes einzeln durch alle Vergrößerungskunstgriffe einer solchen Gesellschaft sich groß zu nähren suchte. Die heil. Therese in Spanien mag es mit der Kirche und mit den Karmelitern gut gemeint haben, aber sie hat leider den Ursprung zweier Gattungen derselben veranlaßt.

Kein Pabst hat je einen Orden gestiftet; seltsam daß ihm immer andere in Verrichtung dieser guten That zuvor-

ekommen sind, denn auch den Bettelorden der Theatiner
at Paul IV. noch als Johann Peter Caraffa als Bischof 1524
u Theate gestiftet.

Der kleinen Congregationen, welche in der Reformati=
nsperiode in Italien, Frankreich und Spanien entstanden,
ar kein Ende, ihre Wirkung verlor sich im übrigen Gewim=
el; aber wie ein Stern erster Größe verdunkelte bald alle
brige größere und kleinere, ältere und neuere Orden die
on einem Spanier gestiftete Gesellschaft Jesu, deren Ge=
chichte, wie sie fast allgemein erzählt wird, oft die Frage er=
gen muß, ob man nicht auch im historischen Argwohn zu
eit gehen könne.

§. 22.

Entstehung der Gesellschaft Jesu.

In eben dem Jahr, da D. Luther zu Worms verhört 1521
urde, verunglückte bei der Belagerung von Pampelona ein
rftiger Spanischer Edelmann Don Inigo (Ignatius) Lo=
la. Es brauchte lange Zeit, bis ihm sein zerschmettertes
ein wiederhergestellt wurde. Sich die Weile zu vertreiben,
s er einen alten frommen Roman, der sich gerade vorfand
lores Sanctorum), und weil sein Kopf ohnedieß nicht der
rkste war, machten ihm die Heiligenlegenden denselben so
rm, daß er sich entschloß, ein frommer Don Quichotte zu
rden. Niemand wollte sich aber an diesen halb verrückten
enschen anschließen, der oft seiner Dummheit wegen fast für
erodox gehalten wurde. Endlich gelang es ihm zu Paris,
er erst in seinem sieben und dreißigsten Jahr Lateinisch
lernen anfieng, ein paar verdorbene Studenten zu gewin=
n, und durch Fasten und Bußübungen exorcisirte er bald
e vernünftige Ueberlegung seiner Schüler so sehr, daß sie
n an rasendem Fanatismus vollkommen glichen. Niemand

konnte sich einbilden, daß das Gesuch dieses Menschen zu Rom, einen neuen Orden zu stiften, vom Pabst werde gebilligt werden. Dort fiel er aber in die Gesellschaft solcher politischen Theologen, welche sahen, was für nützliche Wendungen diesem blinden Eifer gegeben werden könnten. Man schuf ein Amphibion von Weltgeistlichen und Ordensleuten vom Bettelorden und andern Mönchsorden. Es sollte nach vorfallenden Umständen bald das eine bald das andere seyn Compagnie Jesu sollte sein Name heißen; denn dem Ritter träumte immer von Regimentern, und Compagnien der Name Orden klang ihm nicht recht militärisch.

Was es doch für Mühe und Ränke kostete, bis die Gesellschaft in allen Fugen der Staats- und Kirchenverfassung so eingreifen gelernt hatte, daß zwei volle Jahrhunder hindurch in beiden Systemen fast alle wichtigere Angelegenheiten nach ihren Absichten vollführt, durch ihre Hülfe od ihren Widerstand gelenkt wurden. Der Gesellschafter Je war besonders in Portugall gleich anfangs ein sehr willkommner Mann. Der Eifer des neuen Ordens konnte vortreffli zu Missionen gebraucht werden, für welche die anderen läng gesicherten Orden meist zu bequem oder nicht thätig gen waren. Die uneigennützig scheinenden Bemühungen der J suiten für den Kinderunterricht empfahlen sie aber auch d wo man keine Missionairs nöthig hatte, und ihre feinere L bensart, besonders im Contrast mit dem stinkenden Bett mönch, öffnete ihnen den Weg an die Höfe der Köni wenn nicht vielleicht auch ihre gar zu menschliche Moral n mehr dazu beitrug, sie zu angenehmen Beichtvätern der G ßen zu machen.

Diese Compagnie Jesu waren die Janitscharen des h Stuhls, Schutz und Schrecken des Despoten, dessen imm

narische Macht durch die Reformation so sehr erschüttert worden war. Sie wußten jene künstliche Mischung von Licht und Finsterniß hervorzubringen und zu erhalten, durch welche sich das Pabstthum seit Luthers und Calvins Zeiten allein noch retten konnte. Sie verbanden, besonders zum Schaden mancher Teutschen Provinz, den politischen Vortheil der Fürsten so genau mit der Katholischen Religion, daß sich nicht leicht ein vornehmer Proselyt finden lassen wird, welchem nicht dieses von einem Jesuiten begreiflich gemacht wurde.

Die Fundamentaleintheilung des Ordens in Professen und Rectoren der Collegien nebst dem schlauen Correspondenzzusammenhang, der zwischen der Direction des Ordens und seinen Mitgliedern statt hatte, enthält größtentheils die Erklärung der Möglichkeit eines solchen Phänomens, als die Geschichte dieses Ordens ist. Die despotisch souveraine Gewalt des Ordensgenerals, der sich beständig zu Rom aufhalten mußte, und die schlaue Auswahl ihrer Mitglieder allein würden nicht hinreichend gewesen seyn, die Jesuiten vor dem allgemeinen Schicksal aller solcher Gesellschaften so lange zu schützen.

Eine der ersten Scenen, wo die Jesuiten als Hauptacteurs auftraten, war die Synode zu Trient.

§. 23.

Geschichte und Wirkungen der Trienter Synode.

Die Reformatoren, ehe sie ganz Tag sahen, hatten sich nach damaligem Herkommen von einer allgemeinen Synode viel versprochen, und auch die meisten der Patrioten der Katholischen Kirche, welchen der Mönch zu Wittenberg gar zu brausend geschienen hatte, hielten dieses Mittel noch für das einzige, wie einer gänzlichen Trennung geholfen werden könnte. Die Könige waren nicht dagegen, sie konnten bei einer

solchen Versammlung eine geschickte Gelegenheit erwarten, den Italiänischen Oberpriester zu demüthigen, und am bequemsten fand es der Teutsche Kaiser, der immer vom gelingenden oder mißlingenden Erfolg der Synode den gegenwärtigsten Nutzen ziehen konnte. Der Pabst, welcher Costnitz und Basel noch nicht vergessen hatte, wand sich wie eine Schlange, und entschlüpfte immer, wenn er sich auch selbst ausgeliefert zu haben schien. Er rechtete über den Ort und über die Art der Zusammenkunft, und negociirte gewöhnlich nie eifriger, als wenn es ihm am wenigsten Ernst war, Wort zu halten.

1545 Dritthalb Monate vor Luthers Tode wurde endlich zu Trient auf der Gränze von Teutschland und Italien eine Versammlung eröffnet, über welche Freunde und Feinde spöttische Anmerkungen machten, so gar war sie auch nicht einmal ein Schatten von demjenigen, was man nach damaligen Bedürfnissen erwarten konnte. Noch ehe es zur achten Session kam, so fand schon der Pabst, daß die Verschickung seines heil. Geistes in eine so entfernte Stadt für das Römische Interesse gar zu gefährlich sey, er ließ deswegen die Väter nach Bononien kommen, und hier bekamen sie sehr früh Ferien, welche wohl nicht nur zwei Jahre gedauert haben würden, wenn Paul III. am Leben geblieben wäre. Sein Nachfolger Julius III. that gerade wieder so viel für Fortsetzung der Komödie, als er wegen des dringenden Forderns Kaisers
1563 Karl V. thun mußte; bald waren wieder zweijährige Ferien. So dauerte das ganze Spiel achtzehn Jahre lang, und wie der Pabst endlich glaubte, daß lange genug gespielt worden sey, so schickte er seine Söldner nach Hause, und stellte sich nun recht feierlich, als ob geschehen wäre, was man längst verlangt habe.

Der Schade ist nicht genug zu beklagen, welchen dieses

so genannte ökumenische Concilium anrichtete. Sorglos haben vorher die Gelehrten unter den Katholiken über manche Glaubenspuncte disputirt, und ohne deutliche Gefahr von Heterodoxie konnten sich eine der dissentirenden Partien zur Meinung der Reformatoren halten: itzt wurden nach dem Gutachten der Ordenstheologen, welche eigentlich die Inspiratoren des Conciliums waren, scharfe Gränzlinien gezogen, bey welchen man oft nicht weiß, ob die Kühnheit des ersten Rathgebers oder der beistimmenden Bischöfe mehr zu beklagen ist. Dabei verstanden sich aber diese Orthodoxierichter doch auch trefflich auf Erfindung zweideutiger Redarten, wenn es zwistige Puncte ihrer Ordenstheologie betraf, und die Hauptmaterien der Reformation, welche neben Festsetzung der Orthodoxie das zweite große Geschäft der Synode war, wurden entweder so unberührt abgehandelt, oder so künstlich nach Rom geschoben, daß ein großer Theil selbst von Katholiken, der die dogmatischen Entscheidungen des Conciliums dem heil. Geist nicht absprechen wollte, in Disciplinartikeln den Römischen Geist so deutlich fand, daß sie allen Gehorsam durchaus verweigerten.

§. 24.

Zustand der Kathol. Kirche im Ganzen nach der Trientischen Synode.

So wahr ist es also, daß die altkatholische Partie durch die geschehenen großen Trennungen nicht nur an Ausdehnung sondern auch an innerer Güte verlor. Wohl sind in derselben in allen Fächern große Gelehrte aufgestanden; die alte Nacht der Unwissenheit floh, und wenigstens in Italien und Frankreich fand sich mancher Kenner der classischen Litteratur, der in der Vergleichung mit den edelsten unserer Teutschen Protestanten gar nicht verlor. Aber die Dogma-

tik war durch alle nur mögliche hierarchische Künste so verwahrt, daß kaum der schwächste Strahl dieses Lichts dieselbe ein wenig erhellen konnte. Der Pabst war am Ende der Trientischen Synode noch eben der Pabst, der er zu Luthers Zeiten war: die Habsucht der Könige hatte er hie und da durch Concordate gestillt, und die Könige brauchten ihn als eine nützliche Spielwaffe, um manchmal ihrem Gegner wehe zu thun, manchmal die Kirche ihres Landes desto gesetzmäßiger in Contribution zu setzen. Selbst der schändliche Indulgenzen-Mißbrauch, welcher die Reformation veranlaßt hatte, war nicht abgeschafft worden, und was hie und da in den Schlüssen der Trienter Synode gegen andere einzelne Mißbräuche erinnert wurde, war elendes Palliativ für einen unheilbaren Krebsschaden.

Am traurigsten stand es unstreitig immer in der Teutsch-katholischen Kirche. Ach wie selten die Cassander waren, und wie hohen Werth der Pabst darauf setzte, wenn er etwa auf einige Zeit den Laien den Abendmahlkelch wieder vergönnte! Keine einzige Teutsche katholische Universität hob sich in diesem Zeitalter so glücklich, daß sie mit Wittenberg oder mit Genf nur einigermaaßen verglichen werden konnte. Kein einziger epochemachender Gelehrter bildete sich auf einer derselben. Die alten längst vor der Reformation gestifteten Universitäten waren meist ein Eigenthum der Bettelmönche, die neu gestifteten der Jesuiten.

Geschichte der Lutherischen Kirche von den Zeiten der Concordienformel bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts oder bis zu der Pietistenepoche.

§. 25.

Streitigkeiten nach der Concordienformel. Joh. Arnd.

Es war, wie die Geschichte, gleich nach Bekanntwerdung

der Concordienformel bewies, noch gar nicht als entschieden anzusehen, daß jeder ächt orthodoxe Lutheraner gerade diese Entwickelungen und Bestimmungen der Lehre von Vereinigung der zwei Naturen in Christo nothwendig annehmen müsse. Die Helmstädter Theologen, vielleicht geleitet durch den Einfluß ihres Hofs, widersetzten sich am ernstlichsten, aber es möchte schwer zu entscheiden seyn, auf welcher Partie, ob bei der der Concordisten oder der Nichtconcordisten — das rabulistische Streiten am weitesten getrieben, die schriftstellerischen Sitten durch das Streiten am meisten verderbt worden seyn mögen.

Mit diesem Orthodoxiestreit vereinigte sich auf manchen Universitäten auch die Uneinigkeit über Ramistischer und Aristotelischer Philosophie, oder kamen, wie in Chursachsen geschah, ganz individuelle einheimische Händel hinzu, daß oft die Politik des Hofes, allein ohne daß es gelang, einen Einfluß auf die Gesinnungen der Theologen zu gewinnen suchte. Der Chursächsische Canzler, Nik. Crell war in Versuchen dieser Art am unglücklichsten, und sein Beispiel zeigte selbst noch im Tode, wie genau der kaiserliche Hof durch Politik mit den strengeren Lutheranern verbunden sey, und wie jede Annäherung an Calvinische Meinungen und Gebräuche zugleich auch als gefährliche französische Allianz angesehen werde.

Noch ehe auch durch Entstehung des Marburgischen Erbschaftstreits und der noch wichtigeren Jülichischen Successionssache die Teutschprotestantischen Höfe mit allem Partiehaß von einander sich trennten, so waren doch der Churpfälzische und Chursächsische Hof zwei verschiedene Anziehungspuncte im Teutschen Staatensystem, und die Geschichte dieser beiden Höfe hatte auf den Zustand der theologischen Litteratur einen fast noch bildenderen Einfluß als die zwei Hauptstreitigkei-

ten, welche im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts in der Lutherischen Kirche entstanden, als die Controvers
1598 des Helmstädtischen Theologen Dan. Hoffmann und der Streit zwischen den Tübingischen und Giessenschen Theologen.

Dan. Hoffmann hatte auf der Universität Helmstädt und am Braunschweigischen Hofe eine mächtige Partie gegen sich, welche in Beziehung auf Studiermethode, Familieninteresse, philosophisch theologische Grundsätze so völlig von ihm verschieden war, daß die Verschiedenheit auch bei einem vorsichtigern Manne sehr leicht in Ketzerei- oder Ketzermacherei hätte ausarten können. Seinen zwei Gegnern wehe zu thun oder vielleicht weil er das Fach seiner Gegner als gegnerisches Fach ansah, ergoß sich der unvorsichtige Streiter in die heftigsten Invectiven gegen alle Philosophie, und bestritt mit einer fast unglaublichen Verblendung allen Gebrauch auch der gesunden Vernunft, bis ihm sein Hof zur Erhaltung der dortigen Universität und zur Ehre der Vernunft ein Stillschweigen auflegte.

Die Streitigkeiten zwischen den Tübingischen und Giessenschen Theologen waren eben so wenig aufklärend und wurden noch mehr mit partiemachendem Eifer geführt, als jene
1607 Hoffmannische Controvers. Balth. Menzer, einer der angesehensten Theologen der neuen Universität Giessen, erklärte die Allgegenwart der menschlichen Natur Christi auf eine Art, mit welcher seine Collegen höchst unzufrieden waren, welche er also durch Correspondenz mit andern Universitätstheologen besonders mit denen zu Tübingen Beifall zu verschaffen suchte. Luk. Osiander aber und Theod. Thummius, zwei junge rüstige Männer, auf welchen damals das Ansehen der letztern theologischen Facultät beruhte, erklärten sich gegen

seine Meinung, und Menzer, der bald darauf an seinem Tochtermann Feuerborn in Giessen eine Stütze bekam, gab dieser Nichtübereinstimmung durch geschärfteren Widerspruch eine Ruchbarkeit, welcher auch jene zwei Tübingischen Theologen gar nicht auswichen. Menzer hielt es für biblisch richtig zu behaupten, daß Christus während dem Stande seiner Erniedrigung auf den Besitz aller göttlichen Eigenschaften, Allwissenheit, Allmacht und Weltregierung freiwillig Verzicht gethan habe; zu Tübingen hielt man diese Meinung der Concordienlehre von wechselsweiser Mittheilung der Eigenschaften beider Naturen in Christus, höchst nachtheilig, und der Concordienformel zu liebe wurde behauptet, Christus habe jene Eigenschaften nicht nur besessen sondern auch ausgeübt, nur unsern menschlichen Augen unsichtbar. Wer sollte glauben können, daß ein Streit über diese Frage, zu deren Beantwortung die Bibel selbst so wenig Stoff giebt, Jahrzehende lang dauren konnte, große polemische Werke veranlassen konnte?

Durch alles Hohngelächter der Dillinger Jesuiten und durch alle Vermittlungen der Chursächsischen Theologen ließen sich die Partien nicht aus einander bringen. Der Religionseifer der Papisten war schon seit der Calender- 1582
historie so gereizt und so rege, die einheimischen Verhältnisse des kaiserlichen Hauses für den Ausbruch eines Religionskriegs mit jedem Jahr so viel geschickter, die Partien der Union und Lige bei jeder neuen Gelegenheit von Entzweiung so viel kühner, daß jedes Jahr des noch verschobenen Ausbruchs unerwarteter Gewinn scheinen mußte; doch vereinigte man sich nicht gegen diesen gemeinschaftlichen gefährlichen Feind!

Sie würden sich vielleicht schneller zur gemeinschaftlichen Vertheidigung auf eine kurze Zeit mit einander ausgesöhnt

haben, wenn es gegen die Reformirten gegolten hätte, denn
1619 da die Böhmische Königssache des unglücklichen Churfürsten von der Pfalz das Signal zum Ausbruch des längst drohenden Kriegs gab, so zeigten die Tübingischen Theologen ihrem Herzog Johann Friedrich, daß er sich von Calvinischem Sauerteig rein erhalten solle, und der Oberhofprediger in Dresden, Matthias Hoe von Hoenegg, mag vielleicht noch eine Ursache mehr als die Tübinger gehabt haben, um seinen Herrn, bei welchem er alles galt, mit der Oesterreichischen Partie zu verbinden.

Man kann über solche Theologen nicht zürnen, daß ihnen der fromme Arnd ein Gräuel war. Wie die Mystik in den finstern scholastischen Perioden des mittlern Zeitalters zuletzt noch das einzige Labsal einer nach Religion dürstenden Seele wurde, so war nun der ähnliche Fall bei ähnlichen Zeiten. Orthodoxie war wohl nicht in Val. Weigels Schriften zu lernen; das wußte der gelehrte Arnd so gut als einer seines Zeitalters, aber er wollte zu einer Quelle gehen, welche, ob schon ein wenig trübe, doch noch den Durst löschte. Ihm, einem Prediger und Seelsorger, nicht blossem Kathedertheologen, war es gar zu einleuchtende Erfahrung, wofür das Volk Fassungskraft habe, und daß es nicht metaphysisch zugespitzte Wahrheiten seyen, welche dasselbe zu thätigen Entschlüssen beleben. Arnds Schriften werden hie und da noch gegenwärtig mit vielem Segen gelesen, ungeachtet sie manche sehr merkbare Kennzeichen ihres individuellen Ursprungs tragen: aber welchem auch an Verläugnung gewöhnten Gelehrten schauert nicht vor Menzern, Osiandern und Thummius.

§. 26.

Wiederauflebung der Mystiker. Rathmannische Streitigkeiten. Morgendämmerung, durch Calixtus hervorgebracht.

Die allgemeine Anarchie, welche der dreißigjährige Krieg in Teutschland anrichtete, war in ihren Folgen für den gelehrten Zustand der Lutherischen Kirche eben so fühlbar, als für die ganze Teutsche Kirche. Die wilden Sitten der Soldaten wurden, wie für die ganze Nation, besonders auch für die Universitäten ansteckend, der Pennalismus riß ein, die wichtigsten Professorsstellen blieben aus Geldmangel mehrere Jahre lang unbesetzt, und die nützlichsten Erziehungsanstalten hörten auf.

Je mehr sich aber der Druck solcher äußern Umstände vermehrte, desto mehr wandten sich manche edlere Seelen zu der Mystik. Die Schriften des Görlitzer Schusters würden in einem andern Zeitalter weniger Glück gemacht haben, und der Ruf von Rosenkreuzern würde bei andern Zeitverhältnissen weder so zweifelhaft noch so lange daurend gewesen seyn. Selbst manche der gelehrteren Theologen wandten sich in der Stille zu dieser sinnlich erquickenderen Partie, und Johann Gerhard zu Jena sah gewiß mit nicht geringer Bekümmerniß, wie rüstig seine Collegen den edlen Freund Arnds, den rechtschaffenen Rathmann mißhandelten.

Schon lag zu Wien das Restitutionsedict fertig, das der Protestantischen Partie in Teutschland den Untergang 1629 drohte, schon war vorläufig der größte Theil von Wirtemberg mit kaiserlichen Truppen besetzt, Hessen vermittelst des Marburgischen Erbschaftstreits ganz unterjocht, das Welfische Haus eines großen Theils seiner Lande beraubt, als doch immer noch die Theologen gegen Arnd polemisirten, die

Reformirte Partie als ihren Hauptfeind ansahen, und — lieber Türkisch als Calvinisch immer noch als Signal gelten lassen wollten.

Wie ein Geschenk des Himmels erschien mitten unter diesem ausgearteten Geschlechte Ge. Calixtus, ein Theologe zu Helmstädt, der, besonders auch als Kirchenhistoriker, ausgebreitete Gelehrsamkeit, trefflichen Scharfsinn und freimüthige Wahrheitsliebe unter den vortheilhaftesten äußern Umständen vereinigte. Eine nicht bloß polemische Vertrautheit mit den Schriften der Katholiken ließ den großen Mann gewisse gemeinschaftliche Puncte entdecken, in welchen vielleicht die getrennten Parteien einander näher treten, und endlich nach einer Erbitterung, die beiden Parteien hoch genug zu stehen gekommen, Friede machen könnten. Auch manches, was bisher unter den Lutheranern durch eine gewisse Lehrerstraditon gleichsam kanonisirt worden war, hielt die Probe seines Scharfsinns nicht aus. Er, seit Chemnitzen der gelehrteste und gründlichste Gegner der Römischen Kirche, bekam von der orthodoxen Secte seines Zeitalters den Namen ines Synkretisten, und die Wittenbergische Partie, deren
1656 Haupt Abr. Calov war, brauchte auch noch nach seinem Tode alle Verketzerungskünste, deren höchster Triumph aufs neue eine versuchte symbolische Schrift seyn sollte. Die Standhaftigkeit der Jenaischen Theologen, unter welchen sich Musäus vorzüglich auszeichnete, wandte mit großer Mühe das drohende Unglück ab.

§. 27.

Westphälischer Friede.

Bei solchen Gesinnungen der Chursächsischen Theologen kann es nicht sehr befremden, wenn sich ihr Churfürst, zum Theil vielleicht auch aus Eifersucht über Brandenburg und

Pfalz bei den Osnabrückischen Friedensnegociationen der völligen Gleichstellung der Reformirten mit den Lutheranern widersetzte. Zwar selbst auch die eifrig Lutherische Partie fand an ihm einen nur zweideutigen Beschützer. Hätte nicht Schwedische Tapferkeit ausgedauert, und hätten nicht nach dem Französischen Plane die Freiheiten der Protestanten zur Schutzwehr gegen die Oesterreichische Macht dienen sollen, wie froh würde der Churfürst von Sachsen einen Prager Frieden erneuert haben! Wir wollen vergessen, daß Dänen und Schweden so fast gar nie etwas zur Erweiterung und Vervollkommnung der protestantischen theologischen Litteratur beigetragen haben, um nicht undankbar gegen die Helden des letztern Volks zu scheinen, durch deren Muth den Lutheranern die Vollendung ihrer versichertern politischen Existenz erfochten wurde.

Der Osnabrückische Friede gab uns Teutschen Protestanten vollkommen gleiche Rechte mit der alten Kirche, und deswegen wurde auch der geistliche Vorbehalt, da er doch einmal beibehalten werden sollte, wechselsweis festgesetzt. Nie würde das Chaos von Processen haben aufgeklärt werden können, welche aus dem Besitz gewisser Kirchengüter und gewisser kirchlichen Rechte nach einer beinahe dreißigjährigen Unordnung wechselsweise entstehen mußten, wenn nicht der Beweis, im Anfang des Jahrs 1624 Besitzer eines gewissen Kirchenguts, Besitzer eines gewissen kirchlichen Rechts gewesen zu seyn, als heilige Versicherung eines künftighin nicht mehr zu störenden Rechts aufgestellt worden wäre. 1648

Welcher schriftliche Aufsatz kann aber so bestimmt abgefaßt werden, daß nicht ein durch Partiegeist geschärftes Auge eigennützig Zweideutigkeiten darin finden könnte. Es soll ein unschädliches Simultaneum geben, aber wo fand es

sich vor dem Zeitalter Friedrichs und Josephs? In der Geschichte der Churpfälzischen Kirche?

§. 28.

Verschiedene für eine bald zuverlässigere Aufklärung zusammentreffende Umstände.

So heftig erst noch nach dem Tode des ältern Calixtus die synkretistischen Streitigkeiten ausbrächen, so war doch ein bald folgender glücklicherer Zustand der Freiheit schon in seiner halb entwickelten Vorbereitung vorhanden. Der große Churfürst Friedrich Wilhelm lehrte die Lutheraner seines Landes Toleranz und noch unter seiner Regierung nahmen Reformirte und Lutheraner wahr, wie möglich es sey, manches aneinander zu tragen. Herzog Ernst in Gotha wirkte im kleinern eben so große Dinge als Friedrich Wilhelm, wenn schon hie und da noch in einigem Nebel gutgemeinter theologischer Vorurtheile; und der dritte große Zeitgenosse, Herzog August in Wolfenbüttel, war wohl nur zu schüchtern und zu sehr selbst Theologe, als daß er alles that, was er hätte thun können.

Doch leuchtete das Licht nicht wenig, das diese drei Fürsten aufsteckten, indeß dasjenige Land, wo die Reformation aufgegangen, ihrem vollendenden Fortgang immer mehr hinderlich wurde, und in Würtemberg die Zeit der Osiander noch gar nicht vorüber war. Der Tübingische Canzler Johann Adam Osiander füllte den größten der letztern Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie ehemals Lukas Osiander, Arndts Gegner, die erstere Hälfte desselben.

Sehr sichtbar aber zeigten sich doch auch hier die Wirkungen der Aufklärung, welche die Emissairs Ludwigs XIV. und die allgemeine Bewunderung des siegreichen Königs nicht lange nach den Zeiten des westphälischen Friedens an den Höfen

unserer Teutschen Fürsten und daher auch in der protestantischen Kirche veranlaßten. Die Theologen hörten auf, die entscheidenden Räthe der Fürsten, wie vorher, zu seyn. Selten wurden sie mehr in politischen Angelegenheiten zu Rath gezogen, ob sie schon bei entstehenden Religionsstreitigkeiten noch genug Kräfte des Staats in Bewegung zu setzen wußten. Man wird nach dem Westphälischen Frieden selten mehr einen Fürsten finden, der von der Lutherischen zur Reformirten oder von der Reformirten zur Lutherischen Kirche übertrat; hingegen schwerlich auch irgend ein Teutsches Fürstenhaus finden, in welchem nicht einer oder mehrere Prinzen zur Katholischen Kirche übergetreten. Ein deutlicher Beweis der allgemein geänderten Gesinnungen, so sehr auch hie und da noch an einzelnen Höfen nach zufälligen Umständen das alte Ansehen des Beichtvaters blieb.

§. 29.

Speners sanfte Besserungsversuche. Erste Bewegungen der Pietistischen Streitigkeiten.

Schüchtern, wie ein Mann, der kaum gehört zu werden hofft, trat endlich Spener unter die geräuschvollen Theologen seines Zeitalters hinein, und gab das für die Kirchengeschichte so höchst seltene Beispiel, daß auch fast ängstlich vorsichtige Versuche eines eben so gelehrten als bescheidenen Mannes doch endlich Totalrevolution erregen können. Auch ohne Reformatorsabsichten mußte der eifrig fromme Mann bei seiner Predigerstelle in Frankfurt bemerken, wie höchst unbequem die damals und noch itzt meist gewöhnliche Art des allgemeinen Religionsunterrichts an das Volk sey. Ein Vortrag an einen so gemischten großen Haufen, als unsere Gemeinen sind, was kann er anders seyn als Saame, ausgeworfen aufs ungewisse; und welche Wirkungen kann man

sich alsdann vollends versprechen, wenn der Vortrag so buntgelehrt, so weitschweifig, so unbegreiflich von unbegreiflichen Materien handelt als damals herrschender Ton in den Predigten war. Das Volk sollte zur Ausübung der Tugend ermahnt werden, und deßwegen predigte man ihm nichts häufiger, als daß Werke der Tugend, zur Seligkeit in jenem vollkommenern Leben, gar nicht nothwendig seyen.

1670 Man sah gleich aus dem ersten vorsichtigen Anfang, wie Spener seine besondere Erbauungsversammlungen (collegia pietatis) eröffnete, daß er die leicht gegebenen Veranlassungen des Sectengeists kannte, und weder die orthodoxe noch die eigennützige Eifersucht seiner Collegen erfahren wollte. Es war daher auch unmöglich, daß gegen ihn selbst der erste Ausbruch des heimlichen Unwillens gehen konnte; seine Nachfolger aber gaben bald scheinbare Ursache, welche man bei ihm nicht ohne sichtbare Beschämung hätte suchen müssen.

1686 Im Todesjahre Calovs kam Spener als Oberhofprediger nach Dresden, und die Gegenpartie konnte itzt wohl nicht gleichgültig bei der ausgebreiteten Wirksamkeit seyn, welche ihm dieses Amt gerade im Lande der strengsten Lutherischen Orthodoxie verschaffte. Spener hätte in einer Vorrede zu Arnds Postill (pia desideria) einige der wichtigsten Mängel unserer Kirche angezeigt, so bescheiden und so unparteiisch angezeigt, wie es immer der thun wird, dem es einzig um Gottes Sache, nicht um eigenen Ruhm zu thun ist, und in froher Rücksicht auf manche Stellen des Neuen Testaments auch glücklichere Zeiten noch gehofft, wo die Wahrheit allgemeiner, und auch die Kirche, welche bisher noch am meisten Wahrheit gehabt habe, unbefleckter und aufgeklärter seyn werde. In der Stille hatte man über den freimüthigen Mann gemurrt, aber kein Fecht und kein Jo. Fr. Meyer hatte sich

noch unterstanden ihn öffentlich anzugreifen, bis ein elender unbedeutender Diakonus zu Nordhausen, Dilfeld, den Vorläufer dieser Helden machte, und den Streit wegen der theologischen Fähigkeit eines Unwiedergebornen anfieng. Doch noch schämte sich irgend einer der stillen Mißvergnügten hervorzutreten, ehe die Geschichte mit den Leipziger Magistern ausbrach: was sie aber alsdann alles mit einem mal an dem Manne fanden, wie sie ihn zerplagten, wie viele Ketzernamen er erhielt! Schon im Jahre 1708 machte D. Fecht in einer gedruckten Disputation zu Rostock die Sache sehr bedenklich, wenn man der sel. Spener sagen wolle, und Joh. Bened. Carpzov, welcher ihn vorher oft einen theuren Gottesmann genannt hatte, fand nun in ihm einen Spinozisten.

§. 30.

Solche Recidive des menschlichen Geistes, als wir in der bisher erzählten Geschichte der Lutherischen Kirche wahrnehmen, können weder als allgemeine Beweise des menschlichen Verderbens noch als eigenthümliche Schwächen der Theologen betrachtet werden, die Nothwendigkeit einer solchen Erscheinung lag schon in der Richtung, welche einmal die ganze Litteratur genommen hatte. Abgewandt von historischen und philologischen Untersuchungen, bei welchen der ewig forschende Geist des Menschen unerschöpflichen Vorrath findet, hatte man sich eine gewisse Gattung von Philosophie zum Hauptgeschäfte gemacht, deren Entwicklung nie unschädlich die ganze Thätigkeit und das ganze Leben eines Menschen viel weniger eines ganzen Zeitalters beschäftigen kann. Unser kaltblütigeres Zeitalter hat nun wohl aus dem Schaden vorhergehender Zeiten gelernt, daß man in dieser ontologisirenden Philosophie kaum einen Schritt thun kann, ohne schon an der Gränze zu seyn, über

welche der menschliche Geist in derselben nie glücklich fortrücken wird. Aber dieses Zeitalter mußte selbst nach der Periode der Scholastiker diese Erfahrungen für uns erst noch machen, und konnte sich so viel weniger aus seinem Wirbel herausfinden, da nichts zu einem festern Traum von Ueberzeugung führt, als solche aus ganz allgemeinen Gründen hergeleitete Demonstrationen, und bei der Fortrückung in ein gewisses Alter die historische Gelehrsamkeit sich nicht mehr erwerben läßt, welche allmählig zu einem duldenden Skepticismus und zu richtiger Schätzung mannichfaltigerer Vorstellungsarten vorbereitet.

Freilich läßt sich dabei nicht läugnen, daß immer menschliche Leidenschaften fast nirgends so sichtbar mitspielen, als in der Kirchengeschichte. Der Jüngling, welcher befördert werden will, ist nicht strenger Untersucher der Meinungen seines Oberconsistorialraths oder seines Gönners. Der alte Lehrer, seines Beifalls längst versichert, kann die bessere Bahn nicht mehr betreten, welche der kraftvollere junge Mann brach; ein gewisser Ton, einmal der herrschende auf einer gewissen Universität, wie schwer wird er umgestimmt, und giebt es bei Veränderung desselben Collisionen, so müssen die Wirkungen derselben in der Theologie immer auffallender seyn, als bei einer blos philosophischen Fehde.

Geschichte der Reformirten Kirche von den Zeiten der Dordrechter Synode bis zu Anfang dieses Jahrhunderts.

§. 31.

In keiner Kirche zeigte sich der Nationalunterschied bei Entwicklung der Dogmatik so sehr als in der Reformirten. Kein einziger Teutscher Reformirter Theolog that in dieser ganzen Periode einen sehr merkbaren Schritt zur Aufklärung

oder zu neuen Bestimmungen; die Französischen Theologen aber waren unaufhörlich geschäftig, brachten oft neue Ideen zum Vorschein, welche in der That nur die alten, etwas weniger auffallend gesagt, waren, oder zogen auch manche unterdrückte Wahrheiten ans Licht, welche durch das Ansehen gewisser Lehrer ganz außer Gang gesetzt worden. In der Englischen Kirche gaben Passionen dem menschlichen Geiste einen so schnellenden Schwung, daß erst nach einer langen Revolution in die Augen fallende Früchte erscheinen konnten, welche aber desto herrlicher waren. Die Geschichte der Reformirten Kirche contrastirt in dieser Periode mit der Geschichte der Lutherischen Kirche wie das Aussehen eines durch die angestrengtesten Uebungen gebildeten Körpers mit dem Anblick eines andern, dessen Entwicklungskraft durch zwingende Bande gehemmt wurde.

Es ließ sich gleich nach der Dordrechter Synode voraussehen, daß über die Materie von der göttlichen Vorherbestimmung und von der Gnade noch manches geschrieben werden müsse, bis man sich endlich ganz vereinigen oder in ganz abgesonderte Haufen theilen werde. Die Dordrechter Synode verpflichtete zwar keinen Französischen Theologen, aber sie erhielt allmählig auch dort ein gewisses Ansehen von Convenienz, ihre Lehre konnte so viel leichter herrschend werden; da sie nicht der unbarmherzigsten Hypothese von der göttlichen Gnade günstig war.

Doch unter vielen andern blieb vorzüglich immer Jo. Camero, Prof. der Theologie zu Saumur, auf seinen besondern Meinungen, ohne noch solchen Widerspruch zu erfahren, als nachher sein Schüler Moses Amyraut erfuhr, 1684
da er die Ideen des Lehrers vielleicht nur durch bestimmtere Entwicklungen bekannter machte. Obschon die ganze Ver-

stellungsart dieses Theologen in der That nur ein etwas angenehmerer Weg zu dem schauervollen Ziele war, welches Calvin zum Merkzeichen seiner Partie gemacht hatte, so näherte sich doch sein besonderer Sprachgebrauch in diesem Artikel den Lutherischen Ausdrücken dem ersten Anschein nach so sehr, daß einige der Niederländischen Theologen zur Widerlegung aufstanden. Amyraut gab zu, daß Gott beschlossen habe, alle Menschen zu beseligen, daß er seinen Sohn für alle Menschen dahingegeben habe, aber er ließ den ewig gütigen eine Bedingung beifügen, wodurch alle gegebene Hoffnung wieder zernichtet wurde. Nur denjenigen, welche glauben, sollte diese große Bestimmung ewiger Wohlthaten zu statten kommen, glauben aber könne niemand, als wem es Gott schenke, und diese geschenkte unwiderstehliche Glaubensgnade sollte nicht allgemein seyn.

Wenn nicht der ältere Spanheim und Andr. Rivet gegen diesen ersten Berichtigungsversuch der Calvinischen Hypothese so schnell aufgestanden wären, wenn nicht Amyraut sogleich ein paar Synoden gegen sich gehabt hätte, so würde diese täuschende Milderung der harten Prädestinationslehre vielleicht nur der erste Schritt zur reinern Wahrheit gewesen seyn. Aber ein Universaliste (so nannte man die Freunde der Amyraldischen Meinung) schien ein verkappter Arminianer oder Lutheraner zu seyn, und noch über zwanzig Jahre nach dem ersten Erscheinen der Hauptschrift des Amyraut war die Aufmerksamkeit der strengern Calvinisten so eifersüchtig, daß auch ein unvermerkter Versuch des gelehrten Jo. Daille und Dav. Blondell nicht nur einen Sam. Maresius weckte, der es für die gotteslästerlichste Lehre hielt, von einer allgemeinen Gnade Gottes zu sprechen.

§. 32.

Halbgelungene Bemühungen der Theologen zu Saumur einige Puncte der Reform. Dog. aufzuklären.

Die glänzendste Periode der Französischen Reformirten Kirche schien erst von dem Zeitpunct anzufangen, da Richelieu durch die Wegnahme von Rochelle es den mißvergnügten Großen unmöglich machte, die Hugonotten in ihre ehrgeizigen Entwürfe weiterhin zu verflechten. Der kleine Druck, welchen die Geistlichkeit litt, erhielt Eifer, der aber doch bei der Wachsamkeit der Regierung nie in politischen Fanatismus ausarten konnte, und da die Katholische Partie manche vorzüglich gelehrte Männer unter ihren Schriftstellern hatte, so waren die Reformirten Theologen auf Selbstvertheidigung zu denken gezwungen, und eben die Eifersucht der Universitäten unter einander, welche damals in Teutschland so viel gutes und böses stiftete, trug zur Erhaltung der einmal rege gewordenen Bemühungen nicht wenig bei. Amyraut hatte so viele verdient berühmte Zeitgenossen, daß nicht nur der Theil des Systems, welchen er bearbeitete, eine erträglichere Gestalt gewann, sondern auch die ganze Theologische Litteratur durch eigentlich gelehrte Untersuchungen auf künftige noch größere Reformen vorbereitet wurde, welche das damalige Zeitalter noch gar nicht würde gefaßt haben.

Josua Placäus hatte zwar das Unglück eines so manchen Wahrheitsfreundes, daß er bei Hervorbringung einer alten, ehemals erkannten, Wahrheit verketzert wurde, weil sein Zeitalter nicht Gelehrsamkeit genug hatte, die Entstehungsart und Jugend der damals gangbarsten Meinung sehen zu können. Der Knoten, wie sich Verdammungswürdigkeit der Erbsünde mit Gottes Gerechtigkeit vertrage, war zwar wohl damit nicht aufgelöst, daß er behauptete, Adams

Uebertretung sey deßwegen auch uns zur Schuld geworden, weil wir mit verderbten Neigungen geboren würden, deren letzter Grund in jener Sünde des ersten Menschen liege: aber diese Meinung hatte doch einen gewissen mildernden Schein, verglichen mit der andern Hypothese, welche den Stammvater unsers Geschlechts nicht gerade als Stammvater sondern als Repräsentanten betrachtet wissen wollte. Es war eine
1645 schöne Probe von der Friedfertigkeit der Synode zu Charenton, welche zwischen Reformirten und Lutheranern Einigkeit stiften sollte, daß sie die Hypothese des Placäus verdammte.

Ludw. Capellus, der gelehrtere College von Placäus und Amyraut, wollte die kritisch gelehrten Untersuchungen, welche man längst bei den classischen Schriftstellern mit so glücklichem Erfolg gebraucht hatte, auch auf die Bibel anwenden, und er fand bei denselben die alte fast vergessene Meinung gegründet, daß die Vocalpuncte des Hebräischen Textes nicht von der ersten Hand der Schriftsteller hinzugesetzt worden seyen. Wer sollte glauben, daß sich Katholische Gelehrte seiner Schrift annehmen mußten, um ihre Unterdrückung zu hintertreiben; die Reformirten wollten nichts mit einem Werk zu schaffen haben, das den Sinn der heiligen Religionsurkunden ungewiß mache.

Wenn Daille oder Claude etwas polemisches schrieben, die geheimen Wunden des Pabstthums mit einer recht gelehrt scheinenden Zubereitung aufdeckten, das fand Beifall und wurde mit belohnenderer Aufmerksamkeit angenommen, als wenn Blondell das fabelhafte der Geschichte von einer Päbstinn Johanna enthüllte; die Untersuchungen über Pseudisidor konnten ihm seine Partie kaum wieder versöhnen.

§. 33.

Entwicklung des Presbyterianismus in England. Independenten. Quäcker.

Während daß die Theologen zu Saumur, gar nicht mit Beifall ihrer Niederländischen und Schweizerischen Glaubensgenossen, mannichfaltige Verbesserungen wagten, so arteten die Genfischen Meinungen bei den Engländern in einen Fanatismus aus, welcher wohl in den Perioden des mittlern Zeitalters aber gewiß nicht in der Geschichte eines aufgeklärten Volks irgend seines gleichen hat, und endlich politisch betrachtet einen solchen Ausgang nahm, dessen Möglichkeit auch 1649
noch nach der That bezweifelt werden möchte.

Weder Elisabeth noch Jakob I. hatten gegen die Presbyterianer die Schonung beobachtet, welche dem Protestantismus so eigenthümlich seyn sollte, und die Episkopalhierarchie war zu sichere Schutzwehr der königlichen Prärogativen und zu scheinbare apostolische Einrichtung, als daß sie dieselbe einigen Eiferern zu lieb einschränken mochten. Jacob kam mit vielen schon in Schottland gemachten Erfahrungen über die Freimüthigkeit der presbyterianischen Partie auf den Englischen Thron, und unter einer so unpolitischen Regierung als die seinige in England war, rieben sich die Partien immer heftiger gegen einander, so daß, den letzten Ausbruch zu befördern, nur noch ein Anführer auf einer oder der andern Seite fehlte.

Die Episkopalisten fanden ihn zuerst an dem Günstlinge Kön. Karls I. Wilhelm Laud, Erzbischof von Canterbury. Auch eine geduldigere Nation, als damals Engländer und Schottländer waren, würde sich nicht so rasch und auf so offenem Wege, als Laud es versuchte, zu einer Art des

Gottesdiensts haben hinführen lassen, welche kaum noch ein wenig von dem Römisch = Katholischen verschieden war.

Bei den hieraus entstandenen Bewegungen erzeugte sich unter der niedrigsten Classe des Volks, welche bei Religionskriegen immer die furchtbarste zu seyn pflegt, eine Abart von Presbyterianern, welche nicht nur in der Kirche sondern auch im Staat allen Unterschied der Stände aufheben wollte, den ganzen Gottesdienst zum Spiel ihrer wilden Einbildungskraft machte, und auch das wenige von sittlichem Anstand, was bei den Genfischen Einrichtungen übrig blieb, völlig zu vertilgen suchte. Diese Independenten sollten freilich weder ein politisches noch religiöses Oberhaupt haben, aber Olivier Cromwel, ein unbegreiflicher Mensch voll Licht und Finsterniß, wußte, so lange er lebte, den ganzen fanatischen Haufen zu seinem Vortheil in einer unthätig machenden Täuschung zu erhalten. Offenbar ist das Schwärmen aller andern Völker nur schwaches Febricitiren gegen solche Convulsionen, als England innerhalb zwanzig Jahren von 1640 bis 1660 erlitt.

Der Schuster Fox der Stammvater der Quäker, ist nur einer von vielen seines gleichen, und es kam lange Zeit kein Mann, welcher den tobend wilden Strom dieser Imaginationen in ein scheinbar ruhiges Bett leitete. Zeit und politische Anstalten hatten schon beträchtliche Wirkungen gethan und England hatte schon manchen dieser durch allgemeine Epidemie angesteckten Köpfe nach Nordamerika abgesetzt, als Robert Barklay mit seinem Katechismus und Apologie erschien.

Die Hauptsätze dieser Schwärmer und das charakteristische ihrer Einrichtungen lassen sich nicht in einer compendiarischen Kürze anzeigen, denn summarisch angezeigt sieht die

Dogmatik aller Schwärmer aller Jahrhunderte einander vollkommen gleich. Die Geschichte der allmäligen Umbildungen ihrer innern Verfassung ist die schönste Apologie für unsere kirchlichen Einrichtungen. Alle schwärmerischen Secten mußten sich, wenn sie einigen Bestand haben wollten, den Verfassungen mehr oder weniger wieder verähnlichen, gegen welche sie anfangs aufs heftigste geschrien hatten.

§. 34.

Cartesianismus. Formula Consensus helvetici. Coccejaner.

Die Bewegung wegen der freimüthigern Hypothesen einiger Französischen Theologen hatte in den Niederlanden schon angefangen, als eben daselbst durch die Schriften eines großen Französischen Geometers Ren. Descartes eine Philosophie ausgebreitet wurde, welche man für höchst gefährlich hielt, weil sie den Skepticismus begünstigen, und zuletzt nicht nur geoffenbarten sondern auch natürlichen Religionswahrheiten schädlich seyn sollte. Auch diese neue hypothesenreiche Philosophie that freilich, was von jeher jede neu geformte Philosophie gethan hat, sie zog vom Bibelstudium ab, sie verwandelte ihre Muthmaßungen mit großer Dreistigkeit in Axiome, sie suchte durch ihre transscendentalen Sätze solche Lehren der Christlichen Religion aufzuklären, deren Aufklärung für dieses Leben nicht bestimmt zu seyn scheint, und hie und da machte sie einen zum erklärten Ketzer, der vorher nicht orthodox gewesen wäre. Aber Gisb. Voetius, Professor der Theologie zu Utrecht, sah das neue Phänomen nicht von diesen Seiten allein an, und die Stimme dieses Mannes war damals gültig, wenn er schon durch seine allgemeine Zanksucht allen Credit verloren haben sollte. Es zeigte sich, wie in so vielen andern vorhergehenden und nachfolgenden Fällen so auch damals bei den Niederländern, wie

selten bei entstandenen Streitigkeiten glücklich entschieden wird, wenn die Classen entscheiden. Der Geistliche studirt gar zu selten noch fort, wenn er einmal im Predigamt ist, das meiste wird also nach der Dogmatik beurtheilt, welche im nachgeschriebenen Heft von der Universität mitgebracht wurde.

Alles Unglück der Reformirten Kirche schien nach der Meinung solcher Eiferer aus Frankreich zu kommen, und da bei der täglich abnehmenden Toleranz Ludwigs XIV. bei den frommen Absichten der Frau von Maintenon und dem Verfolgungsgeiste des P. Jesuiten Beichtvaters immer mehrere Reformirte Theologen und Gelehrte aus Frankreich hinwegzogen, so schienen sich die Nachbarn verwahren zu müssen. Die zunächst liegende Schweiz verwahrte sich am frühesten, weil man selbst schon in der Vaterstadt des Calvinismus die Wirkung der eindringenden neuen Meinungen empfand. Franz Turretin welcher selbst in Genf einen Hauptgegner an Tronchin fand, verfertigte zwar die symbolische Schrift nicht, welche den neuernden Franzosen den Weg versperren
1675 sollte, aber sein Freund Heidegger that es ganz unter seiner Mitwirkung, und die formula consensus Helvetici setzte der theologischen Freiheit noch viel beschwerlichere Schranken, als die Bergische Concordienformel oder irgend eine andere der bekanntern symbolischen Schriften.

Was es doch für ein ungelehrter Zwang war, symbolisch darauf verpflichtet zu werden, daß man glaube, die Hebräischen Vocalpuncte unsers Alten Testaments seyen göttlichen Ursprungs. Auch Zurechnung des Falls Adams und Lehre von der Prädestination blieben doch bei allen gemachten Hypothesen immer unauflöslicher Knoten, was lag also daran, wie der Knoten gedreht wurde? Und je überspannter diese

ängstlichen Gränzbestimmungen von Orthodoxie waren, desto weniger konnten sie lange in einem Zeitalter feststehen, welches sich sichtbar zu einer großen philosophischen und theologischen Aufklärung vorbereitete.

Unstreitig verdient in Ansehung der letztern Johann Koch (Coccejus) Prof. der Theol. zu Leyden einen der ersten Plätze. Der unermüdet arbeitsame Mann war zwar schon sechs Jahre todt, als die Schweizerische Consensformel zu Stande kam, aber er hatte das Schicksal eines so manchen großen Mannes, daß der Saame, welchen er ausstreute, erst nach seinem Tode ausschlug. Es war gewiß großes Verdienst, zu einer Zeit, wo die ganze Theologie nichts als Polemik oder Wirbelphilosophie war, die Bibel und ihre Ideen wieder mehr in Gang zu bringen, und einem Manne, welcher sich so ganz in sein Altes Testament hineingelesen hatte, der zu einer Zeit auftrat, da man über exegetische Grundsätze noch wenig nachgedacht hatte, war es gewiß sehr zu verzeihen, wenn er oft mehr im Alten Testament las, als wohl darinn stehen mag, und die Idee eines Bundes zwischen Gott und den Menschen zur herrschenden theologischen Systemidee machen wollte. Je dunkler irgend ein Theil der Bibel war, desto mehr Fleiß wandte er auf denselben, und eine fruchtbare Einbildungskraft, welche unstreitig sein Hauptalent war, ließ ihn bald Aufklärungen und Beziehungen in den prophetischen Büchern finden welche wohl als Beweise seiner frommen Gesinnungen aber nicht als nützliche Erweiterungen theologischer Kenntnisse gelten konnten. Ueber den von ihm bemerkten Unterschied zwischen der alttestamentlichen und neutestamentlichen Vergebung der Sünden ließ sich viel wahres sagen, das bisher noch nicht gesagt worden war, aber in einem Lande, wo Voetius und Maresius lebten,

da konnte auch die noch auffallender richtige Meinung nicht siegen, daß das Gesetz vom Sabbath bloß für die Juden sey, und daß unser Sonntag nicht als veränderter Jüdischer Sabbathtag gelte.

Von der großen Menge Nachfolger, welche Coccejus in seiner Behandlung der dogmatischen Theologie hatte, sind Momma, Burmann, Braun und Witsius die merkwürdigsten, der größte seiner exegetischen Schüler war Camp. Vitringa, zu groß, um ganz sein Schüler zu seyn.

§. 35.

Ruin der Pfälzischen und Französischen Reformirten Kirche.

Endlich drängten sich noch im uneins letzten Jahrzehend des vorigen Seculums, indeß die Theologen im kleinern controvertirten, so viele kirchlich-politische große Begebenheiten zusammen, daß nothwendig das Ganze eine andere Gestalt bekommen mußte. Die Simmernsche Churlinie starb in der
1685 Pfalz aus; die Katholischen Pfalzgrafen von Neuburg kamen zur Regierung, und die Reformirte Kirche in den Churpfälzischen Landen versank bald in einen Zustand, der fast trauriger ist, als offenbare Verfolgung.

Für die Französischen Reformirten Gemeinden war aber eben dieses Jahr doch noch trauriger. Nachdem Pfaffen und Dragoner schon mehrere Jahre vorher auf königlichen Befehl ihr Apostelamt emsig verrichtet hatten, die fromme Maintenon und der gewaltthätige Louvois den ehrgeizigen Ludwig mit der Nachricht täuschten, daß nun in seinem rein gemachten Staaten außer einigen Starrköpfen fast kein einziger Ke-
1685 tzer mehr übrig sey, so wurde das Edict von Nantes, die vom König feierlich beschworne Urkunde der Hugonottischen Religionsfreiheit, aufgehoben. Teutschland nahm mit Freuden die Flüchtlinge auf, welche den Französischen

Gränzspionen entwischten. Durch sie wurde nicht nur ökonomische Thätigkeit der Teutschen aufs stärkste ermuntert, sondern auch freimüthigere Gelehrsamkeit verbreitete sich, wie hievon gerade die Teutsche Provinz als bester Zeuge gilt, welche die meisten dieser Flüchtlinge aufnahm.

Die unglücklichen verloren auch ihren großen Beschützer nicht, der sie zum eigenen Vortheil seiner Staaten ihr Vaterland vergessen zu machen suchte, da drei Jahre nach Aufhebung des Edicts von Nantes der große Churfürst Friedrich Wilhelm starb. Der Sohn ersetzte wenigstens hierinn den 1688
Vater, und zu gleicher Zeit ereignete sich in England eine Revolution, welche dort der Protestantischen Religion eine völlig gesicherte Fortdauer gewährte. Jakob II. war der Krone unwürdig, welche er so feige hinwegwarf, die Nation, welche vierzig Jahre vorher gegen einen viel minder Gefahrdrohenden König alle Schranken der Selbstvertheidigung überschritten hatte, büßte diesmal durch lang bewiesene Geduld das vorher begangene Verbrechen, und wartete beinahe zu lange, ob nicht der Sohn durch das traurige Beispiel des Vaters weise werden möchte.

§. 36.

Fruchtbare Bemühungen der in die Niederlande geflüchteten Gelehrten. Peter Bayle.

Bei solchen höchst zweideutigen politischen Umständen hob sich die Reformirte Kirche mit immer neuer Kraft; sie fand selbst in manchen ihrer unglücklichen Begebenheiten die nächste Veranlassung zur Freiheit und Aufklärung. Die Katholischen Gelehrten in Frankreich boten allen ihren Witz und alle ihre Gelehrsamkeit auf, um den frommen Absichten der Frau von Maintenon vorzuarbeiten, selbst die verschiedenen Partheien, in welche sie sich damals theilten, wetteiferten

hierinn mit einander, und wenn auch nur der einzige Bossuet gewesen wäre, so konnte schon ein Mann, welcher die Kunst, den Irrthum zu verschönern und der Wahrheit zu verähnlichen, damals so meisterhaft besaß, einen unersetzlichen Schaden anrichten. Es war nicht mehr die alte Bettelmönche- und Jesuiten-Controvers, die Waffen mußten gegen solche Antagonisten gewechselt werden, und am allerwenigsten konnte man ruhig ihrem glücklichen Fortgange zusehen. Der Reformirte, der ohnedieß die politisch-unterdrückte Partie war, wollte nicht auch noch Stimme des Publicums gegen sich haben, bot also alles auf, die Stimme des Publicums zu gewinnen. Ein großer Theil der geflüchteten Reformirten Gelehrten hatte eine Freistätte in den vereinigten Niederlanden gefunden, und hier kam zu dem Religionseifer, welchen sie schon mitbrachten, noch politische Antipathie gegen ihre Verfolger und die damals in allen Beziehungen so außerordentliche Thätigkeit, wodurch sich dieser kleine Staat zu einer der ersten Mächte von Europa emporgeschwungen hatte.

Wie viel hat nicht Kirchengeschichte und selbst auch die politische Geschichte den Basnagen zu verdanken? War nicht Jurieu bei allen seinen Fehlern und Schwärmereien damals ein rastloswirkender Mann? Hat nicht Jakob Saurin in der Canzelberedsamkeit Epoche gemacht? Ist nicht Placette damals einer der gründlichsten Bearbeiter der Moral gewesen?

Aber die unpartheiische Geschichte muß doch alle diese und mehrere ihrer großen Zeitgenossen weit hinter Peter Bayle zurücksetzen, einen Mann, der mit Newton und Leibnitz coexistiren konnte, ohne befürchten zu müssen, als eines der ersten Genies mißkannt zu werden. Selten hat sich wohl auch

in einem Kopf so viel ausgebreitete Gelehrsamkeit und so viel gefälliger Scharfsinn vereinigt. Selten ist noch ein Mann über sein ganzes Zeitalter so mit einemmal hinweggeschritten und hat zu gleicher Zeit so schlaue Bahn gemacht, daß sie ihm nachfolgen konnten. Besonders der Kirchenhistoriker würde sehr undankbar seyn, wenn er den Namen des Mannes nicht mit Hochachtung nennen wollte, durch dessen kritische Läuterungen ihm so viel Wahrheit gewonnen und noch weit mehr als möglicher Gewinn gezeigt wurde. Zwar wie vielen Fehlern mußte nicht eben der Mann ausgesetzt seyn, der zum erstenmal an die äußersten Gränzen der historischen Kritik fortschritt, der fast in der ganzen Masse von Meinungen seines Zeitalters nichts als Hypothese fand, und doch noch einige Wahrheit herausscheiden sollte? Jurieu'n zum Collegen und zum unversöhnlichen Gegner zu haben, war tägliche Geduldsübung, welche manchen Fehler verzeihlicher macht, und ein großer Schriftsteller, der sich's bewußt ist, wie sehr sein Zeitalter seiner nöthig hat, verwahrt sich selten genugsam vor der Schwäche, einem herrschenden Hange des Publicums zu schmeichlen, um desto allgemeiner gelesen zu werden. Ohnedieß war die Sprache der meisten schönern Französischen Schriftsteller unmittelbar vor den Zeiten Bayle's gar nicht keuscher als der schändlich zusammengesuchte Inhalt mancher Artikel im kritischen Dictionnaire, aber bei einem Manne, wie Bayle, glaubte man keine Säculumsfrivolität befürchten zu dürfen; die Keuschheit seines Privatlebens hat doch selbst Jurieu nicht zu verläumden gewagt.

Philosophie über Geschichte und gesunde historische Kritik sind durch Bayle zuerst ans Licht gebracht worden: aber Reformirte und Lutheraner haben erst geraume Zeit nach seinem Tode der Goldader, welche er zeigte, weiter nach-

gegraben. Erst hat man ihn in manchem widerlegt, was widerlegt werden mußte, und in noch mehrern Dingen, welche nie widerlegt werden konnten, alsdenn mehr ausgeschrieben, als auf die Art benutzt, wie sich ein großer Mann weiter benuzt zu sehen wünschen muß. Zu verwundern ist, daß unter den vielen großen Englischen Gelehrten des damaligen und nachfolgender Zeitalter keiner auf der Spur fortgieng, welche Bayle gefunden hatte, vielleicht daß selbst das gangbare physisch-mathematische Studium hieran Schuld war.

§. 37.

Schicksale der Englischen Kirche nach der Revolution von 1688.

1688 Seitdem Wilhelm III. den verlassenen Thron seines muthlosen Schwiegervaters bestiegen hatte, schien sich die alte Eifersucht der Episkopalisten und Presbyterianer zu verlieren. Die letzteren sahen in Schottland ein Beispiel, wie billig der neue König sey, und konnten die Rückkehr zu Katholischen Mißbräuchen unter einer solchen Regierung gar nicht befürchten, deren eigene Sicherheit auf Behauptung der bisher herrschenden reinern Lehre beruhte. Tillotsons Mäßigung hatte für die Besserung der episkopalisten Gesinnungen vorzüglich wohlthätige Folgen. Nachdem auch die Bischöfe weniger politische Partieführer und mehr Theologen wurden, so verminderte sich ohnedieß der strengere Episkopalismus, und von den Presbyterianern hatten sich so viele Schwärme fanatischer Secten abgesondert, daß der übrige Haufen nicht nur durch seine gemäßigtere Meinungen sondern auch durch manche seiner Lehrer höchst ehrwürdig wurde.

Ueberdieß fühlten beide Partien die Gefahr eines gemeinschaftlichen Feindes, dessen offenbare und heimliche Stöße nicht nur vorübergehend waren, sondern der Kirche und dem Staat zulezt den traurigsten Untergang drohten. Der Anblick

der Cromwellischen Religionstragödie schien in der Seele eines wahrheitsliebenden Cherbury den damals so natürlichen Wunsch, daß doch überhaupt positive Religion gar nicht nothwendig seyn möchte, bis zur täuschenden Ueberzeugung erhoben zu haben, und vielleicht auch einen großen Theil anderer mehr oder weniger edlen Seelen zur bereitwilligern Annahme solcher Meinungen vorzubereiten. Doch die ausgelassenen Sitten am Hofe des wollüstigen Karls II. waren für den größten Theil solcher, deren Beispiel immer am gefährlichsten ist, eine noch weit schnellere Veranlassung, die Christliche Religion bald nicht nur überflüssig sondern auch unrichtig und lächerlich zu finden. Der theologische Untersuchungsgeist lenkte sich deswegen mehr auf Vertheidigung des Ganzen oder auf eine solche Entwicklung der einzelnen Lehren, durch welche dieselben auch der Vernunft als annehmungswürdig erscheinen sollten, und wahrscheinlich trug dieses sehr viel dazu bei, daß wir auch in diesem glänzendsten Zeitalter der Englischen theologischen Litteratur keinen recht entschieden großen Exegeten aufweisen können. Kirchengeschichte und Exegese scheinen nie das glückliche Fach der Engländer gewesen zu seyn, ungeachtet sie in beiden nicht ohne Verdienst sind.

§. 38.

Ueberrest einiger kleinern Streitigkeiten. Balth. Beckers Adämonismus.

Was für ein seltsames Gemische aus so vielen gegen und wider einander wirkenden Ursachen in der Reformirten Kirche am Ende des vorigen Jahrhunderts entstehen mußte. Da waren hie und da noch manche Vertheidiger des strengern Calvinismus, laute Wächter der genauern alten Orthodoxie; in stärkerer Anzahl erschienen Cartesianer und Coccejaner, deren ganze Denk- und Studirart einander so entgegengesetzt

war, daß kein Friede zwischen ihnen statt haben konnte; mitten durch diese Partien hindurch schlich sich hie und da ein hoffnungsvoller Jüngling, fand sich sehr aufgeklärt durch Lesung der Englischen Theologen und selbst auch der Baylischen Schriften, aber das Getümmel auf dem litterarischen Forum war noch zu groß, als daß er hätte hoffen können, vom großen Haufen gehört zu werden. Der kleine Streit, welchen Roell durch seine Meinungen besonders auch von der Zeugung des Sohnes Gottes erregte, änderte im Zustande des Ganzen gar nichts, er wurde nicht einmal eigentliche Controvers, so ganz zur Unzeit, um auch nur einige allgemeine Aufmerksamkeit zu erwecken, war die unnütze Hypothese über eine doch ewig unaufklärbare Sache erschienen. Aber ein Prediger in Amsterdam, Balthasar Becker, schlug eine Saite an, welche mächtiger tönte, und er hätte der Wohlthäter seines Zeitalters werden können, wenn seine Einsichten geläuterter, die Art seiner Hypothese ins Publicum zu bringen, vorsichtiger gewesen wäre.

Die Reformation hatte nehmlich auf wenige Artikel so unkräftig gewirkt, als auf die damals angenommene Meinungen von unserer Verbindung mit der unsichtbaren Welt. Alle damalige Aufklärung fieng von der Bibel an, und wurde gar zu wenig durch Beobachtungen über den natürlichen Lauf der Dinge unterstützt, daß also selbst der Zugang zur schärfer geprüften Einsicht in jene Lehre auch für ein solches Zeitalter hätte schwerer werden müssen, das in seinen äußern Umständen wenigere Veranlassung gehabt hätte, von Hexen und Zauberern und von dem ganzen Einflusse des Teufels auf unsere Welt recht groß zu denken. Von jeher sind auch die Menschen immer nur sehr spät zu den Wahrheiten gekommen, auf welche sie allein historische Kritik führen konnte.

und an sich war es doch nicht ungereimt, dem fleißigen Forscher der Bibel vollends höchst wahrscheinlich, daß unsichtbare böse Geister in einer sehr wirksamen Verbindung mit unserer Welt stehen müßten.

Beckern veranlaßte die Albernheit mancher damals gangbaren Geschichtchen, seine Gemeine in Predigten über diese Materie aufzuklären, und er glaubte wohl anfangs selbst nicht, zu dem Ziele zu kommen, an welchem er sich nach lange fortgesetzten Bemühungen antraf. Hypothesen der Cartesischen Philosophie führten ihn zwar nicht auf seine Meinung, aber bestärkten ihn doch in derselben, und nur ein Mann, dessen ganze Theologie von der Philosophie seines Zeitalters belebt wurde, konnte so willkührlich mit der Bibel verfahren als Becker that. Der laute Ton des Zeitalters war dem Verfasser der bezauberten Welt noch ganz entgegen aber der leise Beifall gieng doch wie ein verrathenes Geheimniß im Stillen herum, und die durch Newton in Schwung gebrachte Experimentalphysik erhub die Beckerschen Meinungen in ein immer milderes Licht, bis endlich Thomasius und Semler das Publicum zu mehrerer Prüfung und zu größerer Kühnheit abhärteten.

§. 39.

Letzte schönste Blüthe besonders der Schweizerischen Reformirten Kirche.

Die schönste thatvolleste Periode der Reformirten Kirche. welche sich von den Zeiten der heftigern Verfolgungen Ludwigs XIV. bis in das erste Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts erstreckt, schloß sich noch mit dem Erscheinen zweier edlen Schweizer, welche gleichsam die mild erquickende Abendröthe des schwülen Sommertags waren.

Selbst in der Vaterstadt des Calvinismus erhob sich ein

Bruderssohn des strengorthodoxen Franz Turretin, erklärte sich unerschrocken für allgemeine Gnade Gottes, und theilte sich nicht mehr so furchsam zwischen Wahrheit und Irrthum als ehedem Amyraut. Ach wie brüderlich er den Lutheranern die Hand reichen wollte, wie schön er Theologie zur Religion zurückführte, wie verständlich und edel seine Sprache war! Sam. Werenfels zu Basel schien ganz sein Zwillingsbruder zu seyn: aber beide blieben doch in ihrem und auch in dem folgenden Zeitalter so einzeln, daß die Nachwelt, um ein schönes Kleeblatt vor sich zu haben, mit einem kleinen Parachronismus Saken noch zu ihnen rechnen wird.

Die Geschichte der Reformirten Kirche in unserm Jahrhundert ist so einschläfernd ruhig, daß es nicht der Mühe werth seyn wird, ihr einen besondern Abschnitt im Grundriß der Kirchengeschichte zu geben. In den vereinigten Niederlanden ist alles abgestorben, denn selbst Alb. Schultens, so viel auch die durch ihn erregte Revolution der Ebräischen Litteratur, in ihrer letzten Anwendung auf die Theologie, nützte, hat doch für sich selbst kaum dazu vorbereitet. Auch England ist weit das nicht mehr, was es ehemals war. Mancher Schriftsteller, welcher für die Religion und Theologie hätte nützlich werden können, hat sich zum politischen Partieschriftsteller bestimmt, und kaum erscheint hie und da ein etwas schätzbarer daurender Beitrag zur Erweiterung der bisherigen theologischen Gränzen. Die Geschichte beider Kirchen ist zwar in dieser Periode nicht ganz leer von Streitigkeiten: aber sie bildeten nicht, sie waren meist nur weitere Beweise von dem, was man sonst schon vom Zustande dieser Kirchen wußte.

Am wenigsten darf man aus Frankreich etwas erwarten; Glück genug, wenn sich so verfolgte Gemeinen hüten, durch

Schwärmerei und Unwissenheit nicht gänzlich aufgerieben zu werden.

Die Teutsche Reformirte Kirche war von jeher nie diejenige gewesen, welche Hauptrevolution machte, sie verschwindet auch in diesem Jahrhundert fast ganz aus der Geschichte, aber ihr Verschwinden ist die erwünschteste Erscheinung, es ist der sicherste Beweis aller aufhörenden Parthiethätigkeit. Die bisher wie Halbbrüder getrennten Protestanten sind hier unvermerkt fast wieder in eine Familie zusammengetreten, nachdem man die Erfahrung gemacht hat, daß nichts den Frieden mehr hindert als wenn man feierlich Friede mit einander schließen will. Der künftige Geschichtschreiber der Kirche des achtzehnten Jahrhunderts wird also Zollikofers ausgebreitet wohlthätige Wirkungen auf unser Zeitalter in der Historie der Lutherischen Kirche erzählen, und die Verdienste der Zürcher Theologen um die Brauchbarmachung und Circulation mancher biblischen Hauptideen werden ihn auf eine angenehme Weise vergessen machen, daß von Genf und Basel keine Stimme mehr gehöret wird.

Geschichte der Katholischen Kirche von den Zeiten der Trienter Syn. bis auf die Constitutionsstreitigkeit 1563 — 1713.

§. 40.

Geschichte der Päbste.

Gegen die ersten Strahlen der Aufklärung, welche von Wittenberg und Genf ausgiengen, hatte sich Rom nach einem beträchtlichen Verlust noch ziemlich glücklich verwahrt, aber jener allmälige Einfluß, welcher bei längerer Fortdauer der Protestantischen Partien unmöglich fehlen konnte, war viel gefährlicher und mußte sowohl in der Dogmatik als in der Hierarchie wenigstens Unruhen erregen, welche glücklich oder

unglücklich geendigt der Römischen Oberherrschaft gefährlich wurden, die sich immer bei einer allgemeinen Lethargie am sichersten erhält. Noch ist also die Geschichte der Katholischen Kirche fast nichts anders als Erzählung der mannichfaltigen Versuche, welche der Bischof von Rom machte, um sein Reich gegen die Protestanten zu vertheidigen oder wo möglich zu erweitern, und noch mehr um die Funken von Protestantismus zu ersticken, welche sich unter seinen Unterthanen entweder freiwillig entzündeten oder aus unserer Kirche gleichsam elektrisch hinübergiengen. Man lernt hier billig zuerst die Succession der vorzüglichsten Könige dieses geistlichen Staats kennen, wenn schon auch hier selten der König der Hauptschauspieler ist, und oft mehr nur sein Name gebraucht wird, als daß sein Ansehen von großer Wirkung wäre.

1573-85 Gregor XIII. der Nachfolger des Dominicaners Pius V. ist durch seinen Kalender verewigt, den man ihm wie die verbesserte Ausgabe des Corp. jur. can. und des Römischen Martyrologiums immer zum Verdienst rechnen möchte, wenn nicht überall die grausame Gewaltthätigkeit des Mannes hervorblickte, der sich der schändlichen Bartholomäusnacht in öffentlichen Feierlichkeiten freute. Das würde sein Nachfolger, der verschmitzte
1585-90 Sixt V. nicht gethan haben, wenn schon auch er seinen Bannstrahl nicht ruhen ließ, und Lust gehabt haben mochte, in der Kirche so strenge zu regieren, als im päbstlichen Kirchenstaat, der durch seine Regentenstrenge sehr gewann. Den letzten päbstlichen Muthwillen gegen Frankreich haben Gregor XIV. und Clemens VIII. ausgeübt; die Gelegenheit war
1595 erwünscht, welche die dasige Ligue und Henrichs IV. Apostasie darboten.

1606 Paul V. zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts versuchte vergeblich eine gleiche Tragödie mit Venedig, Sarpi

demüthigte diesen kindischen Vicegott. Eine frevelhafte Benennung, die er sich geben ließ. Der Nepotismus und eine unpolitische Partheilichkeit ist in dem Leben der Päbste etwas so ganz gewöhnliches, daß man es bei Gregor XV. und Urban VIII. kaum besonders bemerken würde, wenn nicht beides gar zu sichtbaren Einfluß in ihre Regierung gehabt
hätte. Die Päbstin Olympia hat ihrem Schwager Inno= 1646
cenz X. viel Kummer und Schande gemacht, man hätte ihm eher die feierliche Verwerfung des Westph. Fr. und die Verdammung der fünf Propositionen des Jansenius verzeihen können als die unanständige Vertraulichkeit mit seines Bru=
ders Wittwe. Sein Nachfolger Alexander VII. war wohl 1655.
eben so wenig Theolog, aber seine gebrechliche Menschheit äu= 67
ßerte sich nur von einer andern Seite, und er fiel zum schröcklichen Beispiel aller seiner Nachfolger in die rächenden Hände Ludwigs XIV.

Clemens IX. und Clemens X. regierten nur kurze Zeit, und der letztere wurde nur deßwegen vermißt, weil der
strenge Innocenz XI. auf ihn folgte, den der stolze Ludwig, 1676.
selbst in seiner weltlichen Souverainetät, zu Rom kränkte. 89
Man kann doch auch dem Pabst zu viel thun!

Alexander VIII. verglich den größten Theil der Strei= 1689.
tigkeiten, welche sein Vorgänger mit dem französichen Hofe 91
gehabt hatte. Daß Innocenz XII. gegen die Perüken so 1691.
unversöhnlich eiferte, kann bei einem Pabst, der gern Cato 1700
scheinen wollte, nicht auffallend seyn, er muß sich an Kleinigkeiten halten. Innocenz schloß gerade das letztverflossene Jahrhundert, und die Jesuiten sorgten dafür, endlich einmal auch wieder einen Pabst zu bekommen, der Pabst für sie seyn
möchte. Clemens XI., dessen Namen die Constitution Uni 1700
genitus trägt, wurde es zum Unglück der Katholischen Kirche

Im allgemeinen genommen sind doch alle diese Männer besser als die der vorigen Periode, aber dagegen fängt nun die Geschichte der Conclaven an, deren zusammengestellte Schilderungen die schönste Gallerie der tiefsten Italiänischen Arglist ausmachen würden. Die Päbste dieser Periode sind offenbar bessere Menschen gewesen, als die der vorigen, aber sie standen immer doch noch größtentheils gegen viele bessere und edlere Gelehrte der Katholischen Kirche gar weit zurück, und es mußte durch das Zusammentreffen unzähliger zufälliger Umstände geschehen, wenn ein redlicher gelehrter Mann auf diesen hohen Stuhl zu sitzen kam. Wie es sich doch ereignet haben mag, daß der heil. Geist im Conclave nie für einen Jesuiten entschied, überhaupt die Italiäner so in Affection nahm, daß kein Pabst aus irgend einer andern Nation gewählt wurde?

Mit dem Fortrücken eines jeden halben Jahrhunderts zeigte es sich nun immer deutlicher, daß der Pabst ein Ding sey, das für das mittlere Zeitalter ganz gut passen mochte, aber bei erweiterter Aufklärung entweder seine Gestalt allmälig ändern, oder endlich allen Hohn einer altmodischen Tracht erfahren mußte. Die Griechen unter dem Druck habsüchtiger Bassen sind wohl nicht unglücklicher, als die Einwohner des Kirchenstaats. Das schöne Land sieht auch heutzutag wie ein Land des Fluches aus. Kann es anders seyn? Alle Jahrzehend werden neue Blutigel angesetzt. Ein neuer Pabst, neue Nepoten, die sich bei der wahrscheinlich nur kurzen Lebenszeit ihres Vetters beeilen müssen.

§. 27.

Streitigkeiten über die Lehre von der Gnade. Mich. Bajus. Die Congregat. zu Rom.

Schon auf der Synode zu Trient muß es manchen Theo-

logen gekränkt haben, die Jesuiten dem Ohr des päbstlichen Legaten immer so nahe zu sehen, und wenn er vollends ein Universitätsgelehrter war, so kannte er schon die Gesinnungen dieser neuen Herrn, deren um sich greifender Ehrgeiz durch keine ehrwürdig alten Gesetze beschränkt und selbst auch nicht bei dogmatischen Wahrheiten durch längst auctorisirte Lehrerstradition zurückgehalten wurde.

Michael Bajus, Prof. der Theologie zu Löwen, hatte dem Spiel in Trient selbst eine Zeit lang zugesehen, aber es war ihm ein Gräuel auch nur in die scholastischen Spitzfindigkeiten sich einzulassen, wie viel unerträglicher, die Theologie zum Spiel der Politik und des Ehrgeizes zu machen. Die Ordenspfaffen aber — es seyen nun die Franziskaner allein aus Privathaß oder die Jesuiten mit ihnen im Bunde gewesen — fanden bald eine Ursache an dem redlichen, gelehrten Mann, sie machten ihn zum Ketzer in Rom, und Pius V. scheint nicht geglaubt zu haben, daß man beide Theile hören müsse, ehe man ein Urtheil fällt. Auf einer Universität König Philipps II., so ganz in der Nähe des Herzogs von Alba, der Ketzerei verdächtig werden, war mit gar zu sichtbarer Lebensgefahr verbunden, als daß sich nicht Bajus der päbstlichen Sentenz hätte unterwerfen sollen, deren Sinn ohne dieß oft so unverständlich oft so vieldeutig war, als ob ein unwissender Concipist den Punct nie recht zu treffen gewußt hätte, bei welchem die strengen Augustinianer, wie Bajus, gefaßt werden mußten.

Selbst die monophysitischen Streitigkeiten haben sorgfältig entwickelt nicht so viel unaufklärbares als die verschiedenen Hypothesen von der Gnade, vom freien Willen des Menschen und vom Verhältnisse des menschlichen Willens zum Werk der Bekehrung, durch welche Bajus, die Dominicaner, und

andere Freunde des Augustinus von Jesuiten, Franciscanern und manchen minder berühmten Parthien oder Parthieführern sich unterschieden. Wohl ist im allgemeinen wahr, daß sich letztere dem Semipelagianismus näherten, so wie erstere den alten Afrikanischen Ideen treuer blieben: aber es ist gewöhnlich nur halbe Wahrheit, was so im Allgemeinen gesagt wird, und es ist zu wenig unterrichtend, gerade weil es zu allgemein ist.

Im summarischen Grundriß der Kirchengeschichte sind deßwegen die sonst hier berühmten Namen der Jesuiten, Leß, Hamel und Molina höchst unnütz: es mag lehrreicher seyn nachzuforschen, warum diese Streitigkeiten über die Lehre von der Gnade so hartnäckig lange fortdauerten, und wenn man so eben ihrem letzten schwachen Glimmen zusehen zu können glaubt, plötzlich wieder mit furchtbarerer Gewalt unter der Asche hervorschlugen.

Leider ist es nehmlich hier erste höchst wahre Bemerkung, daß selbst die Dunkelheit, in welche die Hauptstreitfragen verwikkelt seyn mußten, zum ersten heftigern Ausbruch und zur Fortdauer desselben nicht wenig beitrugen. Nicht als ob diese Dunkelheit größerer Reiz für die Forschbegierde der Menschen geworden wäre, sondern in einem solchen Nachtgedränge, als bei Streitigkeiten dieser Art ist, mischt sich mancher unter den Haufen, der bei verständlichern Controversien den Beruf hinwegzubleiben ohne fremde Erinnerung in sich selbst empfunden hätte. Selbst dem scharfsinnigsten, friedfertigsten Manne ist es unmöglich bei solchen Streitfragen die Partheien aus einander zu setzen, oder wenigstens die edlere beider Partheien gegen einander aufzuklären. Noch war überdieß Ordens- und Lehrersautorität dabei im Spiel; man focht eigentlich für die Autorität des Augustinus, indeß man für die

reine Lehre von der Gnade zu streiten glaubte. Die Dominicaner sahen ihren Thomas von Aquino Noth leiden, dessen Ansehen sie so lange glücklich gegen seinen Franciscaner Nebenbuhler Duns Scotus behauptet hatten. Wenn sich sonst bei Entstehung einer theologischen Streitigkeit zwei noch so große Partheien gegen einander gebildet haben, so werden doch beide, bald oder spät, im allgemeinen Wirbel politischer und kirchlicher Revolutionen gegen einander aufgerieben oder lernen sich neben einander passen: aber ein Orden stirbt nicht aus, und die Maximen, wodurch er sich von andern seines gleichen scheidet, gehören meist so nahe zu seiner ganzen Existenz, daß man sie gleichsam den Hauch seines Lebens nennen könnte. Mischt sich endlich noch der geistliche Despot in eine solche Streitigkeit, durch welche sich seine Freunde entzweit haben, so ist vor dem gänzlichen Tode einer oder der andern Parthei an das Aufhören der Streitigkeit gar nicht zu denken, und da sich wenigstens das Angedenken der Controvers aus der Kirchengeschichte nicht vertilgen läßt, so erwärmt sich wieder hie und da einer in nachfolgenden Zeiten durch Lesung derselben, und selbst die schreienden Ungerechtigkeiten, ohne welche sich die gänzliche Unterdrückung einer oder der andern Parthei nach dem gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge gar nicht erwarten läßt, flößt neuen Widerspruchsgeist und neuen Eifer für die alten Meinungen ein.

Es war deswegen gerade erst der Anfang zum vollen 1598
Ausbruch der Streitigkeiten über die Gnade, als Clemens VIII. eine Congregation niedersetzte, zu untersuchen, was er, der untrügliche Depositair aller dogmatischen Wahrheit, mit einem Augenblick hätte sollen überschauen und richten können. Vierzehn Jahre lang untersuchte man zu Rom, und Clemens allein ließ hundert Sessionen halten, um endlich

einmal dieses Chaos aufzuklären, aber Paul V. fand immer die Sache doch noch so verwickelt, daß auch selbst er endlich nach sechsjährigem Besinnen, vielleicht selbst auch in Rücksicht auf den schnellen Tod seines Vorgängers Clemens, am
1611 rathsamsten fand, beiden Partheien Stillschweigen aufzulegen. Es ist kein Wunder, wenn die niedergesetzten päbstlichen Commissarien bei diesen Congregationen manchmal eingeschlafen sind. Man handelte ja nicht von Prälaturen und Beneficien, und sie wurden so unaufhörlich durch die Drohungen und Vorstellungen beider Theile geängstigt, daß sie nichts mit mehrerer Sicherheit thun konnten als schlafen. So beleidigten sie weder den König in Spanien, der sich der Dominicaner annahm, noch den König in Frankreich, der mehr für die Jesuiten war. So konnten weder die Herrn von der Inquisition klagen, noch Lojola's Söhne über die Undankbarkeit des Römischen Stuhls seufzen, und beide Partheien hatten während des Processes oft genug die Entschließung gezeigt, sich nicht anders als unter den Ruinen des päbstlichen Throns begraben zu lassen. Ueberdieß erlitt auch Paul V. durch den Proceß mit den Venetianern solche heftige Stürme, bei welchen er keine jener beiden Gnadenpartheien sorgfältig genug schonen konnte.

§. 42.

Streitigkeiten Paul V. mit Venedig. Sarpi.

Eine kleine Italiänische Republik machte den Anfang der Revolution, welche nachher die Französischen Gelehrten mit so abwechslendem Glück zu befördern suchten, und die Kaiser Joseph II. zum ewig daurenden Wohl des ganzen cultivirten Europa endlich vollenden zu können schien. Paul
1605 V. hatte nehmlich kaum den päbstlichen Thron bestiegen, so wollte er die Venetianer mit väterlichem Ernst zurechtweisen;

sie, die ein paar Geistliche, wenn schon wegen abscheulicher Verbrechen hatten gefangen nehmen lassen, und auch in Ansehung der Klöster und Vermehrung der Kirchengüter einige Verordnungen gemacht hatten, die dem Wohl des kleinen Staats fast unentbehrlich waren, und in einem kleinen Staat leichter durchgesetzt werden konnten als in einem großen. Nach den gewöhnlichen Complimenten zwischen dem Pabst und der Republik, wodurch man sich in einem solchen Falle zu verwahren sucht, schlug endlich der unvorsichtige Bischof zu Rom mit Bann und Interdict darein, und träumte sich vielleicht schon eine solche Souverainetätsfeierlichkeit, als Clemens VIII. genossen hatte, da die Gesandten König Heinrichs IV. zu seinen Füssen lagen. Wußte der gute Pabst nicht, daß kleine Herrn immer trotziger sind als große, daß Aristokraten schwerer ihren Nacken beugen als ein König, daß Venedig näher bei Rom liegt als Paris, also dort der Pabst leichter als Mensch gesehen wird? Der Venetianische Senat fand auch in dieser Sache an seinem Theologen, Paul Sarpi, einen Rathgeber, wie selbst Ludwig XIV. nie gefunden hat, aber auch nicht werth war zu finden. Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Bescheidenheit, feine Gabe des Vortrags vereinigten sich in diesem Manne so außerordentlich, daß man nicht wußte, ob einzelne dieser Talente mehr zu schätzen oder ihre schöne Verbindung mehr zu bewundern war. Unter allen nachfolgenden Vertheidigern der Kirchenfreiheit gegen die päbstlichen Usurpationen hat keiner den päbstlichen Thron so in seinen stärksten Grundsäulen erschüttert, keiner, selbst dem Auge des Volks so sichtbar, katholische und päbstliche Religion geschieden, keiner so herzhaft und demüthig zugleich gesprochen, daß er für das verschiedendste Publicum gleich nützlicher Schriftsteller war, als dieser Servite. Seine Geschichte der Trientschen Synode ist ein bis-

her noch unerreichtes Muster, wie man geheime Wunden aufdecken muß. Was er sonst zur Erläuterung mancher Materien der Kirchengeschichte oder die wechselsweisen Rechte des Regenten und der Kirche zu bestimmen geschrieben hat, trägt immer das Gepräge eines frommen, aufgeklärten Genies. Wehe dem, der einen solchen Mann zu verurtheilen im Stande ist, weil er nicht feierlich zur Genfischen oder Wittenbergischen Partie übertrat.

Wunden, die so geschlagen wurden, als Sarpi dem Pabst schlug, heilen nie mehr, und Sarpi's Zeitgenosse, Edmund Richer, Syndikus der Universität Paris, ließ seiner Seits nichts fehlen, daß sie frisch erhalten wurden.

§. 43.

Zustand der Teutschen Kathol. Kirche.

Dieser letztere aber, der erste unerschrockneren Vertheidiger des aristokratischen Kirchensystems, wurde ein trauriges Beispiel für alle seine Nachfolger, wie leicht ein König diejenigen aufopfert, welche seine Rechte vertheidigen, wenn er andere, ihm itzt augenblicklich wichtige, Vortheile zu erhalten sucht. Richelieu war zwar kein Freund des Pabsts, aber wenn er einen Cardinalshut für seinen Bruder wollte, so war ihm doch der Pabst nothwendig, der arme Patriot wurde also preisgegeben.

In Teutschland, wo das Zusammenwohnen der Katholiken und Protestanten den ersteren mehr Aufklärung hätte verschaffen sollen, als den Katholiken anderer Länder, wurde das Pabstthum gerade zu der Zeit immer drückender, da Italiäner und Franzosen das Joch abzuschütteln suchten. Sarpi lebte noch, als die siegreichen Heere Kaiser Ferdinands II. den Protestanten den Untergang drohten, und die Principien der Dillinger Jesuiten machen mit den Meinungen Richers

einen Contrast, bei welchem der Teutsche, ohne lächerlich zu werden, von seinem Freiheitssinn gar nicht sprechen darf.

Die Teutsche Katholische Kirche läuft hier am besten parallel mit der Spanischen, nur daß die erstere in ihrer ganzen Verfassung fast noch mehrere Keime des Verderbens hatte als letztere. In Spanien konnte es doch noch gelehrte Bischöfe geben, Anton Augustin war nicht der einzige und nicht der letzte seiner Art: aber wo war in der ganzen Periode, von der Synode zu Trient bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, ein einziger Teutscher Bischof, der auch nur ohne einigen Mißbrauch des Worts ein gelehrter Theologe heißen konnte. Die Fürstensöhne nahmen die Bisthümer hinweg, als ob die Kirche für ihre Appanagen zu sorgen hätte. Der Adel verdrang vollends die Doctoren aus allen Capiteln, und weil dem Fürstensohn selten an einem Bisthum genug war, dessen Einkünfte sich durch die Reformation etwa geschwächt zeigten, so gab man ihm gegen alle Kirchengesetze mehrere zusammen, oder wurde eine benachbarte reiche Abtei das Opfer seiner Verschwendung. Philipp Christoph von Soetern, Erzbischof von Trier, war doch ein feiner Bischof; die Mönche von St Maximin können es am besten aus ihrer Chronik erzählen.

So war also in Teutschland Religion und Theologie ganz in den Händen der Jesuiten. Bekanus war der Dogmatiker, Busenbaum der Moraliste, Gregor von Valenza, Gretser, Tanner, Keller waren die Häupter der Polemiker, und als ob wir Teutsche gerade die schlimmsten von diesem schlimmen Orden haben sollten, so war doch kein einziger Teutscher Jesuit, welchen damals Sirmond, Petav, und andere große Mitglieder dieses Ordens in

Frankreich, mit Freuden als ihren Bruder hätten erkennen mögen.

Kein Ordensgeistlicher und kein Weltgeistlicher zeichnete sich unter den Teutschen durch Gelehrsamkeit oder durch freiere edlere Gesinnungen aus. Unter keinem Orden entstand in Teutschland eine Reformation, wie die so nützliche Congregation des heil. Maurus in Frankreich war; nicht einmal neue als nützlich erprobte Stiftungen, wie sich die PP. Oratorii zeigten, konnten bei uns emporkommen. Der Pabst bewies auch, daß er wisse, was er seinen Söhnen im Reich des Gehorsams zutrauen dürfe. Sie machten ihm nicht einmal mit ihren Unionsprojecten viel Kummer; denn gewöhnlich hatten die Protestanten alle Ursache, sich zuerst zu widersetzen. Auch der Teutsche Katholik muß Gustav Adolfs Angedenken segnen, was wäre zuletzt auch aus seiner politischen und religiösen Freiheit geworden, wenn der ehrgeizige und abergläubische Ferdinand II. gesiegt hätte.

§. 44.

Jansenistische Streitigkeiten.

Die Eifersucht des Römischen Hofes über die kirchenhistorische Freimüthigkeit der Richers, du Pin und anderer war noch nicht gestillt, auch die kleineren Bewegungen waren noch nicht beruhigt, die das berühmte Werk von Marka veranlaßte, als über dem Buch eines verstorbenen Nieder-
1641 ländischen Bischofs ein neuer Zwist entstand, dergleichen die alte Kirche nie einen einheimischen Streit gehabt hat. Das Buch selbst, wie es bei den meisten Begebenheiten gieng, welche aus kleinen Ursachen entstanden, war zwar mehr nur Gelegenheit eines recht feierlichen Ausbruchs längst verborgener geheimer Gährungen: aber es traf doch alles so zusammen, diese Gelegenheit zur rechten Todesepoche des Pabstthums zu ma=

chen, und den geistlichen Despoten fühlen zu lassen, daß er, auch unterstützt von der Macht seines erstgebornen Sohnes, über Menschen, welche Wahrheit kennen gelernt haben, unmöglich siegen könne.

Corn. Jansen, Bischof von Ypern, empfahl bey 1638
seinem Tode einigen seiner Freunde die Ausgabe eines Werks, an welchem er vierzig Jahre lang mit allem dem Eifer gearbeitet hatte, den Partiegeist und erregte Gewissenhaftigkeit einflößt. Jesuiten und Dominicaner, Lehrer von den entgegengesetztesten Meinungen im Artikel von der Gnade, schützten sich nämlich immer beiderseits mit dem Ansehen des Augustinus, und es schien deßwegen der Mühe werth, daß einmal ein Mann von redlichem Fleiß und ausdaurender Gedult den unsystematischen Afrikaner recht durchstudire und seine Grundideen zusammenstelle. Nur sahen die Jesuiten gerade diesen Bischof sehr ungerne bei einer solchen Arbeit. Er war nie ihr Freund gewesen, und wenn ein Mann von so unbescholtener Frömmigkeit als Jansen war, Resultate eines vierzigjährigen Fleißes der Welt vorlegte, so hatte die Arbeit Credit. Wahrscheinlich aber haben doch erst die Jesuiten mit ihren Kabalen dem Buche noch ein größeres Aufsehen verschafft. Die guten Väter vergaßen nehmlich die erste Regel polemischer Klugheit, die Welt nicht durch Gegenwehr aufmerksam zu machen. Hätte wohl ein schwerfällig geschriebener Foliant, wie Jansens Augustin war, viele Leser gefunden, wenn nicht die Lesung desselben durch ein Jesuitisches Decret der Römischen Inquisition verboten worden wäre, wenn nicht die Jesuiten den Cardinal Richelieu heimtückisch ins Spiel gezogen hätten, um eine eigne Bulle von Urban VIII. auszuwirken, worinn diesem Werk heterodoxe Meinungen zugeschrieben wurden.

Ungeachtet der entschiedenen Abneigung des Premierministers gegen Jansen und seinen Freund den Abbt von S. Cyran schloß sich aber doch die Sorbonne an die theologische Facultät zu Löwen an, und die Jesuiten würden Mühe gehabt haben, dem Pabst eine bestimmtere Verdammung des verläumdeten Buchs abzulocken, wenn nicht Olympia Pabst
1653 gewesen wäre. Innocenz X. verurtheilte fünf Sätze, die in dem Buch stehen sollten: aber diese fünf Sätze waren falsch oder wahr, je nachdem man sie erklärte. Die Freunde des Jansenius trösteten sich also, der Pabst habe diese Sätze im erstern Sinn vor Augen gehabt, Jansenius aber habe sie im letztern Sinne geschrieben; über Wahrheit der Glaubenssätze sey der Pabst untrüglicher Richter, aber ob diese Sätze in diesem verworfenen Sinne bei Jansenius sich fänden, könne der Pabst nicht gültiger entscheiden, als jeder Leser für sich.

Eine Ausflucht, die kaum drei Jahre lang half. Alexander VII. erklärte, daß Jansen diese fünf Sätze wirklich in ketzerischem Sinne niedergeschrieben habe, und jeden Widerspruch zu ersticken, wurde in Frankreich unter geistlicher und weltlicher Autorität ein Eid aufgesetzt, worinn jeder der ein geistliches Amt erhalten wollte, dem längst in höhere Sphären entrückten Jansenius ein Anathema nachrufen mußte.

Ein schönes Schauspiel, wie sich nun alle in Frankreich empörten, welche Empfindung für Kirchenfreiheit, und Liebe zu Augustinischer Theologie, oder auch nur redlichen Eifer für Gottesfurcht hatten. Der fromme Pascal spottete über die Jesuiten so schön und so treffend wahr, als vor und nach ihm niemand gethan hat. Arnaud war so unermüdet, daß dasjenige Publicum, das immer nur dem Recht gibt, der das letzte Wort behält, unmöglich den Jesuiten beitreten

konnte, und gegen den Verdacht, sich den Reformirten genähert zu haben, vertheidigte er sich so, daß leider die Wahrheit nichts dabei gewann. Auch Nicole war ihm hierinn gleich, wie es überhaupt bei dem weitern Fortgang dieser Streitigkeit immer Charakter der Jansenisten blieb, heftig gegen die Calvinisten zu polemisiren. Portroigl war lange Zeit der Hauptsitz dieser unterdrückten und unter dem Druck immer emporstrebenden Partie. Manches schöne für die Litteratur höchst nützliche Werk wurde hier geschrieben, und ein Geist des ernstlichern Religionseifers floß von hier in die ganze Französische Kirche aus, der vielleicht mehr in den Gränzen vernünftiger Religion geblieben wäre, wenn ihn nicht Jesuitischer Leichtsinn immer mehr gereitzt hätte.

Traurig, daß alle diese großen, wahrhaftig frommen, wahrhaftig gelehrten Männer zwar gegen den Irrthum aber nicht für Wahrheit gestritten haben, und endlich ganz in den Fanatismus verfielen, der in den Umständen einer jeden unterdrückten Partie so natürlich liegt.

§. 45

Jansenische Kirche in den Niederlanden. Ludwigs XIV. abwechselndes Kirchenrecht.

Clemens IX. glaubte ein Mittel gefunden zu haben, die 1669 päbstliche Autorität und das geängstigte Gewissen der Portroialisten mit einander auszusöhnen. Die Jesuiten aber suchten vollständigen Sieg, Jansenius fünf Sätze sollten von jedem unbedingt verdammt werden, und Ludwig XIV. zu dessen Herz die guten Väter mehr als einen Zugang gefunden hatten, freute sich seines königlichen Ansehens, das er in der Dogmatik eben so geltend machen könne als im Felde. Voll Verzweiflung zog sich die unterdrückte Partie ganz nach den Niederlanden, sammelte sich hier eine eigene Kirche, und

gab das erste Beispiel einer ächt katholischen Kirche, die fortdaurend keine Gemeinschaft mit dem Römischen Stuhl hat.

Ludwig XIV. that so viel ungerechtes, um den Haß der Jesuiten und des Pabsts gegen die Jansenisten zu befriedigen, und pochte zu gleicher Zeit dem Pabste so sehr, daß man glauben sollte, er habe recht planmäßig alles Dogmatische preiß gegeben, um nur Souverain der Hierarchie zu wer-
1678 den. Aber ein Regent, der bloß nach Passionen und augenblicklichen Bedürfnissen handelt, kann keinen Plan haben, es ist ihm vielleicht um Erweiterung seiner Regalrechte, aber nicht um gesichertes richtiges Verhältniß des Staats und der Kirche zu thun. Er that gerade nur so viel, daß der Pabst sah, was er thun könnte; seine Geistlichkeit mußte sich
1682 versammeln und vier Sätze abfassen, welche wenigstens den gröbsten curialistischen Irrthümern steuern. Bossuet mußte darüber commentiren und wenn Launoy noch gelebt hätte, würde er noch emphatischer darüber commentirt haben, aber was war das Ende — daß es beim schreiben und sagen blieb, daß der Pabst, so bald er sich mit den Jesuiten ausgesöhnt, wieder so unumschränkt in Frankreich befehlen konnte als vorher.

Es war unmöglich, daß eben der Ludwig, der Dragoner aussandte die Hugonotten zu bekehren, die Katholische Kirche seines Reichs vom Druck des päbstlichen Jochs befreien konnte; zwei so ungleichartige Früchte reifen nicht leicht in einer Seele. Der sanfte, edle Fenelon hat es ungefähr zehen Jahre nach dem Streit, den Ludwig wegen der
1697 Quartiersfreiheit mit dem Pabst führte, traurig genug erfahren, wozu die Hofpartie und selbst auch ein Bossuet den Pabst noch immer brauche, warum also unter solchen Regierungen keine wahre Freiheit zu erwarten sey.

§. 46.

Neuere Mystiker der Kath. Kirche.

Nach der allgemeinen Analogie der ganzen Kirchengeschichte erzeugte sich in edlern, wahrheitbegierigen Seelen immer mehr Liebe zur Mystik, je mehr die große Geistlichkeit in Streitigkeiten versank, Religion und Theologie zum Spiel ihrer Passionen und ihrer gelehrten Muße machte. Selbst den Abbt de la Trappe darf man als ein Phänomen dieser Art hieher rechnen, wenn er schon nicht eigentlicher Mystiker war. Noch gewisser sind Molinos, Bourignon, Guyon, lauter Erscheinungen eben derselben Art, nur den wichtigen Unterschied mit eingerechnet, welchen Geschlecht, Nation, Erziehung und Umgang bei niemand so kennbar machen als bei Mystikern. Der Spanier scheint weit weniger mystische Schwatzhaftigkeit gehabt zu haben, als diese zwei Französischen Frauenzimmer, und seine Schrift war weit nicht mit der dreisten religiösen Sinnlichkeit geschrieben, der sich Mystikerinnen so oft überlassen, ohne zu wissen, daß sie sich nicht dem Geiste Gottes, sondern ihrem eigenen überlassen haben.

§. 47.

Chinesisches Missionsinteresse.

Wie von den Streitigkeiten des Michael Bajus an bis auf die des Fenelon herab die Jesuiten immer öffentlich oder versteckt eine Hauptrolle spielten, und durch die Hand des großen Ludwigs den Pabst oft demüthigen oft erheben ließen, so trieben sie auch durch die Missionen ihr Spiel in den andern Welttheilen, und ehe Paraguay recht benutzt werden konnte, war es nirgends mehr der Mühe werth als in China, dem aufgeklärtesten Reiche Asiens.

Sie schlichen sich hier als Gelehrte ein, spielten erst

den Mathematiker, um nur allmälig in ihre theologische Urgestalt sich wieder zu verändern, und auch dieser gaben sie eine solche Form, daß sie den Chinesern nicht auffallend seyn konnte. Sie nahmen so viel von den eigentlichen Religionsgebräuchen der Chineser an, als ob es bloße bürgerliche Ceremonien wären, daß man nicht wußte, ob sie die Chineser für das Christenthum gewinnen, oder sich als versöhnte Freunde des Chinesischen Aberglaubens zeigen wollten. Die anderen Missionarien mögen vielleicht manches, geblendet durch Eifersucht, noch im strengern Lichte betrachtet haben, als es betrachtet zu werden verdiente, aber wie glaublich ist es, daß der Jesuit auch in Asien Jesuit war, allen alles zu werden suchte, um von allen alles zu erhalten. Als wenigstens ihre Sache vor den heiligen Stuhl zu Rom kam, bewiesen sie sich ganz als diejenigen, welche sie ihre ganze Existenz hindurch waren, gehorsame Söhne des heiligen Vaters, wenn er thut was seine Söhne wollen, und dreiste Rebellen, wenn er Unterwürfigkeit verlangt. Clemens XI. sonst Freund dieser arglistigen Väter, wollte nachdem der Streit fast ein Jahrhundert lang gedauert hatte, endlich alles ins klare setzen, schickte einen Commissair, Karl Tournon, nach China, mit unbe-
1705 dingter Gewalt zu untersuchen und zu richten, und eine Eidesformel wurde entworfen, welche künftighin jeder Missionar beschwören sollte, um die Vermengung solcher heidnischen Religion mit der Christlichen zu vermeiden. Tournon starb im Gefängniß in China als Märtyrer der päbstlichen Hoheit, welche er gegen die Jesuiten hatte behaupten wollen.

Die Missionengeschichte ist unstreitig einer der traurigsten Abschnitte der Römisch Katholischen und Protestantischen Kirchengeschichte. Bei Protestanten fehlt es an Eifer, und dem wenigen Eifer, der noch da ist, an aufgeklärter Richtung.

Man setze sich unparteiisch in die Lage eines Juden und frage sich, ob man durch einen Callenbergischen Missionar gewonnen worden wäre, oder man lese die Tranquebarischen Missionsberichte, und entscheide, ob die Missionarien mehr zu bedauern seyen, welche ihre Sachen so ungeschickt anfangen, oder die armen Malabaren, mit welchen so ungeschickt angefangen wird. Noch haben sich bisher unter Protestanten die Herrenhuter um die Ausbreitung des Christenthums durch Missionen am verdientesten gemacht, wenn schon auch bei genauerer Betrachtung ihrer Bemühungen die Freude oft nur darinn besteht, daß doch etwas geschehen ist.

In der Römisch Katholischen Kirche geschieht mehr für die Ausbreitung des Christenthums als bei den Protestanten, weil der Mensch gewöhnlich da eifriger ist, wo er um sein selbst willen, als wo er um Gottes willen handelt. Aber hat nicht diese selbstsüchtige Art das Christenthum zu predigen, demselben in manchen Ländern den Zugang auf ewig versperrt? Wie gieng es in Japan? Was hat auch in China zu den vielen oft höchst traurigen Katastrophen der Bekenner des Christenthums beigetragen? Wie mancher gerühmte Proselyt der Römischen Kirche war weiter nichts als ein Bettler, der sich, um ein Stück Geld zu erhalten, Heuchelei auf eine kurze Zeit erlaubt hielt. Wenn endlich nur Christus gepredigt würde, es geschähe aus redlichen oder selbstsüchtigen Absichten; aber ist es Christliche Lehre, welche die Römischen Missionarien predigen, oder wird bloß heidnischer Aberglaube mit Römischem umgetauscht?

§. 48.

Streitigkeiten über Quesnels N. T. Constitution Unigenitus.

Die Chinesischen Missionsstreitigkeiten waren zu Rom noch in ihrer größten Gährung, als die Jesuiten einen an=

dern Gegenstand ihres rachgierigen Ehrgeizes in Frankreich fanden, bei welchem sie den Pabst glücklicher auf ihre Seite zogen, aber am Ende doch wieder noch unheilbarere Wunden litten, als bei Verkezerung des Jansenschen Augustinus.

Einer der gelehrtesten Presb. Orator. in Frankreich, Paschasius Quesnel, schrieb veranlaßt durch einige Berufsarbeiten, welche er in seiner Congregation hatte, einen kurzen praktischen Commentar über das N. T., worinn er die Hauptmomente der Christlichen Lehre, so wie sie damals ein Katholik auffaßte, gewiß nicht mit Schonung der Protestanten darlegte. Das Buch wurde unter tausendfachem Segen gelesen, von vielen Bischöfen gebilligt, in ihren Diöcesen empfohlen, fast vierzig Jahre hindurch ohne Bedenken immer wieder neu aufgelegt, verbessert und selbst vom Pabst als ein treffliches Buch anerkannt.

Den Jesuiten aber war es unangenehm, den Ruhm der Frömmigkeit eines Mannes so allgemein ausgebreitet zu sehen, der es durch seine Ausgabe der Werke Leo des Gr. gar nicht verdient hatte, daß ihn der Pabst lobte, und noch weniger in den Jansenistischen Streitigkeiten als Jesuitenfreund sich bewiesen. Ihr Unwille wurde noch mehr gereizt, als der Erzbischof von Paris, Card. von Noailles, durch ein eigenes bischöfliches Mandat das Quesnelische Neue Testament empfahl; zwei Feinde konnten sie itzt mit einem Schlage treffen, solche Gelegenheiten kamen zu selten, als daß sie dieselbe hätten vorbeilassen können.

Erst ließen sie nur böse Gerüchte gegen das Buch gleichsam im Dunklen schleichen. Je stiller diese umherschleichen, desto größer ist meistens der Schade, aber Quesnel und sein Buch waren zu gekannt, als daß stille Verläumdung hätte

schaden können; man sah wohl, was mit dem theologischen Pasquill Probleme ecclesiastique gemeint sey.

Mit Mühe gewannen sie endlich einen Französischen Bischof, der in einer eigenen Pastoralinstruction gegen das Quesnelische Testament sich erklärte. Es blieb aber noch lange Zeit bei dem einen, und der erste, der sich seiner schlechten Gesellschaft nicht schämte, war der Römische. Clem. XI. ließ fünf Jahre nach dem Erscheinen jener Pastoralinstruction ein Breve nach Frankreich ergehen, das nicht länger zweifeln ließ, was für ein Geist ihn regiere. Das Breve wurde zwar nicht angenommen, aber es bahnte doch dem Beichtvater des Königs, dem Jesuiten Tellier den Weg, noch ein paar Bischöfe gegen den Card. von Noailles aufzuwiegeln, und das Geschrei allgemeiner zu machen. Man wollte den frommen edelmüthigen Cardinal erst nur um seinen Credit bringen. Das Publicum beurtheilt jede Sache fast unvermeidlich nach der Person ihrer Vertheidiger, daß also jeder Angriff auf ein Buch verdächtig scheinen mußte, das der rechtschaffene Noailles nebst vielen andern Bischöfen so feierlich gebilligt hatte.

Endlich zu Ende des Jahrs 1713 war es Zeit, den Bannstrahl aus dem Vatican zu Hülfe zu nehmen, dem König selbst war dieser Wunsch von seinem Jesuitischen Beichtvater eingeflößt worden, und am Grabe seiner Dauphins war er für jede Vorstellungen seines Tellier und seiner frommen Maintenon weichmüthig genug. Die Constitution Unigenitus erschien.

§. 49.

Gerade hundert und eine Ketzerei hatte der Pabst Clemens XI. in dem Quesnelischen N. T. ausgezeichnet, und gerade immer nur diejenigen Sätze als ketzerisch befunden, welche schon in dem ersten verunglückten Jesuitischen Pasquill

dafür ausgegeben worden. Die Lesung jener Jesuitischen Schrift aber muß dem Concipisten der päbstlichen Constitution noch sehr lebhaft neu gewesen seyn, denn oft selbst die Ordnung der verurtheilten Sätze richtet sich nach jener Schrift. Es leuchtet wohl überall hindurch, daß Quesnel des Jansenismus verdächtig seyn sollte, aber bei manchen der veurtheilten Propositionen möchte man sich doch erst Jesuitischen Scharfsinn wünschen müssen, um den Ort zu finden, wo der Gift verborgen liege. Die ganze Constitution sah so aus, als ob die Jesuiten, ihre Verfasser, mit der Katholischen Christenheit eine Probe hätten machen wollen, wie weit noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihr blinder Gehorsam gehe, und die Art, wie die Constitution in Frankreich kraft der Veranstaltung des königlichen Beichtvaters aufgenommen werden mußte, war die beissendste Satyre auf die gerühmten Freiheiten der Gallicanischen Kirche.

Der Cardinal von Noailles that, was wahrscheinlich auch Fenelon in ähnlichen Umständen gethan haben würde; aus Furcht vor einem Schisma ließ er sich die Verurtheilung des Quesnelischen Buchs gefallen, aber die Constitution wollte er nicht annehmen, sie war seiner Ueberzeugung nach den Rechten der Französischen Kirche, so wie sie angenommen werden sollte, gar zu nachtheilig. Der zwei und siebzigjährige Greis aber mußte sich endlich doch noch gefallen lassen, was der Mann von gesunden und muntern Kräften standhaft abzuschlagen Muth genug gehabt hatte.

Es ist ein lehrreicher Anblick für die Könige und für
1715 die Hoftheologen, wie Ludwig XIV. zwei Cardinälen, die neben seinem Sterbebett standen, die Gewissensfrage vorlegte, ob sie ihn nicht in die Constitutionsstreitigkeit zu tief hinein-

geführt hätten. Sie ermahnten den König, ruhig zu sterben, er habe nur den Willen des Pabsts und der Bischöfe erfüllt.

§. 50.

Verdienste der Jesuiten um theol. Gelehrs. Rich. Simon.

Die ganze Geschichte der Katholischen Kirche ist demnach seit den Zeiten der Trienter Synode bis in das erste Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Jesuitische Kabale, und wenigstens als Theologen betrachtet, waren sie weit nicht die gelehrtesten der Katholischen Kirche, sondern gerade eben der Orden und eben die Congregation, welche sich um die ganze Litteratur die größten Verdienste erworben hatte, litt durch die Jansenistischen und Quesnelischen Verfolgungen der Jesuiten am meisten. Mancher edle Mann aus der Congregation des h. Maurus schmachtete lange Zeit im Gefängnisse, weil er seinen Augustin nicht jesuitisch verstehen wollte, und daß die Wahrheit durch die Schriften eines Dupin, Natalis Alexander und mehrerer solcher das nicht gewann, was sie hätte gewinnen können, war wieder bloß Jesuitismus Schuld. Für so viele erstickte Keime der Wahrheit war es schöner Ersatz — der Historiker Harduin! Männer solcher Art haben ihren historischen Skepticismus gewöhnlich von sich selbst abstrahirt. Harduin und Berruyer sollten Zeitgenossen gewesen seyn.

Billig verdient unter allen Französischen Theologen am Ende dieser Periode vorzüglich ausgezeichnet zu werden Richard Simon, ein Genie von vieler Aehnlichkeit mit Bayle, so weit Verschiedenheit der von ihnen bearbeiteten Fächer Aehnlichkeit bemerken läßt. Was er für biblische Kritik und für Kirchengeschichte geschrieben hat, ist meist alles trefflich, und selbst wir Protestanten haben ungefähr erst seit dreißig Jahren diesen großen Mann recht schätzen gelernt, der, wenn

er auch nicht immer Wahrheit selbst giebt, doch den Weg zu Findung der Wahrheit, für seine Zeiten unerwartet glücklich gebahnt hat.

§. 51.

Veränderung des Ganzen seit der Trienter Synode.

Worinn hat denn also die Römisch Katholische Kirche am Ende der ganzen bisher geschilderten Periode, verglichen mit dem Anfang derselben, an wahrer wirksamer Aufklärung gewonnen? Viel ist geschrieben manches gelehrt auseinander gesetzt, eine schöne Menge trefflicher Revisionen von Kirchenvätern herausgegeben worden, brauchbare Urkunden des mittlern Zeitalters sind entdeckt und eben so nützliche Nachrichten der neuesten Kirchengeschichte in allgemeine Bekanntschaft gekommen, aber alles schien vielmehr nur reich aufgehäufter Vorrath zu seyn, der einmal zur allgemeinen Reformation gebraucht werden konnte, als daß man schon wirklich bleibend gute Wirkungen gesehen hätte.

Der Pabst tyrannisirte die Gewissen zu den Zeiten der Constitution Unigenitus, wie er es in der Periode des Trientschen Conciliums gethan hatte, die Tyrannei war itzt nur noch unerträglicher, weil sich der Pabst itzt mehr nur als bloßes Instrument brauchen lassen mußte, denn vorher geschehen war. Den alten Traum vom König der Könige hatte der heil. Vater auch noch nicht vergessen, er meinte Kön. Friedrich I. von Preussen hätte den Königstitel bei ihm holen sollen, und den Kaiser Joseph I. behandelte er noch wie einen ungerathenen Sohn. Es ist schwer zu glauben, daß der Pabst aufhören könne, Pabst zu seyn, die Hoffnung hat schon so oft getäuscht.

Der Katholischen Dogmatik hat zwar Bossuet einen täuschenden Anstrich gegeben, aber was nützt ein Anstrich,

und wie wenig hat man zu Rom auch nur diese täuschende Milderung gebilligt. Ist irgendwo Indulgenzenmißbrauch feierlich abgeschafft worden? Hat das Finanziren mit dem Leib und Blut Christi irgendwo aufgehört? Hörte man nichts mehr von erlogenen Wundern und schnitt man dem Volk die Gelegenheit ab, daß sein Heiligendienst nicht Gözendienst wurde? Ist die herrschende Gesinnung der Katholischen Kirche duldender gegen ihre dissentirenden oder irrenden Mitbrüder geworden?

Wie sehr muß sich nicht der Historiker bei Beurtheilung eines solchen allgemeinen Zustandes hüten, aus dem Erscheinen etlicher aufgeklärtern gelehrten Werke nicht sogleich auf den verbesserten Zustand des Ganzen zu schließen. Was in der letztern Hälfte dieser Periode der Katholischen Kirchengeschichte gutes geschah, geschah durch die Jansenisten; wir haben in Teutschland wohl empfunden, daß wir keine Jansenisten hatten.

1517 Den 31 Oct. Unschuldiger Anfang eines unendlich großen Werks. Fünf und neunzig Theses zu einer Schuldisputation stehen an der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen. Ehe noch ein Jahr verfloß, muß sich schon der Verf. vor dem päbstlichen Legaten zu Augsburg verantworten.

1520 Der durch das Leipziger Colloquium erbitterte Eck brachte zu Rom eine Bannbulle gegen Luthern heraus.

1521 Den 17 Apr. Der excommunicirte Mönch verantwortet sich auf dem Reichstag zu Worms vor dem jungen Kaiser aus Spanien und vor dem ganzen Reich. Karl erinnert sich, wem er seine Kaiserkrone zu verdanken habe.

1522 Luthers Uebersetzung des N. T. und Melanchthons loci theolog. erscheinen fast zu gleicher Zeit. Doch konnte Luther letztere noch auf der Wartburg gedruckt bekommen.

1524 Anfang des Abendmahlstreits, der Bauernunruhen und der Controvers mit Erasmus.

1525 Tod des Churf. Friedrich. Luthers Heurath. Große Veränderung in Preußen.

1527 Wie muthig die Reformatoren waren! Während daß Clemens VII. von Teutschen Landsknechten in der Engelsburg geängstigt wird, in Sachsen Kirchenvisitation; in Hessen Kriegsaufgebot, den Packischen Bund zu zerstören. Auch in den Nord. Reichen ist die neue Religion sogar auf Reichstagen glücklich.

1529 Protestanten. Sulejmann vor Wien. Marburger Colloquium.

1530 Den 25 Jun. Nach Verlesung der protestantischen Confession auf dem Reichstag zu Augsburg ein harter Reichstagsschluß.

1531 Ulr. Zwingli bleibt in der Schlacht bei Cappel.

1532 Nürnberger Religionsfriede, den Churf. Johann von Sachsen keinen Monat überlebt.

1534 Päbstlicher Bannstrahl gegen Heinrich VIII. in England, welchem Cranmer von seiner verhaßten Gemahlin geholfen.

1535 In Wirtemberg und Churbrandenburg ungehinderte Reformation.

1536 Schmalkaldische Artikel, im Todesjahre des Erasmus.

1540 Jesuiten-Orden von Paul III. bestätigt.

1541 Calvin zum zweitenmal nun siegreich in Genf.

1546 Der 28 Febr. Luthers Todestag. Kaum ein Vierteljahr vorher Eröffnung der Trienter Synode, und kaum vier Monate nachher brach der Religionskrieg aus.

1548 Augsburger Interim.

1552 Westphal und Calvin in einem sehr unsanften Streit mit einander.

1555 Augsburger Religionsfriede. Traurige Schicksale der neuen Partie in England.

1558 Ursprung der Universität Genf. Calvin und Beza.

1560 Melanchthons Tod. Veränderung in der Pfalz.

1563 Im Jahr der geendigten Trienter Synode, Uniformitätsacte in England. Presbyterianer.

1567 König Philipps II. Apostel in den Niederlanden. Michael Bajus.

1572 Pariser Bluthochzeit.

1580 Concordienformel. Das Jahr vorher Utrechter Union.

1590 Jak. Andreä und Sixt V. sterben in einem Jahr. Den Triumph der Orthodoxen in Chursachsen hätte wohl ersterer noch sehen mögen.

1597 Welche Streitigkeit war fruchtbarer, die zu Rom in den Congregationen d. auxiliis gratiae oder Dan. Hoffmanns Controversien zu Helmstädt.

1598 Edict von Nantes.

1602 Matth. Hoe von Hoenegg ein Oesterreicher bis 1645 Oberhofprediger in Dresden.

1609 Todesjahr des Arminius. Conr. Vorstius sein Amtsnachfolger.

1610 Remonstranz von den Antigomaristen den Staaten von Holland übergeben.

1618 Zu Prag und zu Dordrecht zwei Begebenheiten von großen Folgen.

1619 Der Streit zwischen den Tübingischen und Gießenschen Theologen wird erst recht heftig. Arnd († 1621) wird wenige dieser Schriften gelesen haben.

1629 Restitutionsedict.

1634 Amyraut von der Prädestination.

1640	Friedrich Wilhelm, Churf. in Brandenburg.
1645	Durch das Thorner Religionsgespräch hat Ge. Calixtus nichts an Orthodoxieruhm gewonnen. Grotiu und Hoe von Hoenegg starben in diesem Jahr.
1648	Lutheraner und Reformirte haben also endlich mit de Katholiken völlig gleiche Rechte in Teutschland.
1649	Das Reich der Schwärmer in England. Was für he terogene Coexistenzen Quäcker und Independenten i England; Cartesianer in den Niederlanden; Calixti stische Streitigkeiten in Teutschland und hie und d Ueberreste von Mystikern.
1652	Starb Philipp Christoph von Soetern.
1653	Fünf Propositionen aus dem Werk des Jansenius vo Pabst verdammt. Donna Olympia.
1658	Erster Anfang der Coccejusischen Streitigkeiten.
1660	Karl II. König in England. Friede zu Oliva.
1662	Starb Pascal. Streitigkeiten Alexanders VII. mit Lu wig XIV.
1664	Abbt de la Trappe.
1669	Pax Clementina.
1670	Spinozae tractatus theologico-politicus. Vergleichu des Spinoza mit seinem Zeitgenossen Hobbes.
1672	Spener fängt in Frankfurt collegia pietatis an.
1673	Klagen der Teutschen Kirche, durch die drei geistlich Churfürsten zu Rom vorgebracht.
1675	Formula consensus Helvetici. Heidegger. Franz Tu retin.
1681	Bayle kommt nach Rotterdam. Molinos in Italie Ihr Zeitgenosse Richard Simon.
1682	IV. Proposit. Cleri Gallicani.
1684	Klerikus, Prof. am Remonstr. Gymnas. zu Amsterda
1685	Churpfalz Neuburg. Edict von Nantes aufgehob

1686 Stirbt Calov. Spener kommt als Oberhofprediger nach Dresden.
1688 Neue nun vollkommene Sicherheit der englischen Kirche.
1691 Tillotson, Erzbisch. von Canterbury.
1692 Der Apokatastate Petersen abgesetzt. Das Jahr zuvor war Bekkers bezauberte Welt erschienen.
1694 Stiftung der Univ. Halle. Christ. Thomasius und die Pietisten.
1697 Bossuet und Fenelon. Clausula art. IV. pac. Ryswic. Der director Corp. Ev. wird Katholisch.
1700 Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie.
1705 Tournon in China.
1708 Väterliche Ermahnung Clemens XI. an Kaiser Joseph I. von der Oesterreich. Frömmigkeit nicht abzugehen.
1713 Constitution Unigenitus Dei filius.

Geschichte der Luther. Kirche von der Periode der Pietistischen Streitigkeiten bis auf die neuesten Zeiten.

§. 52.

Pietistische Unruhen in Leipzig.

Es war immer einer der ersten frommen Wünsche Speners gewesen, daß doch die Universitätserziehung junger Theologen zweckmäßiger und besonders die Bemühungen, Gottes Wort aufzuklären und bekannter zu machen, sowohl häufiger als glücklicher seyn möchten. Was damals gewöhnlich auf Universitäten gelesen wurde, war nichts als Polemik und Dogmatik. Man übte die Jünglinge in allen bei ältern und neuern Streitigkeiten erfundenen Distinctionen, und vergaß darüber Exegese und Kirchengeschichte. Auch immer bei bei weitem der größte Theil predigte wieder, was er auf Universitäten gehört hatte.

Ein paar Magister in Leipzig, unter welchen Aug Hermann Frank nachher der berühmteste wurde, fiengei endlich einmal an, Collegien nach Speners Plane zu lesen Teutsch zu lesen um desto allgemeinfaßlicher zu seyn, ihr Zuhörer mit Beiseitsetzung aller dogmatisch-polemischen Exeges immer einzig auf die wichtigsten praktischen Beziehungen auf merksam zu machen. Die neue Lehrmethode wurde mit all gemeinem Beifall der Lernenden, aber eben so sehr auch mi ziemlich allgemeinem Hasse mancher durch Amtscredit un Alter geschätzten Lehrer gekrönt, und letztere vergaßen nich die Mißbräuche, die mit jeder Neuerung verbunden zu sey pflegen, als wesentliche Folgen der neuen Methode ins Lich zu stellen. Bei einem Manne, wie Joh. Bened. Carpzo war, fand sich freilich durch dieses Phänomen alles gereiz was oft auch aufmerksamere Beobachter seiner selbst täusche könnte. Wurde einmal sein Auge durch Eifersucht geschärf so fand er jedes Mittel nothwendig, um einem Schwindel geist zu steuren, der, schon längst von ihm in der Stille b obachtet, mit jedem Jahr allgemeiner und gefährlicher in d Kirche zu werden schien.

Die scharfe Bestrafung des schwärmerischen Superinter denten in Rostock, Petersen, hatte nicht geschröckt; Sp ners Hoffnung besserer Zeiten hatte in seinen Augen so vi ähnliches mit Petersens Chiliasmus, daß er nicht wußt warum jener verehrt und dieser abgesezt wurde. Die Un versitäten waren bisher von diesem sich sehr verbreitende Fanatismus frei geblieben, und doch gleich sein erster For gang in Leipzig schien zu zeigen, daß er an einem solche Orte doppelt anziehende Kräfte äußern könne. Wie leich verfällt man doch ins Unedle, wenn man sich einmal ein gewisse Absicht durchzusetzen vornimmt! Die biblischen Col

:gien in Leipzig wurden endlich zerstreut, Spener wurde in Dresden gestürzt, die Orthodoxen freuten sich ihres Siegs, und :gneten sich über dem Verdienst, das sie sich um Fortpflanzung gründlicher Gelehrsamkeit durch Vertreibung dieser frommen Demagogen erworben zu haben schienen. Zu ihrem Unglück kam bei dieser Magisterverfolgung ein Mann mit ins Spiel, den wohl nie jemand des Pietismus beschuldigt hat, er aber seine nicht so ganz unschuldigen Privatkriege mit :en Theologen, gern mit einer solchen Sache in Verbindung :tzte, bei welcher die Blößen seiner Gegner recht sichtbar waren.

§. 53.

Christi. Thomasius. Neue Universität Halle, Waisenhaus daselbst.

Christian Thomasius las zu Leipzig im juridischen und philosophischen Fache mit eben dem Beifall, der bei den iblischen Collegien die volle Eifersucht der alten Theologen :rregte, und alles strömte ihm zu, nicht nur um etwas zu ernen, sondern auch um etwas zu lachen zu haben. Er lürmte und schwärmte in mehrere Fächer der Wissenschaften hinein, und es schien ihm zu einem vortrefflichen Genie nichts :u fehlen, als mehr systematisches Nachdenken, und selbst oft auch im litterarischen mehr edler Charakter. Die Sünde, Pufendorfen im Naturrecht vertheidigt zu haben, konnte man ihm zu Leipzig, wo Val. Alberti war, noch weniger verzeihen, als manchen andern sonst unverzeihlichern Fehler. Er mußte endlich seine Vaterstadt verlassen, und zog nach Halle, wo ihm so viele seiner Leipziger Schüler nachfolgten, daß eine Universität von Studirenden schon da war, noch ehe hier wirklich durch Speners Vermittelung eine hohe Schule gestiftet wurde.

Diese neue Stiftung wurde der Zufluchtsort der Pietistischen Partie, und da sich hier mit einem mal eine außeror-

deutliche Anzahl von großen Männern in allen Fächern zu-
sammenfand, so warf der Ruhm der andern Facultäten immer
auch einiges Licht auf die dasigen Theologen, unter welchen
sich Aug. Herm. Franke nicht nur durch Verdienste um
die practische Theologie, sondern auch durch politische Thätig-
keit hervorthat. Gesichert durch den Schutz des Preußischen
Monarchen konnte die neue Partie alle Conspirationen der
Hamburger, Wittenberger und Leipziger Theologen verlachen
und Franke verschaffte derselben durch Stiftung des Halli-
schen Waisenhauses bald eine neue Stütze, welche viel siche-
rer zu seyn schien, als die Harmonie der doch immer wechs-
lenden theologischen Facultät.

Unverkennbar ist das Verdienst dieser Männer um Aus-
breitung und Nutzbarmachung der Bibel. Die Scholastik ist
durch sie wieder gestürzt und für eine nützlichere Gelehrsam-
keit Raum gemacht worden. Die Religion, bisher durch ei-
ne drückende Theologie gleichsam erstickt, blühte wieder un-
gehindert empor, und man müßte vergessen, daß Menschen
als Menschen beurtheilt werden müssen, wenn man ihnen
dagegen gleichsam aufrechnen wollte, daß wahre, auf Ge-
schichte und Philologie sich gründende, theologische Gelehrsam-
keit hie und da durch ihre Revolution Schaden gelitten, daß
in das praktische Christenthum eine gewisse Förmlichkeit ge-
kommen, und endlich manchmal die fromme Wirksamkeit zu
verfolgenden Gewaltthätigkeit anderer geworden ist. Wie
unbillig wäre es, den Urhebern einer Revolution alles gera-
dehin zuzuschreiben, was bei ihnen oft noch ganz unsichtba-
rer Fehler wäre, wenn man nicht durch das Betragen der
Schüler aufmerksam gemacht würde, auch den Lehrer stren-
ger zu prüfen. Vielleicht hat selbst die Art der Streitigkei-
ten, welche diese Partie über manche Puncte der Experimen-

taltheologie hatte, sehr viel beigetragen, diese Fehler wenigstens sichtbarer zu zeigen. Man wird nie leicht unbilliger gegen einen andern, als wenn man aus eigenen innern Erfahrungen sprechen zu können glaubt, und es wird ein etwas erweiterter Cirkel mannigfaltigern Umgangs erfordert, was gerade die Freunde dieser Partie vermieden, um das individuelle seiner besondern Bildung von dem allgemein nothwendigen abzusondern zu wissen.

§. 54.

Nutzen und Schaden der Wolfischen Philosophie.

Der Streit der Hallischen und Wittebergischen Partie hatte noch nicht aufgehört, als an dem Residenzort der erstern ein Philosoph auftrat, der sich durch bloßen Wucher mit Leibnitzischen Ideen einen so allgemeinen Ruhm und Glauben verschaffte, als selbst kaum der erste Erfinder derselben während seines Lebens genossen. So gefährlich zuletzt der Mißbrauch der Philosophie ausartete, welcher Christian Wolf den Namen gegeben, so nützlich war sie doch in ihrem ersten Entstehen besonders für die theologische Litteratur.

Die Theologen der neuen siegenden Partie hätten endlich alles zuletzt in eine Homilie verwandelt, und sowohl ihre Dogmatik als Exegese wurde immer unerwiesener, je erbaulicher sie werden sollte. Wolf glaubte, durch Uebertragung der bisher von den Mathematikern beobachteten Methode auf andere Wissenschaften, den letztern eben die Gewißheit und eben den sichern Zusammenhang zu geben, der bisher so gegründeter Stolz des einzigen Geometers zu seyn schien, und fast vergaß man in der ersten Freude über die neue Erfindung, daß besonders in Ansehung der Disciplinen, welche fast einzig auf positiven Sätzen beruhen, einiger Unterschied gemacht werden müsse.

Ehe man es sich versah, erschien auch die Theologie im neuen, ihr so gar nicht paßenden, mathematischen Gewande, und wer auch noch geduldig hätte abwarten können, bis sich der erste Reiz der neuen Mode verloren, der glaubte doch die Kühnheit laut bemerken zu müssen, mit welcher man alles itzt demonstriren wollte. Auch die Lehre von der besten Welt, die man für ein so schönes Eigenthum dieser neuen Philosophie ausgab, machte sich durch einige Ausdrücke verhaßt, welche den biblischen Redarten von der Sünde nicht ganz gemäß waren. Für eigentliche Gelehrsamkeit war zwar diese neue Philosophie überhaupt gar nicht günstig, hierinn gab sie also keinen Ersatz gegen die Fehler der Waisenhauspartie: aber sie führte doch von dem einförmigen Ton frommer Empfindungen auf mehreres freimüthiges Nachdenken. Sie schärfte eben die Kräfte, welche durch jene fast gesetzmäßige Einförmigkeit so stumpf gemacht wurden; sie entdeckte die Lücken mancher bisherigen theologischen Beweise, wenn sie schon oft selbst nicht viel bessere angab. Wären alle Freunde Wolfs so bescheiden und so scharfsinnig gewesen als Bilfinger, so würde unser Jahrhundert den reinen Nutzen dieser Philosophie ohne Beimischung eines so großen Schadens genossen haben. Aber welch ein Abstand von Bilfinger bis zu Canzen und wieder von Canz bis zu Carpov!

§. 55.

Mährische Brüdergemeinen.

Mit der Geschichte der Wolfischen Philosophie läuft ein anderes Phänomen parallel, das man zwar als einen Auswuchs der Hallischen Theologie ansehen könnte, das aber doch schon von seinem Urheber und schon durch seine ersten Entwicklungen so viel originelles erhielt, daß sich nur ein entfernter historischer Zusammenhang mit der Pietistischen Partie sehen läßt.

Graf Zinsendorf, der Urheber dieses Phänomens, mag wie die meisten Fanatiker anfangs gar nicht die Absichten gehabt haben, welche sich bei wahrgenommenem Fortgang der Sache in seiner Seele aufschlossen. Ein feuriger Jüngling, für alles leicht erhitzt, und daher auch am schnellsten für Religionsideen, denen sein Enthusiasmus immer so viel voreiliger eine sinnliche Hülle gab, je weniger er durch ausgebreitete Gelehrsamkeit verhindert wurde, seinem natürlichen Hange sich zu überlassen.

Bei den beständig fortdaurenden Religionsverfolgungen in Böhmen und Mähren zogen sich mehrere der dort bedrängten Brüder in die Lausitz auf die Zinzendorfischen Güter, sie 1722
bauten Herrenhut, und ihr Beschützer gab sich alle Mühe, sie in eine ordentliche Verfassung zu bringen. Für einen Kopf, der den Plan hatte, eine neue Religionspartie zu stiften, oder wenigstens eine Kirche zu stiften, in welcher sich alle drei in Teutschland herrschende Religionen zusammen antreffen und allmälig zu wechselsweiser brüderlicher Duldung gewöhnen sollten, war kein Haufe geschickter, als diese zusammengelaufenen Mährischen Brüder.

Gemeines Volk, überdieß noch aus einer bedrängten Kirche, hat gewiß nie bestimmte Religionsbegriffe, sondern alles schwebt bei demselben in einem solchen Helldunkel, daß auch wesentlich verschiedene Ideen einander doch ähnlich sehen. Auch die besonderen gottesdienstlichen Gebräuche, welche diese Brüder mitbrachten, waren einer Ausbildung fähig, durch welche die Sinnlichkeit des Menschen ganz zum Vortheil der Religion bezaubert werden konnte. Man hatte, um den ersten Anfang der Sache zu machen der immer der schwerste ist, gar nicht nöthig, in irgend einer von den drei Religionen schon eingenommenen Kirche Veränderungen vorzunehmen; es war gleichsam freies Land,

wo sich die Brüder ansetzten. Ihre erklärte Vereinigung mit den A. C. verwandten sollte den Weg bahnen, um nicht sogleich nachtheilige Aufmerksamkeit gegen sie zu erregen, und ihre beibehaltene abweichende Religionsgebräuche sollten der Faden seyn, an welchen das noch verborgene Gewebe angeknüpft werden könnte.

Erst der Missionariuseifer des Grafen, wie er einmal recht wirksam zu werden anfieng, zeigte einen Theil dessen, was allzu argwöhnische Gemüther gleich anfangs befürchtet hatten, und da dieser erlauchte Theolog, wahrscheinlich auch sicher gemacht durch seinen ersten glücklichen Fortgang, in seinen Vorträgen und Liedern einer Schwatzhaftigkeit sich überließ, welche auch den geübtesten Denker manches unüberdachte hätte sagen machen, so änderte sich allmälig die anfangs bloß allzubilderreiche Religion in ein sinnlich religiöses Gemische, das bald eben so ärgerlich als ungereimt wurde.

Jeder Schwärmer hält auf sein Gemüthlichkeit, aber der Graf setzte Gottes Wort gar zu weit gegen dieselbe herab. Zu Herrenhut hätte immerhin eine Einrichtung seyn mögen, welche der Gütergemeinschaft der ersten Christlichen Gemeine zu Jerusalem ähnlich seyn sollte; aber so bald sich die Brüdergemeine auch in andern Ländern ausbreitete, so konnte die Heilandskasse unmöglich Gemeinkasse seyn, und das willkührliche Heurathsgouvernement mußte manchen Brüdern beschwerlich werden.

Manche fromme Seele mag dem Tadel eifriger Theologen lange nicht getraut haben, die Beispiele von Spener und Frank und alle ältere Geschichte schienen zu beweisen, daß alles Gute Widerspruch leiden müsse: aber als endlich selbst Bengel dagegen auftrat, und mit verstärkterem Ernst Vorstellungen machte als Weismann, so schied sich die

Pietistenpartie von dieser neuen Gemeine, und wenn schon Zinzendorf bis an seinen Tod in der alten und neuen Welt 1790
fortwirkte, so war doch das Glück des weitern Fortgangs dem ersten Anfange gar nicht gemäß.

Seit dem Tode des Grafen hat sich alsdenn diese Gesellschaft sichtbar gebessert, da die Verbindung zwischen Zinzendorf und der Nitschmänninn, selbst im Innern der Gemeine so viel Unruhe gemacht hatte. Ihre Religionsbegriffe haben sich sichtbar berichtigt, ihre innere Verfassung scheint von dem ersten geistlichen Despotismus glücklich verloren zu haben, ihre Coloniensucht kommt mit der Ruhe anderer Gemeinen weniger in Collision; vielleicht können die Herrenhuter im Verhältniß gegen die Lutherische Kirche noch eben das werden, was ehemals Waldenser im Verhältniß gegen die päbstliche Kirche waren — bleibende Zeugen der Lutherischen Wahrheit, wenn Lehre von der Versöhnung und andere Lutherische Grundideen von einer willkührlichen Philosophie oder von einem der strengen Orthodoxie noch nachtheiligern Indifferentismus verdrängt werden sollten.

§. 56.

Pfaffs Unionsversuche. Baumgarten stürzt die Waisenhauspartie.

In die Geschichte des erstern durch den Schein der Orthodoxie begünstigten Fortgangs der Herrenhuter war unter andern auch Canzler Pfaff in Tübingen verwickelt, ein Mann, in welchem die Vorsehung recht viele Vortheile vereinigt zu haben schien, um etwas großes auszuführen, der aber wie in seinen Unionsversuchen so bei allen seinen Unternehmungen zu viel auf seinen Ruhm und Bequemlichkeit sah, als daß er das hätte werden können, was Baumgarten in Halle unter viel weniger scheinbaren Umständen sowohl durch seine eigene Thätigkeit als durch die Thätigkeit seiner Schüler geworden ist.

Die Frankische Partie hatte zwar einige Freimüthigkeit in Ansehung der kleineren theologischen Bestimmungen ergriffen, aber es war mehr Freimüthigkeit auf das Bewußtseyn redlicher Absichten als auf feste neue Ueberzeugungsgründe gebaut. Baumgarten mit einem hinlänglichen Vorrath historischer Kenntnisse versehen, gab den Jünglingen die er bildete, manchen bisher unbenutzten Stoff zum Nachdenken, und brachte auch Englische Litteratur mehr in Umlauf, die vor ihm uns Teutschen zu unsrem größten Schaden gar zu fremd war. Was dem großen Mann an philologischen und exegetischen Einsichten entgieng, ersetzte sein Zeitgenosse Bengel, dem öfters Fehler seiner Schüler als eigene Fehler angerechnet worden, und Ernesti verbesserte mit noch entscheidenderem richterlichem Ansehen manche Fehler der Baumgartenschen Schule, welche oft im dunklen, tabellenförmigen Vortrag ihrem Lehrer ähnlicher zu seyn schien, als im Vorzug seiner ausgebreiteten historischen Kenntnisse. Hätte auch Baumgarten unter allen, die nun bei ihm sind, keinen andern Schüler gezogen, als Heilmann, welcher Freund gründlicher dogmatischer Kenntnisse würde ihm nicht danken?

§. 57.

Geschichte der neuesten theologischen Revolution.

Semler, Baumgartens vertrauter Schüler, gieng in Erweiterung der bisherigen theologischen Kenntnisse und endlich auch in freimüthiger Erschütterung der gangbaren Orthodoxie viel weiter als sein Lehrer. Durch auffallende Mißbräuche der Lehre von den Besessenen und manche für einen Hallischen Theologen wichtige Localumstände wurde der erste gelehrte Eifer desselben geweckt, und da bisher Mosheim größtentheis die Gränze der kirchenhistorischen Kenntnisse war: so konnt' es nicht fehlen, der thätige Mann kam aus diesem

unbebauten Felde mit der reichsten Ausbeute zurück. Nur zweifelt noch ein großer Theil unsers Zeitalters, ob die historischen Untersuchungen desselben in Ansehung des Kanon mit hinlänglicher kaltblütiger Ueberlegung angestellt seyen, ob nicht selbst oft Gelehrsamkeit und unermüdete Thätigkeit dem völlig unparteiischen Nachdenken habe hinderlich werden können.

Ruhiger war die Reforme, welche Teller, ein geschmackvoller Exegete, in Ansehung mancher bisher angenommenen biblischen Hauptideen in seinem Wörterbuch wagte, aber ein großer Theil auch unserer gelehrtern Theologen verhehlt hiebei seinen Argwohn gar nicht, daß Christliche Religion, wenn allmählig alles positive hinweggethan wird, nach und nach in reinen Naturalismus verwandelt werde. Sie wenden sich also noch lieber zu dem trefflich philosophirenden Spalding, der zwar auch das positive der Christlichen Religion nicht ins Licht stellt, aber dasselbe weniger geradehin zu bestreiten scheint, und sowohl durch seine Erinnerungen als durch sein Beispiel die Scheidung des allgemein nützlichen und allgemein nothwendigen von bloßer theologischer Metaphysik befördert.

Unstreitig hat die allgemeine Teutsche Bibliothek dieser theologischen Revolution den Hauptschwung gegeben. Durch sie ist die uneingeschränkteste Freimüthigkeit befördert, manche feine philosophische Speculation, mancher vorher bloß in ungelesenen Werken verborgen liegende Zweifel in allgemeinen Umlauf gekommen, und wenn die Menschen in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eben so gut Menschen sind als die der vorigen Zeitalter, so läßt sich auch vermuthen, daß selbst die richterliche Strenge dieser allgemein beglaubigten Kritik manchen Schriftsteller von

Orthodoxie zurückgeschröckt und zur Heterodoxie ermuntert habe.

§. 58.

Im Ganzen haben wir durch diese Revolution der letztern dreißig Jahre außerordentlich gewonnen, und sie werden sich wahrscheinlich einst als die glänzendste Periode der Lutherischen Kirchengeschichte auszeichnen. Wenn ist je die Bibel mit so viel kritischer Mühe behandelt, ihr erster historischer Sinn mit einem solchen Vorrath der mannigfaltigsten Kenntnisse untersucht worden? In welchem Zeitalter hat die Aufklärung des Alten Testaments durch Reisebeschreibungen, durch den Gebrauch verwandter Dialekte und durch eine an classischer Litteratur geübte Interpretationskunst so viel gewonnen? Wenn ist je der Gesichtspunct, aus welchem die Bücher besonders des alten Testaments betrachtet werden müssen, mit so viel Wahrheit und Geschmack festgesetzt worden? Welcher Zeitpunct der Lutherischen Kirche hat so viele philosophisch aufgeklärte, philologisch gelehrte und geschmackvolle Theologen gehabt, als unser Zeitalter?

Wie schwesterlich nähert sich Theologie immer mehr der Religion? Wie viel wurde nicht durch kritischen Fleiß in der Kirchengeschichte aufgeklärt? War es nicht einer Gährung werth, um die Lehre vom Kanon so berichtigt zu erhalten, als wir sie itzt haben? Der strengere Richter unsers Zeitalters wird vielleicht gegen alle diese Vortheile den herrschenden Hang zum Naturalismus abwägen wollen, über die Zügellosigkeit klagen, womit selbst oft theologische Schriftsteller solche Lehren behandeln, welche vom größern Theil ihrer Zeitgenossen nicht ohne große Wahrscheinlichkeit als biblisch glaubwürdige Lehren angesehen werden, und endlich auch von den ökonomischen Ursachen der Vielschreiberei unserer

Zeiten sprechen wollen, wodurch freilich mancher Unmündige zum Schriftsteller veranlaßt, manche der trefflichsten ältern und neuern Schriften unbenutzt bleiben mag. Wie viele der Widerlegungen der Wolfenbüttelschen Fragmente werden auch nur das nächste Jahrzehend überleben? Der Strom der theologischen Litteratur besonders seit dem es so viel Ruhm und Vortheil bringt bloß für das größre Publikum zu schreiben, wird immer breiter; aber auch tiefer?

Geschichte der Katholischen Kirche seit der Constitutionsstreitigkeit bis auf die neuesten Zeiten.

§. 59.

Reihe der Päbste.

Die Jesuiten hatten an Clemens XI. ihren Mann gefunden, der entweder befehlen mußte, was sie wollten, oder zwar die Freude hatte befehlen zu dürfen, aber nur keinen Gehorsam sah. Ersteres zeigte sich in den Jansenistischen, letzteres in den Chinesischen Missionsstreitigkeiten. Sein Nachfolger Innocenz XIII. würde besonders in Ansehung 1721
des Kirchenstaats einer der besten Regenten geworden seyn, nur lebte er nicht lange genug, um etwas großes und ganzes ausführen zu können.

Wenn aber wirklich im Conclave immer so viele feine 1724
Italiänische Politik herrscht, als man vorgibt, wie kommt es, daß ein so einfältiger Mann als Benedict XIII. zum Pabst gewählt wurde, und seine Regierung dauerte überdiß lange genug, daß Coscia und Fini große Reichthümer sammlen konnten. Clemens XII. betrog seine Wahlherrn, 1730
wie sie schon oft betrogen worden seyn mögen, der alte schon

halb blinde Greis blieb zehen Jahre lang auf dem Stuhl sitzen, und sah nicht die Kirche als seinen Nepoten an.

1740 Im Jahr der Thronbesteigung Marien Theresiens und Friederichs wurde der gelehrte Lambertini — Benedict XIV., dessen Regierung das Schlesische Generalvicariat und ein trauriger Vergleich wegen der Annaten mit Spanien
1758 verewigen. Die Jesuiten mögen es oft bereut haben, daß sie einem so schwachen Vertheidiger ihrer Sache, als Clemens XIII. war, die dreifache Krone kauften, noch mehr aber über die Unvorsichtigkeit ihres Ricci erstaunt seyn, daß er nicht noch einmal so viel Geld aufwandte, um die Wahl von Gan-
1769 ganelli zu hintertreiben, der als Clemens XIV. that, worauf man geschworen haben möchte, daß es nie ein Pabst thun würde, er dankte durch die Bulle Dominus ac Redemtor noster das beste päbstliche Garderegiment ab. Er büßte seine Kühnheit bald darauf durch den schmerzhaftesten Tod und den Jesuiten scheint die Freude zu werden, unter den Ruinen des Römischen Stuhls sich begraben zu sehen. Fast unmöglich kann sich das Pabstwesen lange mehr halten, besonders bei einem solchen Regenten als Pius VI. ist. Die Römer überhaupt und die Päbste insbesondere sind gar zu sehr in Aufklärung und Thätigkeit zurück.

Zeigt es sich nicht, wenn man alle diese Herrn zusammenstellt, daß sich der heil. Conclavengeist manchmal verfehlt, und so ungeschickt verfehlt habe, daß er der Kirche oft gerade in den gefährlichsten Zeiten den schwächsten Pabst gab. Bei einer solchen Wahlverfassung, als das Römische Conclave ist, müssen sich diese Fälle öfters ereignen. Ein paar Partheien zanken sich gewöhnlich so lange, bis beide, des Conclavenzwangs überdrüssig, endlich auf einen Menschen fallen, den oft bei dem ersten Eintritt ins Conclave gar nichts

zu solchen Erwartungen berechtigte. Welche Schwierigkeit pflegt's auch nicht zu seyn, bis endlich der heil. Conclavengeist ein solches Subject trifft, gegen welches weder der erstgeborne Sohn der Kirche noch die katholischen und apostolischen Majestäten protestiren.

§. 60.

Constitutionsstreitigkeit seit Ludw. XIV. Tode. Franz Paris.

Der Tod Ludwigs XIV. schenkte den Gegnern der Constitution Unigenitus einige Ruhe, welche aber so unveränderlich war, als das neue Hofsystem, worauf sie sich gründete. Was halfen die Appellationen an ein Concilium, wenn Cardinal Fleury für gut fand, den ersten Grundsatz der Französischen Kirchenfreiheit als Rebellion gegen den Pabst anzusehen. War es nicht erbarmenswürdiger Gewissenszwang, daß auch in der Todesstunde demjenigen die Sacramente verweigert werden sollten, der die Constitution nicht annehme, der nicht einen Beichtzettel vorzuweisen habe, worinn ihm von einem orthodoxen Priester seine unbefleckte Orthodoxie bezeugt wurde. Das Parlament nahm sich zwar der Unterdrückten an, aber der eigennützige Eifer der Bischöfe, welche sich Gegengefälligkeiten von den Jesuiten versprechen konnten, suchte den Unterdrückten auch diese einzige Schutzwehr zu entreißen.

Die Anticonstitutionisten glaubten, nun sey es Zeit, daß Gott für seine Kirche eben das wieder thue, womit er sie in den ersten Zeiten ihrer Pflanzung gegen ähnlich gefährliche Feinde gerettet habe, sie erwarteten Wunder und sahen also auch bald Wunder am Grabe eines weil. Diakonus der Kirche des h. Medard zu Paris, Franz Paris.

So haben noch wenige Vorfälle des scharfsinnigsten philosophischen Untersuchungsgeistes gespottet, als die Geschichte dieses so schnell berühmt gewordenen Kirchhofs. Fieng man

vielleicht zu philosophiren an, ehe historische Kritik den Stoff hinlänglich vorbereitet hatte? Erinnerte man sich zu wenig, was besonders bei Nervenkrankheiten die Imagination wirken kann? Bedachte man, daß ein Gerücht nirgends leichter zur großen ungeheuren Lüge wächst, als in einer Stadt, wie Paris ist? Der König verbot endlich, daß mehrere Wunder am Grabe des sel. Abbts geschehen sollten, und die Wunder blieben allmälig aus. Sebast. Joseph von Carvalho that in Portugall Wunder anderer Art, welche die Jesuiten nicht so leicht unthätig machen konnten, an deren Wirkung sie endlich auch starben.

§. 61.

Sturz des Jesuitenordens.

1750 Der Minister des neuen Königs von Portugall, welchem bei jedem Gedanken an die unmittelbar vorhergehende Regierung der volle Gräuel eines Pfaffenregiments in die Augen fallen mußte, besaß ganz die grausame Entschlossenheit, welche nothwendig ist, wenn bei einem durch Aberglauben so stupid gemachten Volk als die Portugiesen waren, protestantische Aufklärung emporkommen solle. Ein kleiner Länder-
1753 tausch im südlichen America mit Spanien machte ihn auf die Missionsfinanzkünste der Jesuiten zuerst recht thätig aufmerksam, und er entdeckte eine Quelle des Zerfalls des Portugiesischen Handels, die man vorher kaum so gefährlich vermuthet haben mag.

1759 Wenn um diese Zeit wirklich eine Verschwörung gegen das Leben des Königs Joseph entstanden ist, so darf man sich nicht wundern, daß weder der Minister noch sonst ein unparteiischer Geschichtkenner die Jesuiten ganz unschuldig glauben wollte. Malagrida war doch Jesuit, und die Analogie der ganzen Geschichte der letztern dritthalb Jahrhunderte

mußte auf diese Vermuthung führen, welche selbst auch von den Jesuiten nur mit Klagen widerlegt wurde. Es war kein in den Annalen des Ordens ganz ungewöhnliches Unglück, daß sie sich um solcher Beschuldigungen willen aus einem Königreich vertrieben sahen. So lange sie aber den Pabst zum Freund hatten, so lange sie in andern Königreichen festen Fuß behielten, war eine solche partielle Schwächung ihrer Gewalt gewöhnlich nur der Uebergang zu einer neuen rühmlich scheinenden Wiedereinsetzung. Der neue Pabst Clemens XIII. ließ aber gar nicht befürchten, was Lambertini und sein Freund Paßionei in der That mehr als gedroht hatten, und weder in Frankreich noch in Spanien zog sich zu gleicher Zeit ein sichtbares Ungewitter zusammen. Nur hatte sich doch der Zustand der ganzen Katholischen Kirche seit dreißig, vierzig Jahren ohne Katastrophe bloß durch steten Zusammenhang gewisser, gleich fortgehender Wirkungen so verändert, daß eine Totalrevolution reif zu seyn schien.

Voltaire und andere, die sich den Namen Philosophen beilegten, hatten so viel wahres und lustig falsches über den Klerus und über die Mönche geschrieben, so unterhaltend gespottet und ihren Spott so im mannigfaltigsten Gewande immer wiederholt, daß sich endlich auch diejenigen, welche vorher nicht lesen mochten oder nicht lesen konnten, bei ihrem Publicum einfanden, Damen und Minister ein Buch zur Hand nahmen, das sie ohne große Anstrengung so klug zu machen schien. Der politisch große Nutzen der Religionsduldung wurde durch die Geschichte der protestantischen Staaten mit jedem Jahrzehend immer mehr mehr bewiesen, und ein Factum, wie die schröckliche Schlachtung von Calas, kam dem Dichter von Ferney recht geschickt, um eine eindringengende Gelegenheitspredigt zu halten. Bei der allgemeinen

Circulation solcher Lectüre verlor sich sichtbar der Zauber, in welchem die Jesuiten die große Welt so lange gehalten hatten, und weil sich gewöhnlich auch das zufällige wie vorbereitet zusammenfindet, wenn die Vorsehung beschlossen hat, der Welt eine Wohlthat zu schenken, so mußte es sich glücklich schicken, daß bei der Lethargie der Könige in Spanien und Frankreich ihre großen Minister alles galten, daß Choiseul, Pompadour und das Parlament aus den verschiedensten Beweggründen einen Wunsch hegten, daß weder der damalige Jesuitengeneral noch der Pabst selbst die Gabe besaßen, im Gegenwärtigen das Zukünftige zu vermuthen.

Ein Kaufmannsproceß gab in Frankreich die erste entscheidende Veranlassung, um der Ausführung des Entwurfs näher zu kommen, den Pombal, Choiseul und Aranda unter einander verabredet zu haben schienen, und den der Pabst selbst durch seine höchst ungereimte Panegyrikusbullen, womit er
1765 den Jesuiten helfen wollte, unvorsichtig beschleunigte. Der
1768 Spanische Minister hatte die Jesuiten kaum aus Spanien abführen lassen, so erschien das Breve gegen den Herzog von Parma; die letzte Stimme des Pabsts aus dem mittlern Zeitalter, denn von itzt an wurde dem Pabst gar zu faßlich gemacht, daß wir im achtzehnten Jahrhundert seyen. Vielleicht glaubten die Jesuiten selbst durch den bald darauf folgenden Tod des Pabsts etwas zu gewinnen, aber wenn dieses hätte wahr werden sollen, so sollte nicht der Minorite Ganganelli Pabst geworden seyn.

§. 62.

Aufhebung des Jesuiterordens. Revol. Kais. Josephs II.

Der kluge Clemens XIV. wand sich zwischen der Hoffnung, die große Bourbonische Ligue durch Geschmeidigkeit und Versprechungen zu trennen, und zwischen der Furcht

bald weder das Leben des Jesuiterordens noch die wenigen übrig gebliebenen Edelsteine seiner eigenen Krone retten zu können. Er kannte die Jesuiten als Pabst und als Mensch, ihre abwechslenden Vortheile für das Pabstthum, ihren bleibenden Schaden für die Menschheit. Endlich siegte doch der 1773
letztere Gedanke, er hob durch die Bulle Dominus ac redemtor noster den Orden auf. Die Schlange zappelte zwar noch immer, auch nachdem ihr Kopf zertreten war, Clemens selbst schmeckte noch exjesuitisches Gift, und hie und da spukt noch besonders in Teutschland der abgeschiedene Geist, aber sollte wohl Hoffnung da seyn, daß er je wieder auflebe?

Noch sind nicht achtzehen Jahre verflossen, seitdem die Aufhebungsbulle des Jesuitenordens erschienen, und schon stürzt an allen Orten das ganze Gebäude des Mönchs-Wesens und selbst auch der römischen Hierarchie ein; man sieht aus dem Erfolg, welcher Grund-Pfeiler es war, der bisher das alte baufällige Capitolium hielt. Zwar schien es, als ob manche der größten und wohlthätigsten kirchlichen Reformen, die Joseph II. gemacht hatte, von seinem weisen Nachfolger 1780
Leopold II. nothwendig der politischen Convenienz aufgeopfert werden müßten; aber höchst wahrscheinlich ist dieß doch bloß eine optische Täuschung, der die Zeitgenossen bei Beurtheilung — langsam aber sicher wirkender Regenten selten entgehen; und welche Totalrevolution des ganzen Europa wird nicht endlich auch hierinn Folge der Französischen Revolution werden.

Die Katholische Kirche wird nun endlich einmal aufhören, päbstliche Kirche zu seyn, Staat und Kirche werden sich ganz in einander passen, das Volk erhält allmälig die Rechte wieder, welche ihm von der Klerisei entrissen wurden, und sobald der Consociationsgeist verbannt ist, wodurch bisher die Katholische Geistlichkeit in den entferntesten Ländern un-

ter sich zusammenhieng, so wird auch der Katholische Laie mit dem Protestanten brüderlich zusammen wohnen können. Ueber die Oesterreichischen Staaten wird sich die Aufklärung schnell wie ein Licht verbreiten; aber wie in unsern teutschen Katholischen Stiftslanden, wo man noch höchsten Orts aufgerufen wird, den Nuzen des Cölibats der Geistlichkeit troz aller gesunden Vernunft zu demonstriren? Auch hier wird wohl endlich, so wenig als zuletzt in Portugal, diese große Veränderung ausbleiben können, wenn nur die Katholische Kirche in den Oesterreichischen Staaten der Erfüllung der zwei Hauptwünsche näher gekommen seyn wird, ihre Geistlichen verheurathet zu sehen, und nicht mehr eine unbekannte Sprache vor dem Altar hören zu müssen.

Geschichte des Unglaubens seit den Zeiten der Reformation sammt der Geschichte der Socinianer.

Das interessanteste Stück der neuern Kirchengeschichte, aber auch das schwerste, weil die Gränzen zwischen diesem Abschnitt und dem Abschnitt der Geschichte der Christlichen Kirche oft so unerwartet zusammenfließen, und zu richtiger Darstellung desselben ein sicherer Totalblick über die politischen und ökonomischen Veränderungen des aufgeklärten Europa erfordert wird. Die Lessische Abhandl. in Walchs neuester Religionsgeschichte macht mit den pragmatischen Hauptideen, welche zu diesem Abschnitt gehören, sehr angenehm bekannt.

Noch hätte sollen ein Abschnitt Geschichte der Schwärmer und ihrer kleinern oder größern Haufen beigefügt werden, aber bei der Dürftigkeit des hierinn bisher vorgearbeiteten ist es unmöglich hier einen treuen pragmatischen Grundriß darzulegen.

§. 63.

Historische Veranlassungen, Italien zum Mutterlande des Unglaubens zu machen.

Auf die Reformation hatten in verschiedenen Ländern so verschiedene Umstände vorbereitet, daß der letzte Zustand, welcher aus solchen Gährungen entsprang, nach der Mannigfaltigkeit der politischen Verfassungen und selbst auch dem verschiedenen Genie einzelner Menschen höchst verschieden seyn mußte. In Italien und zum Theil auch in Frankreich war die theologische Aufklärung fast nichts anders als schwacher Lichtstrahl, der sich bei den Männern, welche classische Litteratur und Philosophie ihres Zeitalters bearbeitet hatten, auch in diese dunkle Region hinüber brach, so wie hingegen der Teutsche, der Erlernung positiver Kenntnisse, wie es scheint, vorzüglich fähig, seine ganze theologische Aufklärung aus der Bibel holte, und der Gefahr des philosophischen Skepticismus weniger unterworfen war. Nichts

mußte überhaupt auch bei einer solchen Ideenrevolution, als die Reformation veranlaßte, leichter geschehen seyn, als ein rascher Uebergang von bisheriger Leichtglaubigkeit auf allgemeine Zweifelsucht, und gegen die kühne Vermengung der Religionsgeheimnisse mit den bisher gangbaren ungereimten Lehren konnte nichts schützen, als redliche Aufmerksamkeit auf die Aussprüche der Bibel, welche, wie bei uns Teutschen, durch die ganze Art zu studiren bewährt werden mußte. Ueberdiß geben herrschende Sittenverderbnisse dem einmal rege gewordenen Zweifel an der bisher gangbaren Religion gewöhnlich immer eine unglückliche Stärke, daß man ein Joch ganz abzuschütteln sucht, das doch durch alle Reformationen nie leichter werden kann.

So viele Umstände vereinigten sich noch außer den besondern politischen Verhältnissen, um Italien zum Mutterlande des Unglaubens zu machen, der nachher in England bei nicht unähnlichen Umständen im folgenden Jahrhundert vollends ausgebildet wurde. Mich. Servet war zwar ein Spanier, Joh. Sylvanus, Adam Neuser, Ludwig Hetzer waren Teutsche, aber der größere Haufen waren immer Italiäner, die sich auch nicht blos wie erstgenannte Teutsche als irreligiöse Taugenichtse zeigten, sondern mit einer gewissen Anständigkeit den Zweifler und Unglaubigen machten, daß ihr Name des Angedenkens der Geschichte nicht unwürdig ist.

§. 64.

Socinus. Unitarier.

Jeder dieser berühmtern Unglaubigen Val. Gentilis, Matth. Gribaldi, Bernhardin Ochinus, und endlich auch den noch dazu gerechnet, der zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lebte, Jul. Cäs. Vanini, hat seinen ausgezeichnenden eigenen Charakter, seine ihm eigene

Mischung von Schwärmerei und Skepticismus, und bei dem Geschichtforscher unserer Zeiten auch seine eigene Vertheidigungsgründe der wenigern Verschuldung als man ehemals glaubte; aber keiner unter ihnen allen ist durch den Erfolg so merkwürdig geworden als Lälius und Faustus Socinus.

Schade, daß man den erstern nicht aus eigenen Schriften kennt, sondern nur aus Nachrichten seiner Zeitgenossen, vielleicht konnten ihn manche übrigens selbst große Männer seines Zeitalters nicht fassen. Der Neffe Faustus war seinem Oheim weder an Talenten noch an Kenntnissen gleich, er soll das wichtigste seiner Lehrsätze aus den hinterlassenen Papieren des letztern gelernt haben, aber weil er entweder mehr politische Thätigkeit hatte, als diese, oder weil er vielleicht auch in ein geschickteres Zeitalter er fiel, so gelang es ihm, Partiestifter zu werden. Doch auch dieser Ruhm gebührt ihm nicht ganz, die Socinianer verbitten sich mit Recht diesen Partienamen, sie sind in vielem gar nicht bei Socius Vorstellungsart geblieben, ihr Lieblingsname Unitarier scheint zwar zu allgemein, aber deutet doch zugleich auf die Lehre, von welcher sich ihr System zuerst ausbildete.

Socin ärgerte sich, wie alle diese Italiänischen Zweifler, vorzüglich an der Lehre von der Gottheit J. C. und der damit verbundenen Lehre der Dreieinigkeit, sein Aergerniß entsprang aber aus einer Denkungsart, mit welcher sich auch mancher andere Artikel der Christlichen Lehre nicht vereinigen ließ. Erst nachdem er Italien verlassen und nach Zürich gezogen war, fieng er an seine Lehre auszubreiten, der es in den meisten Ländern an Beifall nicht fehlen konnte, weil die Italiänischen Flüchtlinge in alle Welt sich zerstreut hatten, und Zweifel gegen positive Lehren immer leichter gefaßt werden, als die Beantwottung derselben.

Ueberall aber, wo schon eine gebildete neue Kirche war, widersetzte man sich mit dem größten Nachdruck dem Proselyten-Eifer dieser Unitarier, die oft auch selbst unter einander nicht recht einig waren, bald gar keine höhere Natur in Jesu annahmen als die menschliche, bald auch zur alten Hypothese der Arianer sich neigten. Sie schienen sich am besten in Polen unter dem Schutze Kön. Sigismund August verbergen zu können, und bei den Familienverbindungen, welche zwischen dem König von Polen und dem Woiwoden von Siebenbürgen waren, auch im Lande des letztern.

Die Ruhe der Siebenbürgischen Gemeinen wurde durch
1573 den Streit zwischen dem Leibartzt Gr. Blandrata und dem Superintendenten Franz Davidis gestört: dachte denn der letztere nicht ganz zusammenhängend, wenn er behauptete, daß Jesus, falls er nicht Gott sey, auch nicht angebetet werden dürfe?

In Polen wurde Rakau Hauptsitz der Unitarischen
1602 Partie. Hier hatten sie eine durch den Ruf mancher Lehrer berühmte Universität, durch deren guten Zustand der Flor ihrer Partie eben so sehr erhalten wurde, als durch die schöne Kirchenzucht, welche zur Beschämung mancher protestantischen Gemeinen unter ihnen herrschte. Aber so bald Jesuiten am Polnischen Hofe zu regieren anfiengen, so wurde mit den
1638 Unitariern das Vorspiel der Tragödie aufgeführt, die Lutheraner und Reformirte vollenden mußten.

Es sind viel berühmte Namen unter den Lehrern dieser Partie, weil sie die erste Zeit ihres schönsten Flors nicht überlebt hat. Andr. Dudith gehört zu ihnen, wie Erasmus zu den Reformatoren. Christo. Ostorod, Valentin Smalcius, Johann Crell und Martin Ruarus waren Teutsche, welche sich aber mit vielen ihres gleichen

nach Polen zogen. Beide letztere hat Ernst Soner, Prof. in Altdorf, gebildet, ein damals höchst gefährlicher Mann für eine Teutsche Lutherische Universität. Samuel Crell, Johann Crells Enkel, hörte sich am liebsten nach dem Namen eines alten fast ganz unbekannten Ketzers Artemon nennen. Daß doch auch die Religionspartie, welche alles einzig auf eigene vernünftige Einsichten zu gründen scheint, so gern eine theologische Ahnenprobe haben möchte!

§. 65.

Naturalisten in England.

Den letzten Grundartikel der Christlichen Religion, daß die Bibel unmittelbare göttliche Offenbarung sey, hat keiner der Unitarischen Lehrer jemals angegriffen, auch keiner der übrigen Unglaubigen, wenn er nicht bis zum atheistischen oder pantheistischen Schwärmer verfiel, bis auf diese Zeiten hin recht absichtlich und mit versuchten Beweisgründen jemals geläugnet. Die Philosophie hatte sich noch nicht genug aus der Bibel bereichert, daß sie schon ihrer Lehrerinn hätte Hohn sprechen können, und für den, welcher die Grundsätze der natürlichen Religion nach den damals gangbaren philosophischen Beweisen annehmen konnte, mußte es leicht seyn, auch die damaligen Beweise der Wahrheit der Christlichen Religion nicht unrichtig zu finden.

Von der Seite der eigentlichen Demonstration blieb also die Christliche Religion noch immer gesichert, so schlecht auch ihre Wahrheit erwiesen war, aber wer sollte es glauben, daß das erste feierliche Bekenntniß von Naturalismus ein Werk eines edlen Menschenfreundes war, dessen ganzes Herz gegen das Christenthum seines Zeitalters sich empörte?

Eduard Herbert von Cherbury sah in seinem Zeitalter, in der Periode Jakobs I. und seines unglücklichen

Sohnes Karl, den Sectengeist, der damals aus den positiven Lehrsätzen der Christlichen Religion entsprang, in einer so schröckenden Größe, und ärgerte sich so sehr an der Leichtigkeit, womit eine Christenpartie die andere zur Hölle schickte, oder womit vollends der Calviniste den Allgütigen in Ansehung der ewigen Wohlfahrt des Menschengeschlechts handeln ließ, daß der Zweifel, ob eine solche Unglück bringende und Unglück weissagende Lehre wirklich vom Allgütigen seyn könne, bis zur Ueberzeugung reifte, der Gott aller Menschen fodere von diesen weder die Einsicht in alle diese dunkle positive Lehren noch die Befolgung derselben. Er sey kein harter Mann, der sammeln wolle, wo er nicht gesäet habe, der gewisse Kenntnisse zur Bedingung des ewigen Glücks der Menschen mache, welche der größte Theil derselben nicht erhalten konnte. Was jeder Mensch wissen könne, dessen Befolgung werde von jedem Menschen gefordert werden: der tausendste Theil aber selbst in der Christenheit habe weder Kräfte noch Muße, noch Gelegenheit genug, um jene feinere Gotteserkentnisse sich zu erwerben.

Cherbury nahm die ersten Grundsätze der natürlichen Religion in der Reinigkeit an, womit sich Rousseau, durch nicht unähnliche Veranlassungen gegen das positive der Christlichen Religion eingenommen, dieselbe darstellte. Er war in Grundsätzen und Charakter sehr verschieden von seinen beiden Zeitgenossen Spinoza und Hobbes. Dem erstern zwar dem Charakter nach noch ähnlich, denn Spinoza brauchte seine pantheistischen Grundsätze eben so wenig zur Erleichterung der Moral, als er, sondern bloß mißverstandene metaphysische Begriffe hatten ihn auf dieselbe geleitet; aber dem letztern war er nach Charakter und Lehren völlig unähnlich. Wie viel hat nicht letzterer mit seinen Schriften auch der

natürlichen Religion geschadet? Wie muthwillig die Christliche Religion mißhandelt? Wie wenig war er Mann von religiöser Bedachtsamkeit und Stetigkeit?

§. 66.

Gr. v. Rochester. Shaftsbury. Bolingbroke. Hume.

Einen solchen Apostel als Hobbes hörten die Wollüstlinge am Hofe Karls II. viel lieber als den ernsthaften Tugendfreund Cherbury; noch freudiger versammelten sie sich aber um den Grafen von Rochester, wenn er mit der muthwilligsten Laune des Christenthums spottete, Lehrer und Anführer bei einem Weltgenuß wurde, der sich zuletzt noch an seiner eigenen Gesundheit rächte. Die Geschichte nennt solche Menschen kaum als Beispiele der herrschenden Denkart ihres Zeitalters, denn in die Reihe der Unglaubigen verdienen diejenigen nicht gestellt zu werden, welche bloß Schutz für ihre Lüste suchten.

Wie überhaupt nicht jeder orthodoxe Theolog einen Platz in der Kirchengeschichte verdient, so auch nicht jeder Zweifler und Unglaubige; es sind auch hier, besonders je mehr sich in neuern Zeiten die Schaar verstärkte, gar zu viele schwachsinnige, die oft mit ihren Papieren nur bewiesen, daß auch sie gerne wollten. Karl von Blount, Toland, Collins, Woolston, Tindal, Chubb und mehrere in der Antideistik genannte Schriftsteller kommen deßwegen hier nur als Namen vor, und der Name der Teutschen, welche vor dem Wolfenbüttler Fragmentisten dieser von Engländern und Franzosen betretenen Spur folgten, verdient nicht einmal genannt zu werden. Der Verfasser der Werthheimer Bibelübersetzung ist nach dem Styl seiner Zeiten behandelt worden; die Nachwelt beurtheilt ihn billiger.

Um nicht ganz ohne Nutzen von der Geschichte dieser

kleinern deistischen Krieger hinwegzugehen, bemerkt man sich ihre ihre abwechslende Arten des Angriffes, wie sie bald, durch untreue historische Vergleichungen der Wunder Jesu gespottet, bald durch Spinozistische Schwärmerei oder durch unrichtige Lobsprüche der natürlichen Religion, das Christenthum entbehrlich zu machen suchten, oder das Religionsurkundenbuch selbst von der historischen und kritischen Seite angreifen wollten, oder wohl gar von der Moral des Christenthums verächtlich sprachen.

Möchte doch das letztere der edle Shaftsbury nicht gethan haben. Wie warnend ist das Beispiel eines solchen großen Mannes, auf seine eigene ganze Studierart acht zu haben, um sich vor individuellen Vorurtheilen gegen gewisse Wahrheiten zu hüten. Vielleicht fieng auch Bolingbrokes Antipathie gegen das Christenthum auf eine ähnliche Weise an. Dem Freund einer pragmatisch politischen Geschichte mochten wohl Mosis Familienanekdoten nicht gefallen, der ganze historische Ton des Alten Testaments war ihm zuwider, und das neue Testament mußte seine unzertrennbare Verbindung mit dem A. T. entgelten. Ueberhaupt waren die Juden kein Volk für den politisirenden Historiker, und Christen erschienen ihm immer nur als reformirte Juden.

Das hauptsächlichste dieser Bemerkungen paßt auch auf den scharfsinnigen Hume, wenn schon sein an methodischeres Denken gewöhnter Geist mehr auf die Hauptpuncte der Christl. Religion traf, metaphysische und historische Einwürfe geschickter vermengte. In wie vielfacher Rücksicht, Ehrgeiz, Neuerungssucht, und oft manchmal so gar gewisse Privatverhältnisse zur Entstehung oder Bekräftigung solcher Abneigungen gegen die Christl. Religion beigetragen, kann die Geschichte selten ohne lieblose Vermuthungen erzählen, weil sel=

ten der Charakter dieser Männer so genau gekannt ist, als der Charakter von Voltaire.

§. 67.

Voltaire und Rousseau. System der Natur. Wolfenbüttler Fragmente.

Alle Englische Deisten zusammengenommen haben der Christlichen Religion nicht so viel geschadet als dieser Französische Dichter. Die biblische Geschichte war unter seinen Händen, wozu er sie brauchen wollte, und sein zauberischer Witz machte die Frage ganz vergessen, ob die Erzählung auch wahr sey, ob nicht die Wahrheit einer Lehre durch den Ton des Schriftstellers, der sie vortrug, unkenntlich gemacht worden. Er, ein genauer Kenner aller Kunstgriffe der Beförderung einer gewissen Ideencirculation, wußte die Gestalt seiner Einwürfe und Lästerungen gegen das Christenthum so zu vervielfältigen, daß sich die Welt wunderte, wie sie durch diesen Mann innerhalb dreißig Jahren so klug geworden sey, und unstreitig hat er besonders die Katholische Welt lachend von manchem überzeugt, was sie vorher keinem Protestanten und keinem ihrer eigenen aufgeklärtern Theologen glauben wollte.

Er hat den Königen begreiflich gemacht, daß sie für die Bartholomäusnächte und für ihre Dragonerapostel weder in dieser noch in jener Welt Dank verdienten. Er hat so treffend abwechslend über die Mönche gespottet, daß wir, wie es scheint, nun endlich auch hier einmal die Hülle des mittlern barbarischen Zeitalters ablegen werden. Er hat allgemeine Duldung unter Protestanten und Katholiken verbreitet, und selbst die Theologen der erstern Partie konnten zu Berichtigung ihrer Vorstellungsarten aus seinen Spöttereien öfters den Nutzen ziehen, den jeder unparteiische Wahrheits=

freund auch aus der Hand seines Gegners dankbar als Geschenk annimmt.

Gewiß war es zum Glück der Religion, daß Rousseau Voltaire's Zeitgenosse war, und mit seinem rednerischen Eifer für reine Moral und aufgeklärte natürliche Religion den unermeßlichen Schaden einigermaaßen verhütete, welchen allgemein einreißender Unglauben nothwendig anrichten muß. Traurig genug, daß wir es noch als Vortheil ansehen müssen, nur nicht alle Religion niedergestürtzt zu sehen, daß einer der heftigsten Gegner der Wunderwerke Jesu noch mittelbar als Schutzwehr der Christl. Religion betrachtet werden kann: aber warum sollten wir uns hierüber in Ansehung Katholischer Länder wundern, da sich manches selbst im Protestantischen Teutschland hie und da zum Zeitalter des Systems der Natur zu neigen scheint, wenn anders die schriftstellerische Welt einen sichern Maßstab des allgemeinen Zustandes geben kann.

Die letzte große Erscheinung in den Annalen des Teutschen Unglaubens sind — die von Lessing herausgegebenen Fragmente eines Ungenannten, in welchen besonders die Auferstehungsgeschichte Jesu so feindselig aber auch so scharf angegriffen wurde, als bisher von keinem englischen oder Französischen Deisten gesah. Sollten sie, wie nicht unwahrscheinlich ist, ein Nachlaß von Reimarus seyn, so würde das Phänomen in Ansehung des Orts, wo es erschien, und selbst auch in Ansehung des Verfassers manche pragmatische Bemerkung veranlassen welche uns zur Duldung und unparteiischen Selbstprüfung führen müßte.

§. 68.

Einige Ursachen der Ausbreitung des Naturalismus.

Allgemeine Klagen über die Verkehrtheit des menschlichen Geistes klären die historische Frage nicht auf, warum gerade im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts der Unglaube so herrschend geworden, und der Aberglaube, wenn er hie und da sein Haupt noch erheben will, nicht mehr als Religionsfanatismus, sondern nur als alchimistisch hermetische Weisheit geduldet wird.

Wer kennt nicht die Wirkungen des steigenden Luxus auf alle Verhältnisse der Gesellschaft? Auf die Verfeinerung und Verfälschung der Charaktere der Menschen? Wer hat nicht als Freund der Religion mit Betrübniß die Beobachtung gemacht, daß der geistliche Stand, wie er im mittlern Zeitalter in Rücksicht auf Kenntnisse und Sitten immer der geschätzteste war, nun allmählig eben so sehr im Verhältniß gegen die Laien zurückbleibt, und den Verlust der ehemaligen bürgerlichen Achtung gar nicht durch größere Verdienste ersetzt. Der Ton, in welchem die Sache der Religion vertheidigt wird, ist dem Tone der Gegner an einnehmendem Witze gar zu selten gleich, und es ist wirklich unendlich schwerer, als unsere rüstigen theologischen Schriftsteller denken, positive Lehren, die aus einem vor siebzehen Jahrhunderten geschriebenen Buch abstrahirt werden müssen, gegen die Einwürfe einer durch Raisonnement schmeichelnden Philosophie zu vertheidigen. Ein großer Theil der Teutschen Protestantischen Theologen ist nicht einmal einig, was eigentlich vertheidigt werden solle, und der wichtige einheimische Streit über die Vorzüge der äußern oder der innern Beweise der Wahrheit des Christenthums gründet sich zu sehr auf ursprüngliche Ver-

schiedenheit der Denkfähigkeiten der Menschen, als daß er s
schnell geschlichtet werden könnte.

So traurig die Aussichten sind, welche sich durch dies
Betrachtungen eröffnen, so vermindert sich doch ein großer
Theil ihrer Furchtbarkeit, wenn man zugleich wahrnimmt,
daß sich die Moralität vieler Menschen, in unserem Zeitalter
weit weniger als in allen vorhergehenden, einzig auf Christ-
liche Religion gründet, daß die aufgeklärtesten Männer, wenn
je etwa ihre Privatmeinung nicht völlig entschieden für Christl.
Religion ist, die ganze Größe des Schadens doch kennen,
welchen jede laute Erklärung einer solchen Privatmeinung
anrichtet, daß innerhalb zwanzig bis dreißig Jahren die gan-
ze theologische Generation, welche sich gegenwärtig durch
Spalding's und Herder's und Döderlein's Schriften
bildet, überall in Consistorien sitzen, und durch ihre weise Ver-
anstaltungen endlich auch in allgemeine Ausübung bringen
wird, was bisher oft nur noch Wunsch schüchterner Weisen
oder fast kühne Unternehmung einzelner entschlossener Aufge-
klärten war.
